1 7
9 5

21 x 6

Lc (b) 10/2

Franklin

Benjamin Franklins

Kleine Schriften

meist in der Manier des Zuschauers,

nebst seinem Leben.

Aus dem Englischen

von

G. Schatz.

Zweyter Theil.

Weimar,

Im Verlage des Industrie-Comptoirs. 1794.

0827316/16

Staatl. Bibliothek Passau

I.

Ueber frühe Ehen.

An John Alleyne, Esq.

Lieber Freund,

Sie wünschen, sagen Sie, mein unpartheyisches Urtheil im Punkte frühzeitiger Ehen, zur Antwort auf die unzählichen Einwürfe einer Menge Leute gegen die Ihrige. Sie erinnern sich, daß ich damahls, als Sie mich zu Rathe zogen, Jugend auf beyden Seiten für keinen Einwurf hielt. Im Gegentheil machen mich alle meine Erfahrungen in diesem Stück geneigt, zu glauben, daß frühe Ehen

die meiste Anlage haben, gute Ehen zu werden. Die Gemüthsart und die Gewohnheiten junger Leute sind noch nicht so steif und ungeschmeidig, als sie in spätern Jahren nothwendig werden; sie bilden sich leichter nach einander, und damit fällt manche Veranlaßung zur Unzufriedenheit hinweg. Besitzt die Jugend gleich weniger von der Klugheit, die zur Führung eines Hauswesens nöthig ist, so sind doch meistens Verwandte und ältere Freunde den jungen Eheleuten mit ihrem guten Rath zur Hand, wodurch jener Mangel reichlich ersetzt wird. Frühe Ehen gewöhnen ferner junge Personen zu einer regelmäßigen und nützlichen Lebensweise, und so werden vielleicht manche Zufälle und Verbindungen, die der Gesundheit, dem guten Ruf oder beyden zugleich schädlich werden konnten, glücklich verhüthet. Für gewiße Personen kann es unter gewißen Umständen allerdings rathsam seyn, den Eintritt in diesen Stand zu verschieben; im Allgemeinen aber ist, wenn die Natur uns einen dazu tauglichen Körper gegeben hat, die Vermuthung für die Natur, daß sie recht hatte, uns den Wunsch danach einzuflößen. Ueberdieß ist mit späten Ehen noch der Nachtheil verbunden, daß die

Eltern

Eltern nicht gleiche Hoffnung haben, so lange zu leben, ihre Kinder erzogen zu sehn. Späte Kinder, sagt ein spanisches Sprichwort, sind frühe Waisen. Ein trauriger Gedanke für Leute, deren Fall das seyn mag! Bey uns in Amerika fällt das Ehebündniß gemeiniglich in den Morgen des Lebens, unsre Kinder sind daher um Mittag schon erzogen und versorgt, und so haben wir, nach vollbrachter Arbeit, einen Nachmittag und Abend froher Muße für uns selbst, dergleichen unser Freund jetzt genießt. Durch diese frühen Ehen werden wir mit mehr Kindern gesegnet, und die bey uns herrschende, von der Natur selbst eingeführte Sitte, daß jede Mutter ihr eigenes Kind säugt und wartet, macht, daß ihrer mehr am Leben bleiben. Daher die schnellen Fortschritte der Bevölkerung unter uns, die in Europa ohne Beyspiel sind. Mit Einem Wort, ich freue mich, Sie verheurathet zu sehn, und wünsche Ihnen von Herzen Glück dazu. Sie sind jetzt auf dem Wege, ein nützlicher Staatsbürger zu werden, und sind dem unnatürlichen Stande eines lebenswierigen Celibats entschlüpft — hier zu Lande das Loos vieler, die nie diese Absicht hatten, nachdem sie ihre Verände-

rung aber zu lange verschoben, endlich fanden, daß es nun zu spät sey, daran zu denken, und die nun ihr ganzes Leben in einem Zustande hinbringen, der jedes Menschen Werth um ein Großes verringert. Ein Theil eines Buchs gilt für sich verhältnißmäßig weniger, als in Verbindung mit den übrigen, und was meynen Sie wohl, daß eine halbe Scheere werth sey? Schneiden kann man damit nichts, höchstens einen hölzernen Teller abschaben.

Empfehlen Sie mich Ihrer jungen Frau, und bitten Sie sie, meine besten Wünsche anzunehmen. Ich bin alt und unbehülflich, sonst hätte ich sie eher in eigner Person überbracht. Von dem Vorrecht alter Männer, ihre jüngern Freunde mit gutem Rathe zu versorgen, will ich sehr mäßigen Gebrauch machen. Behandeln Sie Ihre Gattinn stets mit Achtung: dieß wird Sie selbst nicht allein bey ihr, sondern bey allen, die es bemerken, in Achtung setzen. Brauchen Sie nie, selbst im Scherz nicht, einen verächtlichen Ausdruck gegen sie. Verachtung im Scherz, ein paarmahl ausgetheilt und zurückbekommen, endigt sich nur zu leicht in ernstlichen

lichen Verdruß. Seyn Sie fleißig in Ihren Geschäften, und Sie werden Meister darinn werden. Seyn Sie thätig und sparsam, und Sie werden reich werden. Seyn Sie mäßig und nüchtern, und Sie werden gesund bleiben. Bleiben Sie stets der Tugend treu, und sie wird Sie glücklich machen. Wenigstens können Sie bey einem solchen Betragen am ersten hoffen, jene Güter des Lebens zu erhalten. Ich bitte Gott, daß er Sie beyde segne, und bin stets Ihr wohlwollender Freund

B. Franklin.

II.

Ueber den Tod seines Bruders, des Mr. John Franklin.

An Miss Hubbard. *)

Ich traure mit Ihnen. Unsre Familie hat ein geliebtes und schätzbares Glied verloren. Allein es

*) Die Schwiegermutter des Verstorbenen.

ist der Wille Gottes und der Natur, daß wir diese sterbliche Hülle ablegen müßen, wenn die Seele zum wahren Leben eingehen soll. Das jetzige ist mehr ein Raupenstand; eine bloße Vorbereitung zum Leben. Der Mensch ist erst dann vollständig geboren, wenn er tod ist. Warum sollten wir klagen, daß unter den Unsterblichen ein neues Kind geboren worden, daß ein neues Glied in ihren glücklichen Zirkel getreten? Wir sind Geister. Der Huld und Güte Gottes verdanken wirs, daß die Natur uns so lange den Körper leiht, als wir durch denselben uns Vergnügen verschaffen, Kenntniße erwerben, oder unsern Mitgeschöpfen Gutes thun können. Wird er zu diesen Zwecken ungeschickt, gibt er uns statt Vergnügen Schmerz, und entspricht er keiner von den Absichten mehr, wozu wir ihn erhielten, so müßen wir es abermahls als einen Beweis von Huld und Güte erkennen, daß für ein Mittel gesorgt ist, wodurch wir ihn los werden. Dieses Mittel ist der Tod. Gern laßen wir ein verstümmeltes, schmerzendes Glied, das nicht geheilt werden kann, von uns trennen. Wer sich einen Zahn ausreißt, wird ihn gern los, weil der Schmerz mit ihm zieht, und wer den ganzen

Kör-

Körper verläßt, der ist von allen Schmerzen und selbst von der Möglichkeit der Schmerzen und Krankheiten, denen dieser ausgesetzt war, und die er durch ihn noch leiden konnte, auf einmahl befreyt.

Unser Freund wurde nebst uns zu einer frohen Gesellschaft eingeladen, die nie wieder auseinander geht. Sein Platz war zuerst bereit, und er ist vor uns hingegangen. Schicklicherweise konnten wir nicht alle zusammen hinziehn; warum sollten wir also darüber klagen, da wir ihm beyde bald folgen werden, und wißen, wo wir ihn finden?

Leben Sie wohl.

B. Franklin.

III.

An den verstorbenen Doktor Mather in Boston.

Ehrwürdiger Herr,

Ich erhielt Ihren freundschaftlichen Brief mit Ihren vortreflichen Guten Rath an die Bewohner der vereinigten Staaten, den ich mit großem Vergnügen gelesen habe, und von dem ich hoffe, daß er nach Verdienst befolgt werden wird. So leicht manche Leser über Schriften dieser Art hingehn mögen, so ist doch ihre Wirkung gewiß nicht gering, wenn sie unter hunderten auch nur auf Einen unternehmenden Geist tiefen Eindruck machen.

Erlauben Sie mir eines kleinen Umstandes zu erwähnen, der, ob er sich gleich auf mich bezieht, doch auch Ihnen nicht ganz gleichgültig seyn wird. Ich war noch ein kleiner Knabe, als mir ein Buch in die Hände gerieth, das den Titel führte: „Versuche, gut zu thun," und, wenn ich

nicht irre, Ihren Vater zum Verfaßer hatte. Der frühere Besitzer deßelben hatte es so wenig geachtet, daß verschiedene Blätter herausgerißen waren; der Ueberrest aber flößte mir eine Denkungsart ein, die auf mein ganzes Betragen im Leben wirkte. Denn stets habe ich einen weit größern Werth auf das Lob eines Gutthuers, als auf jede Andre Art von Ruhm gelegt; und wenn ich, wie Sie zu glauben scheinen, ein nützlicher Bürger gewesen bin, so hat der Staat diesen Vortheil jenem Buche zu danken.

Sie sagen mir, Sie ständen in Ihrem acht und siebzigsten Jahre. Ich habe das neun und siebzigste angetreten. Wir sind zusammen alt geworden. Es ist nun über sechszig Jahre, daß ich Boston verlies, doch besinne ich mich noch gut auf Ihren Vater und Großvater, die ich beyde in der Kirche gehört, und in ihrem Hause gesehn habe. Ihren Vater sah ich zum letztenmahl im Anfang des Jahres 1724, als ich ihn, nach meinem ersten Ausflug nach Pennsylvanien, besuchte. Er empfieng mich in seiner Bibliothek, und beym Abschied zeigte er mir einen kürzern Weg aus dem Hause

durch einen engen Ausgang, oben mit einem Querbalken. Wir waren noch im Gespräch begriffen, als ich aufbrach und er mich begleitete. Ich ging voran und drehte mich halb nach ihn um, als er plötzlich rief: „Gebückt! Gebückt!“ Ich verstand das nicht, bis ich den Balken an der Stirne fühlte. Ihr Vater war ein Mann, der keine Gelegenheit versäumte, eine gute Lehre zu geben, und so sagte er zu mir: „Er ist jung, und hat die Welt „vor sich. Bück' er sich auf dem Weg hindurch, „und er wird sich manchen harten Puff ersparen.“ Dieser gute Rath, so in Kopf und Herz eingeprägt, ist mir ungemein nützlich gewesen, und noch jetzt fällt er mir oft ein, wenn ich den Stolz demüthigen, und Leute sich dadurch unglücklich machen sehe, daß sie die Nase zu hoch tragen.

Ich sehne mich sehr, meine Geburtsstadt wiederzusehn, und hoffte einst, dort meine letzte Ruhe zu finden. Ich verlies sie 1723. besuchte sie in den Jahren 1733, 1743, 1753, und 1763—1773. war ich in England. Im Jahr 1775 sah ich sie aus der Ferne, konnte aber nicht hinein, weil sie in Feindes Händen war. Im Jahr 1783. hoffte

ich hin zu kommen, konnte aber den Abschied von meinem hiesigen Posten *) nicht erhalten, und nun fürchte ich wird mir dieses Glück nie wieder zu Theil werden. Stets aber begleiten meine besten Wünsche mein geliebtes Vaterland: Esto perpetua! Jetzt ist es mit einer vortrefflichen Constitution gesegnet: möge sie ewig dauern!

Diese mächtige Monarchie erhält den Vereinigten Staaten ihre Freundschaft. Diese Freundschaft ist von der größten Wichtigkeit für unsre Sicherheit, und sollte auf das sorgfältigste gepflegt werden. Großbrittannien hat den Verlust seiner Herrschaft über uns noch nicht recht verdaut, und schmeichelt sich bisweilen noch mit der Hofnung, sie wieder zu erhalten. Umstände können diese Hoffnung stärken, und zu gefährlichen Versuchen muthigen. Ein Bruch mit Frankreich würde ganz unfehlbar uns die Engländer wieder auf den Hals ziehn, und doch haben wir einige wilde Thiere unter unsern Landsleuten, die sich Mühe geben, diese Verbindung zu schwächen.

Wir

*) Dieser Brief ist aus Paris geschrieben.

Wir wollen unsern guten Nahmen dadurch erhalten, daß wir dem gegebnen Worte treu bleiben; unsern Kredit dadurch, daß wir unsre Kontrakte erfüllen; unsere Freunde, daß wir uns dankbar und gefällig gegen Sie erzeigen; denn wir wißen nicht, wie bald wir alles dieses wiederum brauchen können.

Mit großer und aufrichtiger Hochachtung habe ich die Ehre zu seyn

Ehrwürdiger Herr,

Ihr

gehorsamster Diener
B. Franklin.

IV.

Die Pfeife.

Eine wahre Geschichte.

An seinen Neffen.

Ich war noch ein Kind, in meinem siebenten Jahre, als meine Verwandten mir an einem Festtage die Tasche mit Pfennigen füllten. Sogleich ging ich nach einen Laden, wo man Spielzeug für Kinder verkaufte; der Ton einer Pfeife aber, die ich im Vorbeygehn in der Hand eines andern Knaben sah, entzückte mich dergestalt, daß ich ihm freywillig für dieß Eine Stück meine ganze Baarschaft anbot. Nun ging es nach Hause, wo ich pfeifend durch alle Winkel zog, sehr vergnügt über meine Pfeife, aber der ganzen Familie damit zur Last. Da meine Schwestern, Brüder und Vettern hörten, was für einen Tausch ich getroffen habe, so versicherten sie mir, ich hätte viermahl mehr für das Ding gegeben, als es wehrt sey. Nun fiel mir ein, was für schöne Sachen ich für das übrige Geld hätte kaufen können, und sie lachten

mich

mich so sehr über meine Einfalt aus, daß ich für Verdruß anfing zu weinen. Die Reue machte mir nun mehr Aerger, als die Pfeife mir Vergnügen gemacht hatte.

Da dieß aber ewig bleibenden Eindruck auf mich machte, so ward mirs in der Folge sehr nützlich. Oft, wenn ich in Versuchung kam, mir etwas unnöthiges zu kaufen, sagte ich zu mir selbst: gib nicht zu viel für die Pfeife; und so sparte ich mein Geld.

Als ich groß ward, in die Welt trat, und die Handlungen der Menschen beobachtete, glaubte ich oft, sehr oft auf Leute zu treffen, die zu viel für die Pfeife gaben.

Sah ich einen Menschen, der ängstlich nach Hofgunst strebte, und der für sie seine Zeit in Vorzimmern, seine Ruhe, seine Freyheit, seine Tugend, und vielleicht seine Freunde aufopferte, so sagte ich zu mir selbst: dieser Mann gibt zu viel für seine Pfeife.

Sah ich einen andern um die Gunst des Volks buhlen, unabläßig mit politischen Händeln sich beschäftigen, und seine eignen Geschäfte darüber vernachläßigen und zu Grunde richten, so sagte ich: Wahrlich, der bezahlt zu viel für seine Pfeife.

Fand ich einen Geizhals, der sich selbst jede Gemächlichkeit des Lebens versagte, auf das Vergnügen, andern Gutes zu thun, und die Achtung seiner Mitbürger gänzlich Verzicht that, der die Freuden wohlwollender Freundschaft dem Durst, Schätze zu häufen aufopferte — Armer Mann, sagte ich, fürwahr, du bezahlst zu viel für deine Pfeife.

Traf ich auf einen Freudenjäger, der bloß um sinnlicher Genüße willen jede löbliche Verbeßerung seines Geistes oder Vermögens versäumte, so dachte ich: Betrogener Mann, du schaffst dir selbst Schmerz statt Vergnügen: du gibst zu viel für deine Pfeife.

Seh ich einen Menschen, der an schönen Kleidern, schönen Möbeln, schöner Equipage, alles

über

über sein Vermögen hängt; für die er Schulden macht, und seine Laufbahn im Gefängniße beschließt — ach, sage ich dann, der hat seine Pfeife theuer, sehr theuer bezahlt!

Wenn ich ein schönes, sanftes Mädchen an einen bösartigen Drachen von Manne verheurathet sehe, so sage ich: „Jammer und Schade, daß sie so viel für eine Pfeife gegeben hat!

Kurz, ich glaubte zu bemerken, daß die Menschen selbst sich den größten Theil ihrer Uebel durch die falsche Schätzung des Werthes der Dinge und dadurch zuziehen, daß sie immer zu viel für ihre Pfeifen geben.

V.

Bittschrift an diejenigen, die die Oberaufsicht über die Erziehung haben.

Ich wende mich an alle Kinderfreunde, und beschwöre sie, einen Blick des Mitleids auf mein unglückliches Schicksal zu werfen, und die Vorurtheile auszurotten, deren Opfer ich bin. Wir sind ein paar Zwillingsschwestern, und die zwey Augen des Menschen sind einander nicht ähnlicher, noch im Stande, sich beßer mit einander zu vertragen, als meine Schwester und ich, wenn unsre Eltern nur nicht so partheyisch wären, und den nachtheiligsten Unterschied zwischen uns machten. Ich ward von Kindheit an gezwungen, meine Schwester als ein Wesen höherer Art zu betrachten. Man ließ mich ohne den geringsten Unterricht aufwachsen, indeß man an ihrer Erziehung nichts sparte. Sie erhielt Lehrer, die sie im Schreiben, Zeichnen, in der Musik und andern Künsten unterrichteten; rührte ich hingegen von ohngefehr einen Pinsel, eine Feder oder Nadel an, so bekam ich einen derben Verweis, und mehr als einmahl, wegen Ungeschicklichkeit und Mangel

an Anstand, Schläge. In manchen Fällen, ich läugne es nicht, nahm mich meine Schwester in Gesellschaft; aber auch da spielte sie immer die erste Rolle, rief mich nur im Nothfall zu Hülfe, oder ließ mich blos an ihrer Seite figuriren.

Glauben Sie jedoch nicht, meine Herren, als gäbe mir blos Eitelkeit diese Beschwerden ein — Nein; meine Unzufriedenheit hat eine wichtigere Veranlaßung. In unsrer Familie ist es so hergebracht, daß die ganze Sorge für den Erwerb des Unterhalts auf meiner Schwester und mir liegt. Sollte nun meine Schwester von einer Krankheit befallen werden — und ich melde Ihnen bey dieser Gelegenheit im Vertrauen, daß sie dem Chiragra, der Gicht, dem Krampf unterworfen ist, anderer Zufälle zu geschweigen — was würde sodann das Schicksal unsrer armen Familie seyn? Würden unsre Eltern es nicht bitterlich bereuen müßen, unter zwey vollkommen gleichen Schwestern einen so großen Unterschied gemacht zu haben? Ach! wir würden im Elend verschmachten: denn ich selbst wäre nicht im Stande, auch nur einen Bettelbrief zu kritzeln, da ich schon bey dieser Vorstellung, die

ich

ich hier die Ehre habe, Ihnen zu überreichen, mich fremder Hülfe bedienen mußte. Haben Sie die Güte, meine Herren, unsern Eltern die Ungerechtigkeit einer ausschließenden Zärtlichkeit und die Nothwendigkeit fühlbar zu machen, ihre Sorgfalt und Zuneigung unter alle ihre Kinder gleich zu vertheilen.

Ich bin mit der tiefsten Ehrerbietung,
Meine Herren,

Ihre

gehorsame Dienerinn
Die linke Hand.

VI.

Der schöne und der häßliche Fuß.

Es gibt zwey Arten von Menschen in der Welt, von welchen, bey gleichen Graden von Gesundheit, Wohlstand und andern Annehmlichkeiten des Lebens, die eine glücklich die andere elend ist. Dieß hat seinen Grund größtentheils in den verschiedenen Gesichtspunkten, aus denen sie Sachen, Personen und Vorfälle betrachten, und in Rückwirkung dieser verschiedenen Ansichten auf ihren Geist.

In jeder möglichen Lage kann der Mensch Annehmlichkeiten und Unannehmlichkeiten finden. In jeder Gesellschaft kann er Personen und Unterhaltung antreffen, die ihm mehr oder weniger behagen. An jeder Tafel kann er Gerichte und Getränke von beßern oder schlechtern Geschmack, beßer oder schlechter zubereitete Schüßeln finden. Unter jedem Himmelsstrich wechselt schlechtes Wetter mit gutem ab; unter jeder Regierung gibt es gute und schlechte Gesetze, und gute und schlechte Handhabung dieser Gesetze. In jedem Gedichte oder Werke des Genies finden sich Schönheiten und Mängel; fast in jedem Gesicht, an jeder Person kann man schöne Züge und Fehler, gute und böse Eigenschaften bemerken.

Unter diesen Umständen heftet von obgedachten beyden Menschenarten, diejenige, die Anlage hat, glücklich zu seyn, ihre Aufmerksamkeit auf die angenehme Seite der Dinge, auf die unterhaltenden Theile des Gesprächs, die gut zugerichteten Schüßeln, den guten Wein, das schöne Wetter, u. s. w. und genießt alles mit Fröhlichkeit. Die von der zweyten Art, die zum Unglück bestimmt

sind,

sind, denken und sprechen blos von dem Gegentheil. Daher sind sie selbst beständig unzufrieden, stören durch ihre Bemerkungen das Vergnügen der Gesellschaft, beleidigen eine Menge Leute persönlich, und machen sich allenthalben verhaßt. Wäre diese Richtung des Geistes in der Natur gegründet, so müßte man diese unglücklichen Leute nur desto mehr bedauern. Allein da dieser Hang zu tadeln und allenthalben Anstoß zu finden, ursprünglich vielleicht nur aus Nachahmung angenommen und unvermerkt zur Gewohnheit wird, die, wenn jetzt auch noch so stark, doch gewiß abgelegt werden kann, wenn die, welche sie an sich haben, nur von den üblen Folgen derselben auf ihre Zufriedenheit überzeugt werden: so hoffe ich, daß diese kleine Ermahnung ihnen vielleicht nützlich werden, und sie zur Ablegung einer Gewohnheit bewegen könne, die, wenn gleich in der Ausübung größtentheils Spiel der Einbildungskraft, dennoch wichtigen Einfluß auf das ganze Leben hat, indem sie wirkliches Misvergnügen und Unglück erzeugt. Denn da Leute dieser Art einer Menge Menschen zuwider, niemanden aber angenehm sind; so erweißt ihnen niemand mehr als die allergemeinste Höflichkeit und

Achtung, und diese kaum; und so werden sie häufig in üble Stimmung gesetzt und zu Streitigkeiten und Zänkereyen verleitet. Suchen sie sich empor zu arbeiten, oder ihre Vermögensumstände zu verbeßern, so wünscht ihnen niemand guten Erfolg; niemand mag einen Schritt für sie thun, oder ein Wort zu ihrem Vortheil verlieren. Widerfährt ihnen ein Unglück, fallen sie unter die strafende Hand der Gerechtigkeit, so finden sie niemand, der sie vertheidigt oder entschuldigt, mancher hingegen sucht ihren Fehler zu vergrößern, und sie ganz verhaßt zu machen. Wollen Leute dieser Art ihre üble Gewohnheit durchaus nicht ablegen, noch sich dazu verstehen, an dem Gefälligen Gefallen zu finden, ohne sich selbst und andre absichtlich mit unangenehmen Dingen zu quälen, so thut man wohl, ihren Umgang, der immer verdrüßlich ist, und oft, besonders wenn man selbst mit in ihre Händel verwickelt wird, sehr nachtheilig werden kann, ganz zu vermeiden.

Ein alter philosophischer Freund von mir, war in diesem Punkt durch Erfahrung sehr vorsichtig geworden, und vermied sorgfältig jede nähere Verbin-

dung

dung mit solchen Menschen. Er hatte, wie andre Naturforscher, ein Thermometer, das ihm den Grad der Wärme und ein Barometer, welches ihm vermuthliches gutes oder schlechtes Wetter anzeigte; da man aber bis jetzt noch kein Werkzeug erfunden hat jemanden auf den ersten Blick jene widerwärtige Geistesstimmung abzumerken, so brauchte er zu dieser Absicht seine Füße, wovon der eine vorzüglich schön, der andere aber durch einen Unfall krumm und entstellt worden war. Sah ein Fremder bey der ersten Zusammenkunft mehr auf den häßlichen, als auf den schönen Fuß, so ward er ihm verdächtig. Sprach er aber von dem häßlichen, ohne des schönen zu erwähnen, so war dieß hinreichender Grund für meinen Philosophen, allen fernern Umgang mit ihm zu vermeiden. Nicht jedermann hat ein solches doppelfüßiges Instrument: aber jeder kann, mit ein wenig Aufmerksamkeit, Kennzeichen dieser tadelsüchtigen, fehlerspähenden Gemüthsart entdecken, und denselben Vorsatz faßen, den Umgang derer, die damit angesteckt sind, zu meiden. Ich rathe daher allen diesen kritisirenden, winselnden, unzufriedenen und unglücklichen Leuten, wenn sie von andern geachtet und geliebt seyn, und sich

selbst wohl befinden wollen, daß sie aufhören, nur auf den häßlichen Fuß zu sehen.

VII.

Unterhaltung einer Gesellschaft von Tagthierchen, nebst dem Selbstgespräch eines ältern.

An Madam Brilliant.

Sie erinnern sich vielleicht, meine theure Freundinn, als wir neulich jenen glücklichen Tag in dem reizenden Garten und der angenehmen Gesellschaft von Moulin Joly zubrachten, daß ich auf einem unserer Spaziergänge eine Weile stehen blieb, und die übrigen vor mir voraus lies. Man hatte uns eine zahllose Menge kleiner todten Fliegen von einer besondern Gattung, die man Ephemeren oder Tagthierchen nennt, gezeigt, und dabey versichert, daß in Einem Tage mehrere Geschlechter nach einander geboren würden und stürben. Zufällig wurde ich eine lebendige Gesellschaft von ihnen auf

einem

einem Blatte gewahr, die in einer Unterhaltung begriffen schien. Sie wißen, daß ich die Sprachen aller niedern Thierarten verstehe: mein zu großer Eifer in Erlernung derselben ist die beste Entschuldigung der geringen Fortschritte, die ich in Ihrer reizenden Sprache gemacht habe. Ich horchte aus Neugier auf die Gespräche dieser kleinen Geschöpfe, allein da sie vermöge der natürlichen Lebhaftigkeit ihrer Landesart zu dreyen und vieren auf einmahl sprachen, so konnte ich nur wenig aus ihrer Unterhaltung nehmen. Nur so viel schloß ich aus einzelnen, abgebrochenen Worten, die ich dann und wann unterschied, daß sie sehr heftig über den Vorzug zweyer fremden Virtuosen, eines Mosquito, und einer Schnacke, sehr heftig stritten, und auf diesen Zwist verwendeten sie ihre Zeit, wie es schien, mit so wenig Rücksicht auf die Kürze ihres Daseyns, als hätten sie die Gewißheit gehabt, einen ganzen Monat zu leben. Glückliches Volk! dachte ich, du lebst sicher unter einer weisen, gerechten und milden Regierung, da du nicht über öffentlichen Druck zu klagen hast, und keinen andern Gegenstand des Streites kennst, als die Vorzüge oder Mängel ausländischer Musik. Ich wen-

dete mich hierauf zu einem alten Graukopf, der auf einem andern Blatt allein saß, und mit sich selbst im Gespräch begriffen war. Sein Monolog amüsirte mich sehr: ich schrieb ihn deshalb nieder, und hoffe, er soll auch sie, der ich für die angenehmste aller Belustigungen, ihre köstliche Gesellschaft und himmlische Harmonie so viel Dank schuldig bin, nicht minder belustigen.

„Die gründlichsten Naturforscher unsres Ge„schlechts, sagte der Graukopf, die lange vor „meiner Zeit gelebt und geblüht haben, waren der „Meinung, daß diese weite Welt von Moulin Joly „selbst nicht länger als achtzehn Stunden stehen „könne, und ich glaube, sie hatten einigen Grund „zu dieser Vermuthung; denn nach der scheinbaren „Bewegung des großen Feuerballs zu schließen, der „der ganzen Natur Leben einflößt, und der sich seit „meiner Zeit sichtbarlich und beträchtlich gegen den „Ozean am Ende unsrer Erde geneigt hat, muß er „endlich seinen Lauf beschließen, in dem Gewäßer, das „uns umringt, erlöschen, und die Welt der Nacht und „Kälte überlaßen, die nothwendig allgemeinen Tod „und Zerstörung hervorbringen müßen. Ich selbst

„habe

„habe sieben von diesen Stunden gelebt: ein großer „Zeitraum, der nicht weniger als vier hundert und „zwanzig Minuten beträgt. Wie wenige von uns „bringen ihr Leben so hoch? Ich sah sieben Ge„schlechter geboren werden, blühen und sterben. „Meine jetzigen Freunde sind die Kinder und Enkel „meiner Jugendfreunde, die jetzt, ach! nicht mehr „sind. Und ich muß ihnen bald folgen, denn ob „ich gleich noch in guter Gesundheit bin, so kann „ich doch dem Laufe der Natur nach, nicht länger „als sieben oder acht Minuten zu leben hoffen. „Was nutzt nun alle Mühe und Arbeit, mit der „ich auf diesem Blatte Honigthau sammelte, den „ich ungenoßen zurücklaßen muß? Was nutzen „meine politischen Kämpfe zum Besten meiner „Landsleute, der Bewohner dieses Busches, oder „meine philosophischen Forschungen zum Besten „unsers ganzen Geschlechts? denn, was die Poli„tik betrifft, so wird (was vermögen Gesetze oder „Sitten?) das gegenwärtige Geschlecht der Tag„thiere, nach Verlauf weniger Minuten, gleich „denen in andern, ältern Büschen, vom Sitten„verderben ergriffen und folglich unglücklich wer„den — und in der Philosophie, wie gering sind

„da unsre Fortschritte! Ach! die Kunst ist lang und „das Leben kurz! Meine Freunde möchten mich mit „dem Nahmen trösten, den ich, wie sie sagen, „hinter mir laße; auch hätte ich ja, versichern sie, „für meinen Ruhm und den Lauf der Natur lange „genug gelebt. Allein, was soll einem Epheme„ron, das nicht mehr da ist, der Ruhm? uud was „wird aus der ganzen Geschichte werden, wenn die „achtzehnte Stunde eintritt, wo selbst die Welt, „ja ganz Moulin Joly sein Ende erreichen, und in „den allgemeinen Untergang begraben werden „wird?“ “ —

So bleibt auch mir, nach allen meinen eifrigen Bemühungen, kein dauerhaftes Vergnügen, als der Gedanke, ein langes Leben wenigstes zu guten Absichten verwendet zu haben; die vernünftige Unterhaltung ein paar guter weiblicher Tagthier„chen, und dann und wann ein freundlicher Blick und ein süßer Ton von der ewig liebenswürdigen Brilliant.

B. Franklin.

VIII.

Moralen aus dem Schachspiel.

Das Schachspiel ist das älteste und allgemein bekannteste Spiel in der Welt; denn sein Ursprung steigt über die Jahrbücher der Geschichte hinaus und seit undenklichen Zeiten ist es eine Belustigung aller gebildeten Völker Asiens, der Perser, Inder und Chineser gewesen. In Europa ist es schon über tausend Jahre gewöhnlich; die Spanier haben es in ihre amerikanischen Länder eingeführt, und seit kurzem ist es auch in diesen Staaten erschienen. Es ist an sich so interessant, daß man nicht erst durch Hofnung zum Gewinst dazu gelockt werden darf, auch wird es darum nie um Geld gespielt. Wer daher Muße zu solchen Erhohlungen hat, der kann kein Spiel wählen, das unschuldiger wäre; und dieser Aufsatz, der in der Absicht geschrieben ist, einer kleinen Gesellschaft junger Freunde gewiße Fehler abzugewöhnen, die sie dabey begingen, beweißt zugleich, daß die Wirkungen deßelben auf die Seele nicht nur unschuldig sind, sondern selbst, für den Besiegten sowohl als für den Sieger heilsam werden können.

Das Schachspiel ist nicht blos ein müßiger Zeitvertreib. Mehrere sehr schätzenswerthe, im Lauf des menschlichen Lebens nützliche Eigenschaften des Gemüths kann man sich dadurch erwerben oder doch stärken, so daß sie zu Fertigkeit werden, die uns bey keiner Gelegenheit entstehen. Das Leben ist ja selbst eine Art von Schach, wo wir oft gewiße Punkte zu gewinnen und Nebenbuhler oder Gegner zu bekämpfen haben, und worinn eine unendliche Mannichfaltigkeit guter und böser Zufälle herrscht, die gewißermaaßen Folgen der Klugheit oder des Mangels an ihr sind. Beym Schachspiel können wir daher lernen

Erstens Vorsicht, die ein wenig in die Zukunft blickt, und die Folgen erwägt, die eine Handlung haben kann; denn der Spieler muß beständig sagen: „Wenn ich diesen Zug thue, was „wird dann der Vortheil meiner neuen Lage seyn? „Wie kann ihn mein Gegner zu meinem Nachtheil „benutzen? Was kann ich sonst für Züge thun, jenen zu decken, und mich selbst gegen seinen Angriff zu vertheidigen?“

Zweytens Umsicht *), die das ganze Schachbret oder den Schauplatz der Handlung überschaut, die Verhältniße der einzelnen Steine und Lagen, so wie die Gefahren, denen sie gegenseitig ausgesetzt sind, die verschiedenen Möglichkeiten, einander zu decken, die Wahrscheinlichkeit, daß der Gegner, diese Figur nehmen oder jene ziehen, diese oder jene angreifen werde, so wie die verschiedenen Mittel, seinen Streich zu vermeiden, oder die Folgen davon gegen ihn zu kehren, berechnet.

Drittens Behutsamkeit, keinen Zug zu schnell zu thun. Diese Gewohnheit erwirbt man sich am besten dadurch, daß man die Gesetze des Spiels streng beobachtet, z. B. dieses: „Wer „einen Stein berührt, muß ihn von der Stelle „ziehen: wer ihn niedersetzt, muß ihn stehen las„sen“ und zwar ist es darum beßer, diese Regeln zu beobachten, weil das Spiel dadurch ein desto rich-

*) Dieses aus einem deutschen Dialekt entlehnte Wort, welches das Lateinische circumspectio so gut ausdrükt, verdient vielleicht in unsre Büchersprache aufgenommen zu werden. d. Ue.

richtigeres Bild des menschlichen Lebens und besonders des Krieges wird, wo ihr, wenn ihr euch einmahl unvorsichtiger Weise in eine schlimme Lage gesetzt habt, nie die Erlaubniß des Feindes hoffen könnt, eure Truppen zurückzuziehn und sie sicherer zu stellen, sondern alle Folgen eurer Raschheit ausbüßen müßt.

Endlich erwerben wir uns beym Schachspiel eine Gewohnheit, über einen augenblicklichen schlimmen Anschein in der Lage unserer Angelegenheiten nicht gleich den Muth zu verlieren, wir gewöhnen uns, die Hoffnung eines günstigen Umschlags zu nähren, so wie in der Aufsuchung von Hülfsmitteln auszudauern. Dieses Spiel ist so reich an Vorfällen, der Gang und die Wendungen deßelben so mannichfaltig, das Glück darinn ist plötzlichen Veränderungen so ausgesetzt, und man endeckt so oft, nach langem Nachdenken, die Mittel, sich selbst aus einer für unüberwindlich gehaltenen Schwierigkeit herauszuhelfen; daß man den Muth selten ganz verliert, sondern den Kampf bis auf das äußerste

ver-

verfolgt, in der Hoffnung durch eigne Geschicklichkeit endlich noch zu siegen, oder doch durch Nachläßigkeit des Gegners, auf eine ehrenvolle Art unterzuliegen. Und wirklich, wer, wozu das Schach oft Veranlaßung gibt, bedenkt, daß gewiße glänzende Vortheile leicht Dünkel, und die gewöhnliche Begleiterinn deßelben, Unachtsamkeit erzeugen, durch die der Verlust leicht ersetzt werden kann, der wird endlich lernen, sich durch das augenblickliche Glück seines Gegners nicht niederschlagen, noch von jedem kleinen Hinderniß, das sich der Erreichung seiner Absichten in den Weg legt, um die Hoffnung bringen zu laßen, endlich doch glücklich zum Ziele zu kommen.

Damit nun aber dieser wohlthätige Zeitvertreib, vorzugsweise vor andern, die nicht mit gleichen Vortheilen verbunden sind, gewählt werde, so sollte man billig jeden Umstand, der das Vergnügen deßelben vermehren kann, beachten, und jedes übereilte oder harte Wort, jeden Blick und jede Handlung, die auf irgend eine Weise beleidigen könnten, vermeiden, zumahl da sie ganz mit dem unmittelbaren Zweck beyder Spieler, sich

die Zeit angenehm zu vertreiben, im Widerspruch stehen.

Also, ist man einmahl übereingekommen, streng nach den Regeln zu spielen, so müßen diese Regeln auch von beyden Seiten auf das genaueste beobachtet werden; kein Theil darf sich von ihnen losmachen, und doch den andern daran binden wollen — denn das ist nicht billig.

Zweytens; hat man ausgemacht, die Regeln nicht streng zu beobachten, und ein Theil bittet um Nachsicht, so muß er auch bereit seyn, sie dem andern widerfahren zu laßen.

Drittens; versucht es nie, euch durch einen falschen Zug aus einer Verlegenheit zu retten, oder einen Vortheil zu gewinnen, denn unmöglich kann es Vergnügen machen, mit jemand zu spielen, den man einmahl auf solchem Wege betreten hat.

Viertens; wenn euer Gegner langsam spielt, so dürft ihr ihn nicht übereilen, oder Verdruß über sein Zögern äußern. Ihr dürft nicht singen, oder pfeifen,

pfeifen, nach der Uhr sehen, ein Buch aufnehmen und darinn lesen, mit den Füßen auf der Erde oder mit den Fingern auf dem Tische spielen, noch sonst etwas treiben, das seine Aufmerksamkeit stören könnte. Denn alles das misfällt und zeigt nicht sowohl eure Kunst im Spiel, als eure List oder Ungeschliffenheit.

Fünftens dürft ihr nicht suchen, euren Gegner zu hintergehen und zu täuschen, indem ihr vorgebt, einen falschen Zug gethan, oder gar euer Spiel ganz verderbt zu haben, in der Absicht, ihn dadurch sicher und sorglos zu machen, oder seine Aufmerksamkeit von euren Planen abzuziehen: denn das ist Betrug und Schelmerey, nicht Geschicklichkeit im Spiel.

Sechstens dürft ihr, wenn ihr ein Spiel gewonnen habt, keinen triumphirenden oder beleidigenden Ausdruck brauchen, noch übermäßige Freude zeigen, sondern müßt vielmehr suchen, euren Gegner zu trösten, und durch allerley höfliche Ausdrücke, die sich mit der Wahrheit vertragen, weniger unzufrieden mit sich selbst zu machen: als z. B.

„Sie verstehen das Spiel beßer, als ich, aber Sie „sind ein wenig unachtsam: oder Sie spielen zu „hastig“ oder „Sie hatten das beste Spiel von der „Welt; wahrscheinlich fiel Ihnen etwas ein, das „Sie zerstreute, und den Vortheil auf meine Seite „lenkte.“

Siebentes; wenn ihr einen Zuschauer abgebt, indeß andere spielen, so beobachtet das tiefste Stillschweigen. Denn jeder Rath, den ihr geben könnt, muß beyde Theile beleidigen. Den, gegen welchen ihr ihn gebt; weil er machen kann, daß sein Spiel verloren geht; und eben so den andern, zu deßen Vortheil er seyn soll. Denn wenn er gleich gut ist und befolgt wird, so verliert der Spieler doch das Vergnügen, das er vielleicht genoßen hätte, wenn ihr ihm Zeit gelaßen, nachzudenken und ihn selbst zu finden. Selbst nach einem Zug oder nach mehrern Zügen dürft ihr die Figuren nicht zurückstellen und zeigen, wohin sie beßer gezogen worden wären; dieß verdrießt immer, und kann überdieß Streit und Zweifel über ihren wahren Platz veranlaßen. Alles Schwatzen mit den Spielern schwächt oder zerstreut ihre Aufmerksamkeit und ist

daher

daher immer lästig. Eben so wenig dürft ihr einem von beyden Theilen durch irgend eine Bewegung oder ein Geräusch den geringsten Wink geben. Thut ihr das, so verdient ihr nicht, daß man euch zusehen läßt. Wollt ihr eure Beurtheilungskraft üben oder zeigen, so thut es, wenn ihr Gelegenheit habt, bey eurem eignen Spiele; nicht durch Tadeln, Rath geben oder Einmischen in fremde Spiele.

Wird endlich das Spiel nicht zufolge der angegebenen Regeln, der Strenge nach, gespielt, so mäßigt eure Begierde nach dem Triumph über euere Gegner, und begnügt euch mit einem Siege über euch selbst. Hascht nicht begierig nach jedem Vortheil, den seine Ungeschicklichkeit oder Flatterhaftigkeit euch darbietet, sondern zeigt ihm freundlich, daß er durch solchen Zug einen Stein in Gefahr oder unbedeckt setze oder laße; daß er durch einen andern seinen König in eine gefährliche Lage bringe u. s. w. Durch diese großmüthige (der oben verbotenen Rauhheit so ganz entgegengesetzte) Höflichkeit könnt ihr vielleicht das Spiel an den Gegner verlieren: dafür aber werdet ihr etwas gewinnen, das mehr werth ist, — seine Achtung, sein

Wohlwollen und seine Zuneigung, und zugleich den stillen Beyfall und das Wohlwollen unpartheyischer Zuschauer.

IX.

Die Kunst sich angenehme Träume zu verschaffen.

An Miß * * * *

(Auf ihr Verlangen geschrieben.)

Da wir einen großen Theil unsers Lebens im Schlafe zubringen, worinn wir bald angenehme, bald widrige Träume haben, so ist es keine ganz gleichgültige Sache für uns, jene zu erlangen und diese zu vermeiden: denn, wirklich oder eingebildet, Schmerz bleibt Schmerz, und Vergnügen, — Vergnügen. Können wir schlafen ohne zu träumen, so haben wir den Vortheil, widrigen Träumen zu entgehen. Können wir uns aber, während des Schlafs angenehme Träume verschaffen, so ist das, wie die Franzosen sagen, tant gagné, reiner Gewinn für die Freuden des Lebens.

Zu

Zu diesem Zweck müßen wir, vor allen Dingen, durch gehörige Bewegung und große Mäßigkeit die Gesundheit zu erhalten suchen: denn, wenn der Körper krank ist, so wird die Phantasie verwirrt, und es treten meist unangenehme, bisweilen schreckliche Bilder vor die Seele. Bewegung muß man sich vor dem Eßen machen, nicht unmittelbar nach demselben: jene befördert, diese, wenn sie nicht sehr mäßig ist, verhindert die Verdauung. Eßen wir nach der Bewegung spärlich, so wird die Verdauung leicht und gut, der Körper munter, die Laune heiter seyn, und alle thierischen Verrichtungen werden ohne Beschwerden vor sich gehn. Der Schlaf, wenn er erfolgt, wird natürlich und ruhig seyn. Trägheit dagegen, mit Uebermaaß im Eßen verbunden, erzeugt Alpdrücken, Beklemmung und unaussprechliche Angst. Wir stürzen in Abgründe, werden von wilden Thieren, Mördern und Gespenstern verfolgt, und erfahren alles nur mögliche Uebel und Unglück. Bemerken Sie jedoch, daß kein allgemeines Maaß für Eßen und Arbeiten statt findet: wer viel Bewegung hat, kann, und muß sogar mehr eßen, als ein Anderer, der den Körper nur wenig anstrengt. Ueberhaupt eßen die

Menschen, seit der Ausbildung der Kochkunst, gewiß noch einmahl so viel, als die Natur fordert. Abendmahlzeiten sind nicht schädlich, wenn man zu Mittag nicht stark gegeßen hat, aber starke Mahlzeiten zu Nacht, auf ein reichliches Mittagsmahl, müßen nothwendig unruhige Nächte erzeugen. Indeß, da die Constitutionen verschieden sind, so ruhen manche auch gut nach solchen Mahlzeiten: es kostet ihnen blos einen bangen Traum und einen Schlagfluß; nach diesem schlafen sie sanft bis an den jüngsten Tag. Nichts findet man häufiger in den Zeitungen als Beyspiele von Leuten, die man, nach einem reichlichen Abendeßen, am Morgen tod im Bette fand.

Ein anderes Mittel die Gesundheit zu erhalten, worauf man vorzüglich zu sehen hat, ist ein beständiger Zugang der frischen Luft in die Schlafzimmer. Man thut sehr Unrecht, in fest verschloßenen Kammern und in Betten ringsum mit Vorhängen, zu schlafen. Keine äußere Luft, die zu uns eindringen mag, kann so ungesund seyn, als die unveränderte, oft eingeathmete Luft eines verschloßenen Zimmers. So wie siedendes Waßer

vom

vom längern Kochen nicht heißer wird, wenn die Theilchen, die eine größere Hitze annehmen, entschlüpfen können: so widerstehen auch lebende Körper so lange der Fäulniß, als die Theilchen, so bald sie faulen, ausgeworfen werden können. Die Natur treibt sie durch die Poren der Haut und Lunge aus, und in freyer, offner Luft werden sie hinweggeführt, in einem eingeschloßenen Raume hingegen athmen wir sie immer wieder ein, ob sie gleich je länger, je mehr verdorben werden. Eine Anzahl Menschen, in einen engen Raum zusammengepreßt, verderben daher in wenigen Minuten die Luft ganz, und machen sie sogar tödlich, wie in der schwarzen Höhle von Calcutta. Man sagt, ein einzelner Mensch verderbe nur Eine Gallone *) Luft in einer Minute, und es braucht daher länger Zeit, eh er die Luft eines ganzen Zimmers verderbt, gleichwohl erfolgt dieß endlich doch, und viele faulige Krankheiten haben daher ihren Ursprung. Man erzählt von Methusalem, der auf der Welt am längsten gelebt, und von dem man daher

*) Vier Pariser Pinten.

annehmen kann, daß er seine Gesundheit am besten bewährt habe, daß er immer in freyer Luft geschlafen. Nachdem er fünf hundert Jahre gelebt hatte, erschien ihm ein Engel und sprach: „Erhebe dich, „Methusalem, und baue dir ein Haus, denn „du sollst nochmahls fünf hundert Jahre leben.“ Methusalem aber antwortete und sprach: „Soll „ich nur noch fünf hundert Jahre leben, so lohnt „es nicht der Mühe, mir ein Haus zu bauen. — „Ich will ferner in freyer Luft schlafen, wie ich bisher gewohnt war.“ — Jahrhunderte lang hatten die Aerzte behauptet, die Kranken müßten vor frischer Luft bewahrt werden, als sie endlich die Entdeckung machten, daß sie ihnen doch gut thue. Man kann daher hoffen, sie werden eben so mit der Zeit entdecken, wie sie auch Gesunden nicht schädlich sey, und daß wir sodann von der Luftscheu geheilt werden, die jetzt schwache Seelen peinigt, und macht, daß sie sich eher vergiften und ersticken, als einen Flügel ihres Schlafgemachs öffnen, oder ein Fenster an ihrer Kutsche niederlaßen.

Wenn eingeschloßene Luft mit Ausdünstungen *) gesättigt ist, so nimmt sie nichts mehr auf. Die fixe Luft muß folglich in unserm Körper bleiben, und Krankheiten verursachen. Doch gibt es einige vorgängige Anzeigen, wenn die Luft anfängt schädlich zu werden, indem sie eine, anfangs nur geringe Unbehaglichkeit erzeugt, die sich, in Rücksicht der Lunge, in einer schwachen Beklemmung, und in Rücksicht der Poren der Haut durch eine Art von Jücken äußert, das schwer zu beschreiben ist, und wovon die wenigsten, die es fühlen, den Grund errathen. Man wird sich aber besinnen, daß man bisweilen, wenn man des Nachts aufwacht, und warm bedeckt ist, nur mit Mühe wieder in Schlaf kommen kann. Man wirft sich herum, und kann in keiner Lage Ruhe finden. Dieses Fickfacken (einen gemeinen Ausdruck, in Ermangelung eines beßern, zu brauchen) entsteht allein

aus

*) Unter Ausdünstungen (perspirable matter) werden hier die Dünste verstanden, die sowohl durch die Lungen, als die Poren der Haut aus unserm Körper gehn. Von einem Pfunde Speisen, die wir zu uns nehmen, verlieren sich fünf Achtel durch diese unmerkliche Ausdünstung.

aus einer Unbehaglichkeit in der Haut, die von der zurückgehaltenen fixen Luft herrührt. Das Bettzeug hat seinen Theil empfangen, und weigert sich nun, da es gesättigt ist, noch mehr aufzunehmen. Um sich hiervon durch einen Versuch zu überzeugen, laße man jemand seine Lage im Bette beybehalten, aber die Nachtkleider abwerfen, und an den unbedeckten Theil seines Körpers frische Luft kommen. So gleich wird er diesen Theil erfrischt fühlen, denn die Luft wird auf der Stelle die Haut dadurch erquicken, daß sie die angehäuften Ausdünstungen, welche sie drückten, aufleckt und hinwegnimmt. Denn jede Portion frischer Luft, die sich der warmen Haut nähert, empfängt dadurch, daß sie einen Theil von jener Ausdünstung aufnimmt, zugleich einen Grad von Hitze, der sie dünner und leichter macht, so daß sie sammt ihrer Last von der kühlern, und folglich schwerern Luft, die für einen Augenblick an ihre Stelle tritt, und sodann, wenn sie gleichfalls verändert und erwärmt ist, einer folgenden Quantität Platz macht, desto leichter weggetrieben wird. Durch diese Einrichtung verhüthet die Natur, daß die Thiere nicht durch ihren eignen Athem vergiftet werden. Die

Person

Person wird nun den Unterschied zwischen dem der Luft ausgesetzten Theil, und dem andern fühlen, der in das Bett vergraben, und von dem Zugang der Luft abgeschnitten ist, denn dieser letztere Theil äußert nun seine Unbehaglichkeit, vermöge der Vergleichung, noch merklicher, und der Sitz derselben läßt sich nun bestimmter auffinden, als vorher, da die ganze Oberfläche des Körpers davon litt.

Hier hätten wir denn eine große und allgemeine Ursache böser Träume. Denn wenn der Körper sich übel befindet, so hat dieß auch Einfluß auf die Seele, und unangenehme Ideen mancherley Art im Schlafe sind die natürlichen Folgen davon. Mittel, diesem Uebel abzuhelfen, und ihm zuvorzukommen, sind:

1) Wer mäßt ißt, (was vorhin der Gesundheit wegen überhaupt empfohlen ward) bey dem erzeugt sich in einer gegebenen Zeit weniger fixe Luft. Die Bettdecken nehmen daher länger auf, ehe sie gesättigt werden, und wir können folglich länger schlafen, ehe sie, durch Versagung dieses ihres Dienstes, unsre Ruhe stören.

2) Wenn

2) Wenn wir dünnere und leichtere Bettdecken brauchen, welche den Ausdünstungen leichter den Durchgang durch sich verstatten, so werden wir weniger beunruhigt, da man diese länger auf sich leiden kann.

3) Erwacht man von dieser Unbehaglichkeit, und findet, daß man nicht gut wieder einschlafen kann, so stehe man auf, wende das Kopfkißen um, schüttle die Bettdecke wohl, wenigstens ein zwanzigmahl, dann schlage man sie zurück und laße das Bett abkühlen; unterdeßen gehe man unangezogen, das Zimmer auf und ab, bis die Haut Zeit gefunden hat, sich ihrer Bürde zu entladen, welches immer desto geschwinder geschehen wird, je trockner und kälter die Luft ist. Fängt man denn an zu spüren, daß die kühle Luft unangenehm wird, dann kehre man wieder in sein Bett zurück, und man wird bald einschlafen, und der Schlaf sanft und angenehm seyn. Alle Szenen, die sich der Einbildungskraft dann öffnen, werden von reizender Art seyn. Mich unterhalten sie oft so angenehm, als die Theaterverzierungen einer Oper. Wer zu träge ist, aufzustehn, der kann statt deßen mit einem

Arm

Arm und Fuß die Bettdecke aufheben, so eine Quantität frischer Luft eindringen laßen, und dann durch das Fallen der Decke sie wieder mit Gewalt austreiben. Dieß, ein zwanzigmahl wiederhohlt, wird sie so von den eingesogenen Dünsten reinigen, daß man wieder eine Weile ungestört darauf schlafen kann. Diese zweyte Methode steht jedoch jener ersten weit nach.

Wer kein Freund von solchen Umständen ist, und zwey Betten haben kann, der wird sich eine große Güte thun, wenn er, im Fall er in dem erhitzten Bett erwacht, aufsteht, und sich in das kühle legt. Diese Veränderung der Betten würde auch Personen, die am Fieber krank sind, große Dienste leisten, da sie erfrischt und sehr oft Schlaf verschafft. Gewißermaaßen kann derselbe Endzweck durch ein sehr breites Bett erreicht werden, das so geräumig ist, daß man darinn für eine ganz neue und kühle Lage Platz findet.

Eine oder ein paar Bemerkungen sollen diesen kleinen Aufsatz schließen. Beym Niederlegen muß man sorgfältig darauf sehen, daß das Kopfkißen

gehörig und bequem, und ganz so, wie wir es am liebsten haben, liege: dann muß man die Glieder so ausstrecken, daß nicht einzelne Theile z. B. die Knöchel am Fuße zu stark auf einander drücken, denn ist gleich eine üble Lage anfangs nur wenig schmerzhaft, und wohl kaum merkbar, so macht doch die lange Dauer den Schmerz immer empfindlicher, die Unbehaglichkeit kann sich vielleicht erst äußern, wenn man schon schläft, und die Phantasie stören.

Dieß sind die Regeln der Kunst. Allein, ob man sie gleich im Ganzen zu Erreichung des beabsichtigten Zwecks dienlich finden wird, so gibt es doch einen Fall, indem die genaueste Beobachtung derselben völlig fruchtlos bleiben muß. Ihnen, meine theure Freundinn, brauchte ich diesen Fall nicht zu nennen: allein mein Lehrgebäude der Kunst würde dann unvollständig seyn. Dieser Fall tritt dann ein, wenn die Person, die angenehme Träume zu haben wünscht, nicht Sorge getragen hat, das zu erhalten, was vor allen andern Dingen nöthig ist.

ein gutes Gewißen!

X. Guter

X.

Guter Rath an einen jungen Handwerker.

Geschrieben im Jahre 1748.

An meinen Freund A*** B***

(Ihrem Verlangen gemäß, schreibe ich folgende Winke nieder, die mir nützlich gewesen sind, und deren Befolgung es auch für Sie werden kann.)

Bedenke, daß Zeit auch Geld ist. Wer den Tag zwey Thaler mit Arbeiten verdienen kann, und die Hälfte dieses Tages spatzieren geht, oder müßig sitzt, der darf, gibt er gleich auf seinem Spatziergange oder in seiner Unthätigkeit nur sechzehn Groschen aus, diese nicht als den einzigen Aufwand betrachten. Er hat in der That, außerdem noch einen Thaler und acht Groschen verthan, oder richtiger weggeworfen.

Bedenke, daß auch Credit Geld ist. Läßt jemand sein Geld, nach dem Zahlungstermin, in meinen Händen, so schenkt er mir die Interesse, oder soviel, als ich während dieser Zeit damit er-

werben kann. Dieß kann zu einer ansehnlichen Summe steigen, wenn jemand viel und guten Credit hat, und ihn gut zu benutzen weiß.

Bedenke, daß Geld seiner Natur nach sich schnell und stark vermehrt. Geld zeugt Geld, diese junge Brut ist gleich wieder fruchtbar, und so geht es immer weiter. Setze fünf Thaler um, so hast du Einen Profit, setze diese sechs noch einmahl um, so gibt das sieben Thaler, fünf Groschen, und so wächßt es weiter bis hundert Thaler daraus werden. Je größer die Summe ist, desto größer ist der Anwachs bey jedem Umsetzen, so daß der Gewinn immer schneller und schneller steigt. Wer ein Mutterschwein schlachtet, zerstört seine ganze Brut bis in die tausendste Generation. Wer einen Dukaten vergeudet, zerstört alles, was er damit hätte erwerben können, ganze Tonnen Goldes.

Bedenke, daß jährliche funfzig Thaler auf den Tag nur drey Groschen drey und einen halben Pfennig geben. Durch diese kleine Summe (die ganz unvermerkt von Tag zu Tag, an Zeit oder unnützen Ausgaben verloren wird) kann ein Mann

von

von Credit, ohne alles Unterpfand, den beständigen Besitz und Gebrauch von tausend Thalern haben. Ein solches Kapital, von einem thätigen Mann schnell umgesetzt, erzeugt ansehnlichen Vortheil.

Bedenke das Sprichwort: „Ein guter Zahler „ist Herr von andrer Leute Beutel.“ Wer dafür bekannt ist, daß er pünktlich und genau zur versprochenen Zeit bezahlt, hat immer und bey jeder Gelegenheit alles Geld, was seine Freunde entbehren können, in seiner Gewalt. Dieß ist oft von dem größten Nutzen. Nächst der Thätigkeit und Sparsamkeit trägt nichts mehr bey, einen jungen Mann in der Welt emporzuhelfen, als Pünktlichkeit und Ehrlichkeit in allen Geschäften: behalte deshalb nie geborgtes Geld eine Stunde über die bestimmte Zeit, wenn du nicht willst, daß die Börse deines Freundes dir vielleicht für immer verschlossen bleiben soll.

Die geringsten Kleinigkeiten, die auf eines Mannes Credit Einfluß haben, müßen beachtet werden. Das Geräusch deines Hammers um fünf

Uhr des Morgens, oder um neun Uhr des Abends, macht, daß dein Gläubiger, wenn er es hört, sich sechs Monathe länger geduldet. Sieht er dich aber an einem Billiard, oder hört er deine Stimme in einem Trinkhaus, wenn du bey der Arbeit seyn solltest, so läßt er dich den nächsten Tag um sein Geld mahnen, und preßt dirs ab, aus Furcht, es in die Concursmasse fallen zu sehn.

Wer gut bezahlt, beweißt überdieß, daß er an seine Schulden denkt: es gibt dir das Ansehn eines nachdenkenden, sowohl als rechtschaffnen Mannes, und auch das vermehrt deinen Credit noch.

Hüthe dich, alles, was du besitzest, als dein Eigenthum zu betrachten, und danach deine Einrichtung zu machen. In diesen Irrthum gerathen viele Leute, die Credit haben. Dieß zu verhüthen, halte eine Weile genaue Rechnung über deine Einnahme und Ausgabe. Gibst du dir anfangs die Mühe, auch Kleinigkeiten aufzuschreiben, so wird das die gute Wirkung haben, daß du dich überzeugst, wie ganz kleine, unbeträchtliche Ausgaben wundersam zu großen Summen auflaufen, und du wirst sehen,

was

was zeither gespart werden konnte, und künftig noch ohne große Unbequemlichkeit gespart werden kann.

Kurz, der Weg zum Reichthum ist, wenn du nur willst, so eben als der Weg zum Markte. Er hängt meistens von zwey Wörtchen ab: Thätigkeit und Sparsamkeit; das heißt: verschwende weder Zeit noch Geld, sondern mache von beyden den besten Gebrauch. Ohne Thätigkeit und Sparsamkeit kömmst du mit Nichts, bey denselben mit Allem aus. Wer alles erwirbt, was er mit Ehren erwerben kann, und (nothwendige Ausgaben abgerechnet) alles erhält, was er erwirbt, der wird sicherlich reich werden — wenn anders jenes Wesen, das die Welt regiert, und von dem Jeder Seegen zu seinem ehrlichen Fleiß erflehen sollte, seiner weisen Vorsicht nach, es nicht anders beschloßen hat.

Ein alter Handwerker.

XI.

Nöthige Winke für diejenigen, die gern reich werden möchten.

Geschrieben im Jahr 1736.

Der ganze Vortheil, den der Besitz des Geldes verschaft, ist der Gebrauch des Geldes.

Vorausgesetzt, daß du ein Mann von anerkannter Klugheit und Rechtschaffenheit bist, so kannst du mit fünf Thaler jährlich dir den Gebrauch von hundert Thalern verschaffen.

Wer des Tags vier Pfennige durch Müßiggang verliert, der verliert durch Müßiggang jährlich über fünf Thaler, das heißt, er verliert den Preiß für den Gebrauch von hundert Thalern. Wer, einen Tag in den andern gerechnet, täglich vier Pfennige unnütz ausgibt, der gibt abermahls damit das Privilegium aus, täglich hundert Thaler zu seinem Gebrauch zu haben. Wer unnöthigerweise einen Thaler werth von seiner Zeit verschwendet, der verliert einen Thaler, und handelt nicht

klüger,

klüger, als wenn er gerade zu einen Thaler zum Fenster hinauswürfe.

Wer einen Thaler verliert, verliert nicht allein diese Summe, sondern zugleich alle Vortheile, die er erwerben konnte, wenn er sie auf irgend eine Art angelegt oder umgesetzt hätte: und dieß beträgt in der Zeit, daß ein junger Mann alt wird, eine beträchtliche Summe.

Weiter. Wer auf Credit verkauft, fordert einen Preiß für seine Waare, der dem Kapital und den Zinsen seines Geldes, für die Zeit, die es ihm ausbleibt, gleich kömmt: folglich bezahlt der, der auf Credit kauft, Zinsen für das, was er kauft; und der, welcher baar bezahlt, hätte sein Geld sonst benutzen können; so daß im Grunde jeder, der etwas besitzt, was er gekauft hat, den Gebrauch davon verzinst.

Doch ist es bey Kaufen immer beßer, baar zu bezahlen, weil derjenige, der auf Credit verkauft, darauf rechnet, durch schlimme Schulden fünf an hundert zu verlieren, und deshalb auf alles, was

er so verkauft, so viel schlägt, daß ihm jeder Scha-
de wieder beykömmt.

Wer, was er kauft, auf Credit nimmt, be-
zahlt seinen Theil von jenem Aufschlag.

Wer mit baarem Gelde bezahlt, entgeht, oder
kann doch jener Auflage entgehen.

XII.

Ein Mittel aller Welt Beutel zu füllen.

In unsern Tagen, wo so allgemein über „die Sel-
„tenheit des Geldes“ geklagt wird, müßen geld-
arme Leute es mit doppeltem Dank erkennen,
wenn man ihnen ein Mittel anzeigt, wie sie ihre
Münzen rekrutiren können. Ich will sie mit dem ächs-
ten Geheimniß bekannt machen, Geld zu fangen —
mit dem sichersten Weg, leere Taschen zu füllen,
und sie immer voll zu behalten. Zwey einfache Re-
geln, genau befolgt, machen die ganze Kunst aus.

Erstlich, wähle Rechtschaffenheit und Thätigkeit zu deinen beständigen Gefährden; und

Zweytens, gib einen Pfennig weniger aus, als dein reiner Gewinn beträgt.

Dann wird dein eingeschrumpfter Beutel anfangen, zu schwellen, und nie wieder über Auszehrung klagen. Kein Gläubiger wird dich drängen, kein Mangel drücken, kein Hunger nagen, keine Blöße erstarren. Der ganze Himmel wird heller über dir leuchten, und Freude in jedem Winkel deines Herzens aufkeimen. So befolge nun diese Regeln und werde glücklich! Banne die bleichen Gespenster der Sorgen aus deiner Seele, und lebe unabhängig. Dann wirst du ein Mann seyn, und wenn ein Reicher sich naht, dein Angesicht nicht verbergen, noch den Schmerz haben, klein zu scheinen, wenn die Söhne des Glücks zu deiner Rechten prangen: denn Unabhängigkeit, bey geringer oder großer Haabe, ist immer Reichthum, und stellt dich in gleiche Reihe mit dem stolzesten Ritter vom goldnen Fließ. O, so sey denn weise, und laß Thätigkeit am Morgen mit dir gehn, und

dich begleiten bis die Abendglocke zur Ruhe läutet. Laß Rechtschaffenheit seyn wie den Athem deiner Seele, und vergiß nie, einen Pfennig übrig zu haben, wenn alle deine Ausgaben berechnet und bezahlt sind: dann wirst du den Gipfel irrdischer Glückseligkeit erreichen und Unabhängigkeit wird dein Schild und Harnisch, dein Helm und deine Krone seyn: dann wird deine Seele aufrecht gehn, und sich nicht vor den Schurken in Seide bücken, weil er Schätze besitzt; dann wirst du keinen Schlag einstecken, weil die Hand, die ihn droht, einen diamantnen Ring trägt.

XIII. Ein

XIII.

Ein ökonomisches Projekt.

An die Verfaßer einer Pariser Zeitschrift. *)

Meine Herren,

Sie unterhalten uns oft mit Nachrichten von neuen Entdeckungen. Erlauben Sie mir, durch Ihr Blatt dem Publikum eine Erfindung mitzutheilen, die ich selbst vor kurzem gemacht habe, und die, wie ich mir schmeichele, großen Nutzen stiften kann.

Ich war dieser Abende in einer großen Gesellschaft, wo man die neue Lampe der Herren Quinquet und Lange eingeführt hatte, die ihrer Hellung wegen sehr bewundert ward; allein jedermann wollte nun berichtet seyn, ob das Oehl, das sie erfordere, mit dem Licht, das sie gebe, nicht

*) Eine Uebersetzung dieses Briefs erschien in einer Pariser Zeitschrift um das Jahr 1784. Diese hier ist nach dem englischen Original gemacht, bey welchem der Verfaßer einige Verbeßerungen und Zusätze angebracht hat.

nicht in dem gewöhnlichen Verhältniß stehe, als in welchem Fall der Gebrauch derselben keine Ersparniß seyn würde. Niemand konnte uns über diesen Hauptpunkt belehren, darüber oder war nur Eine Stimme, daß es sehr zu wünschen sey, man möchte den Aufwand der Erleuchtung der Zimmer zu einer Zeit, wo alle andere Artikel häuslicher Ausgaben so sehr vermehrt werden, vermindern können.

Diese allgemeine Theilnahme an einem ökonomischen Gegenstande machte mir wahres Vergnügen, denn ich bin ein außerordentlicher Freund von Oekonomie.

Ich ging nach Hause und legte mich drey oder vier Stunden nach Mitternacht, den Kopf noch ganz voll von der Sache, zu Bette. Ein zufälliges, plötzliches Geräusch weckte mich gegen sechs Uhr des Morgens auf, und ich erstaunte mein Zimmer ganz hell erleuchtet zu finden. Ich bildete mir anfangs ein, man habe eine Anzahl von jenen Lampen hineingebracht, als ich mir aber die Augen gerieben hatte, so überzeugte ich mich, daß das Licht zu den Fenstern hereinkam. Ich stand auf,

sah mich um, wo das Licht herkomme — und da strahlte mir die Sonne entgegen, die sich eben über den Horizont erhob, von wo sie ihre Strahlen reichlich durch mein Zimmer verbreitete, deßen Laden mein Bedienter, den Abend vorher, aus Nachläßigkeit zuzumachen vergeßen hatte.

Ich sah nach meiner Uhr, die sehr richtig geht, und fand, daß es erst sechs Uhr war, und da ich es immer noch für etwas außerordentliches hielt, daß die Sonne so früh aufgehen sollte, so hohlte ich den Kalender herbey, und hier sah ich, daß allerdings an diesem Tage die Sonne um diese Stunde aufgehe. Ich blätterte weiter und fand, daß sie bis gegen das Ende des Junius jeden Morgen früher aufgehe, und sie zu keiner Zeit im Jahre länger als acht Uhr ausbleibe. Ihre Leser, die so wie ich niemahls einen Sonnenstrahl vor Mittag gesehn haben, und die selten einen Blick auf den astronomischen Theil des Kalenders werfen, werden wahrscheinlich eben so erstaunen, als ich, wenn sie von diesem frühen Aufgang der Sonne hören, und besonders, wenn ich ihnen versichere, daß sie, sogleich als sie aufgeht, auch

hell

hell macht. Ich bin davon überzeugt. Ich bin meiner Sache gewiß. Man kann seiner Sache nicht gewißer seyn. Ich sah es mit meinen eignen Augen. Die drey folgenden Morgen wiederhohlte ich meine Beobachtung, und immer war der Erfolg genau derselbe.

Und doch, wenn ich mit andern von dieser Entdeckung spreche, kann ich leicht an ihren Mienen sehen, daß sie mir, wenn sie es gleich nicht in Worten äußern, doch nicht ganz Glauben beymeßen. Ja einer von meinen Bekannten, ein gelehrter Naturforscher, versicherte mich, was den Umstand mit dem Einfallen des Lichts in mein Zimmer beträfe, so müße ich mich sicher geirrt haben: denn da wie er sagt, jedermann weiß, daß es um diese Stunde außen nicht helle ist, so folge, daß das Licht nicht von außen hineinkommen können; man müße die Erscheinung vielmehr so erklären. Die Fenster blieben durch einen Zufall offen; Licht konnten sie nicht einlaßen, denn dieses war nicht da, sie ließen also vielmehr die Dunkelheit heraus: — und so brauchte er noch mehr sinnreiche Gründe, mir zu zeigen, wie ich mich getäuscht haben könnte.

könnte. Ich gestehe, daß er mich eine Weile irre machte, überzeugen aber konnte er mich nicht, und die fernern Versuche, die ich, wie oben gemeldet, anstellte, bestärkten mich in meiner ersten Meinung.

Dieser Zufall erweckte bey mir verschiedene ernsthafte und wichtige Betrachtungen. Ich bedachte, daß ich, wenn ich nicht so früh am Morgen geweckt worden wäre, noch sechs bis sieben Stunden länger bey Sonnenschein geschlafen, und dafür in der folgenden Nacht sechs Stunden bey Kerzenlicht zugebracht hätte. Da das letztere aber offenbar ein weit kostbareres Licht ist, als das erste, so bewog mich mein Hang zur Oekonomie, mein ganzes Bischen Arithmetik aufzubieten und einige Berechnungen anzustellen, die ich Ihnen nebst der Bemerkung mittheile, daß meiner Meinung nach, in Sachen der Erfindung Nutze der Probirstein des Werthes ist, und daß eine Entdeckung, die nicht auf irgend eine Weise zum Vortheil verwendet werden kann, und nicht zu etwas nutzt, nichts nutzt.

Als Grundlage meiner Berechnung nahm ich die Voraussetzung an, daß 100,000 Familien in

Paris

Paris leben, und daß diese Familien in der Nacht stündlich ein halb Pfund Wachs oder Talglicht verbrauchen. Ich denke dieß ist, eine Familie in die andere gerechnet, eine mäßige Annahme: denn wenn ich gleich glaube, daß einige nicht so viel nöthig haben, so weiß ich doch gewiß, daß der größte Theil damit bey weitem nicht ausreicht. Setzen wir dann für den Tag sieben Stunden im Durchschnitt für die Zeit zwischen dem Aufgang der Sonne und unsern Aufstehn, (auf die folgenden sechs Monaten, wo sie von sechs bis acht Uhr Vormittags aufgeht, fallen folglich sieben Nachtstunden, wo wir Licht brennen) so steht die Rechnung also:

In den sechs Monathen zwischen dem zwanzigsten Merz und dem zwanzigsten September gibt es

Nächte	183
Stunden der Nacht, worinn wir Licht brennen	7
Dieß multiplicirt gibt die Totalsumme von Stunden	1,281.

Diese

Diese 1,281. Stunden multiplicirt mit 100,000 als der Zahl sämmtlicher Familien, geben " " 128,100,000.

Hundert und acht und zwanzig Millionen und hundert tausend Stunden, die in Paris bey Licht zugebracht werden, welches die Stunde zu einem halben Pfund Wachs oder Unschlitt gerechnet, an Gewicht beträgt " " 64,050,000.

Vier und sechzig Millionen und funfzig tausend Pfund, die (das Ganze zu einem Mittelpreiß von dreyßig Sols das Pfund gerechnet) eine Summe von sechs und neunzig Millionen und fünf und siebenzig tausend Pfund Livres tournois betragen *) " " 96,075,000.

Eine

*) Sechs und zwanzig Millionen zwanzig tausend vier hundert und zwanzig Rthlr. sächs.

Eine unermeßliche Summe! welche die Stadt Paris jährlich ersparen könnte, wenn sie die Oekonomie einführen wollte, statt der Lichter, Sonnenschein zu brauchen.

Wollte man mir einwenden, die Menschen hiengen so hartnäckig an alten Gewohnheiten; es sey so schwer, sie dahin zu bringen, vor Mittags aufzustehen, und meine Entdeckung werde daher geringen Nutzen stiften; so antworte ich: Nil desperandum. *) Ich glaube steif und fest, alle Leute von gesunden Menschenverstand werden, so bald sie aus diesem Aufsatz gelernt haben, daß es sogleich Tag wird, als die Sonne aufgeht, auf ein Mittel denken, mit ihr aufzustehen, und um die übrigen mit Gewalt zu nöthigen, möchte ich folgende Einrichtung vorschlagen.

Erstlich. Man lege eine Taxe von einem Louisdor auf jedes Fenster, das mit Laden versehen ist, die dem Tageslicht einzufallen wehren.

Zwey-

*) Man darf an nichts verzweifeln.

Zweytens, mache man von derselben heilsamen Policeyeinrichtung Gebrauch, das Brennen der Lichter zu verhindern, die uns vergangenen Winter so geneigt machte, mit dem Brennholz besser zu wirthschaften, das ist, man stelle Wachen an die Laden der Wachs und Talglichthändler, und erlaube keiner Familie wöchentlich mehr, als ein Pfund.

Drittens stelle man auch Wachen aus, die alle Karoßen u. s. w. aufhalten, die nach Sonnenuntergang über die Straßen fahren, ausgenommen die Kutschen der Aerzte, Wundärzte und Hebammen.

Viertens, laße man jeden Morgen, sobald als die Sonne aufgeht, mit allen Klocken in allen Kirchen läuten, und wenn das nicht hinreichend ist, in jeder Straße Kanonen abfeuern, die Langschläfer kräftig zu wecken, und ihnen die Augen über ihren wahren Vortheil mit Gewalt zu öffnen.

Die ganze Schwierigkeit wird auf die ersten zwey oder drey Tage fallen; hernach wird den Leu-

ten die Verbeßerung so leicht und natürlich vorkommen, als jetzt die herrschende Unregelmäßigkeit: denn ce n' est que le premier pas, qui coûte. *) Man nöthige jemand um vier Uhr des Morgens aufzustehn, und es ist mehr als wahrscheinlich, daß er den Abend um acht Uhr gern zu Bette gehn wird, und wenn er acht Stunden geschlafen hat, so wird er den folgenden Morgen schon lieber um vier Uhr aufstehen. Allein diese Summe von sechs und neunzig Millionen und sieben und funfzig tausend Livres ist noch nicht die ganze Ersparniß, die durch mein ökonomisches Projekt gemacht werden kann. Bemerken Sie, daß ich nur die eine Hälfte des Jahrs in Rechnung gebracht habe, und auch in der andern wird die Ersparniß immer noch etwas Ansehnliches betragen, obgleich die Tage kürzer sind. Ueberdieß muß der unermeßliche Vorrath von Wachs und Unschlitt, der den Sommer über nicht verbraucht worden, die Lichter den nächsten Winter um vieles wohlfeiler machen, und sie müßen so lange im niedrigen Preiße bleiben, als die vorgeschlagene Reform aufrecht erhalten wird.

Für

*) Nur der erste Schritt kostet Ueberwindung.

Für die große Wohlthat dieser Entdeckung, die ich dem Publikum so unbefangen mitgetheilt und geschenkt habe, verlange ich für mich weder eine Stelle, noch eine Pension, noch ein ausschließendes Privilegium, noch irgend eine andere Belohnung. Ich erwarte nichts davon, als die Ehre. Freylich weiß ich, daß es nicht an kleinen neidischen Seelen fehlt, die mir, wie gewöhnlich, diesen Ruhm abstreiten und vorgeben werden, meine Erfindung sey schon den Alten bekannt gewesen; vielleicht werden sie sogar Stellen aus alten Büchern zum Beweiß anführen. Ich will diesen Leuten nicht abstreiten, daß die Alten gewußt haben, daß die Sonne zu gewißen Stunden aufgehe: wahrscheinlich hatten sie, so wie wir, Kalender, die dieß vorausſagten; hieraus folgt aber nicht, daß sie gewußt hätten, die Sonne mache so gleich, als sie aufgeht, auch hell. Dieß ist es, was ich als meine Erfindung in Anspruch nehme. Wenn die Alten es aber auch wußten, so muß es doch längst wieder in Vergeßenheit gerathen seyn, denn unstreitig war es den Neuern, den Parisern wenigstens, unbekannt. Dieß zu beweisen brauche ich nur einen ganz einfachen Grund an-

zuführen. Sie sind so wohl unterrichtet, so verständig und klug als irgend ein Volk in der Welt, auch geben sie, so wie ich, sich sämmtlich für Liebhaber der Oekonomie aus, und bey den mancherley schweren Auflagen, die der Staatsbedürfniße wegen ihnen aufgelegt werden müßen, haben sie zuverläßig Ursache, gute Haushälter zu seyn. Ich sage, es ist unmöglich, daß ein so kluges Volk, unter solchen Umständen, so lange bey dem rauchrichten, ungesunden und ungeheuer kostbaren Kerzenlicht leben konnte, wenn es wirklich gewußt hätte, daß es eben so viel reines Sonnenlicht umsonst bekommen könne.

Ich bin u. s. w.

Ihr Leser.

XIV. Eine

XIV.

Eine Parabel wider den Verfolgungsgeist.

Und es begab sich nach diesem Allen, daß Abraham bey Sonnenuntergang in der Thüre seines Zeltes saß. Und er sah einen alten Mann den Weg aus der Wüste kommen, und sich auf seinen Stab stützen. Und er stand auf, ging ihm entgegen und sprach: „Lieber, kehre bey mir ein, deine Füße zu waschen, und bleibe die Nacht bey mir; so kannst du früh aufstehn und deinen Weg fortsetzen.“ Und der Mann sprach: „Ich gehe nicht mit dir, ich bleibe unter diesem Baume.“ Abraham aber nöthigte ihn fast sehr, und da kehrte er um und ging in das Zelt, und Abraham buck ungesäuert Brod, und sie aßen zusammen. Da nun Abraham sah, daß der Mann Gott nicht dankte, sprach er zu ihm: „warum betest du nicht zu dem höchsten Gott, den Schöpfer Himmels und der Erden?“ Und der Mann antwortete und sprach: „Ich bete deinen Gott nicht an, und rufe auch seinen Nahmen nicht an, denn ich habe mir selbst einen Gott gemacht, der immerdar in meinem Hause wohnt, und mir

gibt, was ich bitte.“ Da entbrannte Abrahams Zorn gegen den Mann, und er stand auf, und trieb ihn bey Nacht mit Schlägen in die Wüste. Da ließ sich Gottes Stimme hören und rief: „Abraham, wo ist der Fremdling?“ Und Abraham antwortete und sprach: „Herr, er wollte dich nicht anbeten, noch deinen Nahmen anrufen: darum hab ich ihn von mir in die Wüste gestoßen.“ Da sprach Gott: „Habe ich nicht ganzer hundert und neunzig Jahre Geduld mit ihm gehabt, ihn genährt und gekleidet, ohnerachtet seiner Halsstarrigkeit gegen mich: und du, der du selbst ein Sünder bist, konntest nicht Eine Nacht Geduld mit ihm haben?“ — Da sprach Abraham: „Herr, ich habe gesündigt; laß deinen Zorn nicht über mich entbrennen.“ Und er lief in die Wüste und suchte den Alten, führte ihn in sein Zelt, pflegte sein und entließ ihn am Morgen mit Geschenken.

XV.

Ein Apolog.

Es war einmahl ein guter Mann, der hieß Jakob, und ward sehr krank. Sein Beichtvater glaubte, er werde sterben, und rieth ihm, sein Haus zu beschicken, und seinen Frieden mit Gott zu machen, damit das Paradieß ihm nicht entgehe. Aber Jakob sagte zu ihm: „Das macht mir keine Sorge, denn diese Nacht habe ich eine Erscheinung gehabt, die mich sehr beruhigte.“ — Und das war? fragte der gute Pfarrer. — „Ich befand mich, erwiederte der Sterbende, an der Thüre des Paradieses, unter einer Menge andrer Leute, die hinein wollten. St. Petrus fragte einen jeden, von welcher Religion er sey? der eine antwortete: Ich bin römisch-katholisch. Gut, sagte St. Petrus, komm herein, und nimm unter den Katholiken Platz. Ein anderer sagte: ich bin ein Reformirter. Wohl, sagte St. Petrus, geh dort hin zu den Reformirten. Endlich fragte er auch mich, von welcher Religion ich wäre? „Ach! gab ich zur Antwort, ich hätte keine andere Religion, als das Naturgesetz und die Menschenliebe.“ Der Heilige

bedachte sich einen Augenblick, dann sprach er: „Komm' auch herein, und nimm Platz wo du willst."

XVI.

Grabschrift eines Eichhörnchens, das ein Hund getödtet hatte.

Ach, armer Mungo, du warst glücklich, hättest du nur dein Glück beßer erkannt. Fern von dem unerbittlichen Adler, dem deine Mutter zum Raube ward, hattest du nichts von seinen mörderischen Krallen zu fürchten. Eben so wenig drohte der kindische Muthwille des Jägers deinem Leben. Sicher in deinem Schloß von Draht konntest du der Bosheit Grimalkins *) trotzen. Täglich reichte dir eine holde Gebieterinn mit eigner liebkosender Hand auserlesenes Futter: aber diese Vortheile genügten dir nicht; du wolltest mehr Freyheit. Ach! du hast sie nur zu sehr genoßen! Deine übermüthige

*) Der Nahme eines Affen.

ge Laune trieb dich aus deiner Freystätte, und du fandst unter grausam-tändelnden Klauen — den Tod.

Ihr alle, ihr Verblendeten, die ihr nach mehr Freyheit seufzet, Unterthanen, Kinder, Eichhörnchen und junge Mädchen, lernt aus diesem Beyspiel, daß ein scheinbarer Zwang oft wahre Freyheit ist, und Ruhe und Ueberfluß, verbunden mit Sicherheit, gewährt.

XVII.

Der alte, arme Richard

oder

Mittel, reich zu werden.

(Als Vorrede zu einem Pennsylvanischen Almanach.)

Nichts soll, wie man sagt, einen Schriftsteller glücklicher machen, als wenn Andre seine Werke ehrfurchtsvoll citiren. Mir ist dieses Vergnügen selten zu Theil geworden. Denn, ob ich gleich, ohne Eitelkeit, sagen darf, daß ich mir seit einem Viertelsjahrhundert alljährlich keinen kleinen Nahmen unter den Kalenderschreibern gemacht habe, so muß ich doch gestehen, daß mir meine Herren Kollegen selten etwas Schönes über meine Verdienste sagten, oder sonst ein Schriftsteller meiner gedachte, so daß ich, ohne den geringen baaren Vortheil, den mir meine Arbeit verschaffte, bey dem Mangel an Beyfall allen Muth hätte verlieren müßen.

Zu meinem Troste bedachte ich endlich, der gemeine Mann, der meinen Kalender kaufe, sey doch der beste Richter über mein Verdienst, und

oft

oft hatte ich wirklich die Freude, von Leuten, die mich nicht kannten, eins und das andere von meinen Sprichwörtern, und immer mit dem Zusatz: wie der arme Richard sagt, anführen zu hören. Hieraus sah ich, daß man meine guten Lehren nicht allein schätze, sondern auch einige Achtung für meine Autorität hege, und ich gestehe, daß ich mir bisweilen, um meine Maximen zum Besten der Welt mehr in Umlauf zu bringen, die Freyheit nahm, mich mit der feyerlichsten Miene selbst zu citiren.

Man denke sich daher, wie vergnügt mich ein kleiner Vorfall, den ich jetzt erzählen will, machen mußte. Ich hielt neulich mit meinem Pferde an einem Ort, wo sich, einer öffentlichen Versteigerung wegen, eine Menge Menschen versammelt hatte. Es war noch etwas früh; die Leute sprachen von den schlechten Zeiten, und einer unter andern wendete sich an einen alten, dem Ansehn nach wohlhabenden Mann mit grauen Haaren: „Und Ihr, Vater Abraham, was sagt Ihr zu der jetzigen Zeit? Glaubt Ihr nicht auch, daß die schweren Abgaben das Land ganz aussaugen wer-

den?

den? Denn, wie ists möglich, sie zu erschwingen? Und, was meynt Ihr, das man machen soll?“ Vater Abraham dachte eine Weile nach, und erwiederte sodann: „Mein guter Rath steht euch, und zwar in aller Kürze zu Diensten: denn Ein Wort zu den Weisen ist genug, und mit Worten jagt man keine Katze in den Sack, wie der arme Richard sagt.“ Die ganze Gesellschaft drang in ihn, er möchte sprechen; man trat in einen Kreis um ihn, und er hub also an:

„Liebe Freunde und gute Nachbarn, die Abgaben sind allerdings schwer, allein wenn wir sonst keine, als die an die Obrigkeit zu zahlen hätten, so wollten wir wohl fertig werden. Wir haben aber noch ganz andere, die uns viel schwerer fallen. Unsre Faulheit, zum Beyspiel, nimmt uns zweymahl mehr ab, als die Obrigkeit, unsere Eitelkeit dreymahl, und unsere Thorheit viermahl mehr. Von diesen Abgaben kann uns kein Landesdeputirter, weder ganz noch halb, befreyen; indeß ist noch nicht alles verloren, wenn wir nur gutem Rathe folgen wollen, denn wie der arme Richard in seinem Kalender von Anno 1733. sagt: Gott hilft denen, die sich selbst helfen.“

„Ueber

„Ueber eine Regierung, die das Volk den zehnten Theil seiner Zeit zu frohnen zwänge, würde jedermann schreyen: aber die Faulheit nimmt den meisten unter uns noch weit mehr weg. Rechnet einmahl die Zeit, die ihr im gänzlichen Müßiggang, das heißt mit Nichtsthun, oder in Zerstreuungen, die eben nicht weiter führen, zubringt, und ihr werdet finden, daß ich Recht habe. Der Müssiggang verkürzt nothwendiger Weise unser Leben, weil er uns schwächlich macht. Müßiggang ist ein Rost, der weit mehr angreift, als selbst die Arbeit. Der Schlüßel, den man oft braucht, ist immer blank, sagt der arme Richard. Liebst du aber das Leben, so verderbe die Zeit nicht, sagt der arme Richard weiter; denn sie ist das Zeug, aus dem das Leben gemacht ist. Wie viel verlieren wir nicht allein dadurch, daß wir länger schlafen, als nöthig wäre, ohne zu bedenken, daß der schlafende Fuchs kein Huhn fängt, und daß wir im Grabe lange genug schlafen werden. Ist die Zeit das kostbarste unter allen Dingen, so ist Verschwendung der Zeit die größte unter allen Verschwendungen: denn, wie der arme Richard sagt, verlorne Zeit läßt sich nicht wieder finden, und was wir Zeit

genug

genug nennen, reicht am Ende selten zu. Wohlan denn, laßt uns die Hände regen, so lang wir noch Kräfte haben. Faulheit macht alles schwer, der Fleiß alles leicht. Wer spät aufsteht, wird nie fertig; eh er recht in die Arbeit kömmt, ist die Nacht schon wieder da. Die Trägheit schleicht so langsam, daß die Armuth sie bald einhohlt. Treibe dein Geschäft, damit dein Geschäft dich nicht treibt. Zeitig ins Bett, und zeitig aus dem Bette, macht den Menschen gesund, reich und klug — sagt der arme Richard."

„Was hilft es, beßere Zeiten zu wünschen und zu hoffen? Aendert euch nur selbst, so werden sich die Zeiten auch ändern. Fleiß hat nicht nöthig zu wünschen, sagt der arme Richard. Wer sich mit Hofnungen nährt, läuft Gefahr, Hungers zu sterben. Ohne Mühe hat man nichts. Ich helfe mir mit meinen Händen fort, weil ich kein Land habe, und wenn ich welches habe, so greife ich selbst mit an, weil große Abgaben darauf liegen. Der arme Richard bemerkt sehr richtig: wer ein Handwerk hat, der hat ein Kapital, und wer Kopf hat, der hat ein einträgliches Ehrenamt. Man treibe aber

auch

auch sein Handwerk, und brauche seinen Kopf, sonst reicht Vermögen und Amt nicht hin, unsre Abgaben zu bezahlen. Wer arbeiten will, der findet immer Brod; dem fleißigen Mann guckt der Hunger wohl in das Haus, hinein aber darf er nicht. Auch die Gerichtsdiener kommen nicht über seine Schwelle: denn Emsigkeit bezahlt die Schulden, aber Muthlosigkeit vermehrt sie. Hast du gleich keinen Schatz gefunden, hat kein reicher Vetter dich zum Erben eingesetzt; desto beßer! Fleiß ist des Glückes Mutter, und dem Fleißigen schenkt Gott alles. Bestelle dein Feld, wenn der Faule schläft; so wirst du Korn zum Verkaufen und zum Aufschütten haben. Arbeite heute, denn du kannst nicht wißen, was dich morgen abhält. Ein Heute ist mehr werth, als zwey Morgen, sagt der arme Richard, und so auch: verschiebe nie auf Morgen, was du heute thun kannst. Wenn du bey einem guten Herrn dientest, würdest du dich nicht schämen, wenn er dich müßig anträfe? Nun bist du aber dein eigner Herr; so schäme dich also vor dir selbst, müßig zu gehen, da es so viel für dich, dein Haus, dein Vaterland und deinen Fürsten zu thun gibt. Greife die Arbeit rüstig an, und bedenke, was der arme

Richard sagt, daß die Katze in Handschuhen keine Mäuse fängt. Freylich gibt es in der Welt viel zu thun, und vielleicht hast du von Natur zarte Hände, aber nur muthig zum ersten Versuche, und es wird mit jedem Tage beßer gehn. Dringt nicht der Regen am Ende selbst in Marmor ein? Nagt eine Maus mit Fleiß und Geduld nicht ein Schiffseil entzwey? Fällt nicht unter wiederhohlten Streichen die stärkste Eiche?“

„Mich dünkt, ich höre einige von euch sagen: So soll man sich gar keinen guten Tag machen? Ich antworte, wie der arme Richard: Wende deine Zeit wohl an, wenn du Ruhe verdienen willst, und verliere keine Stunde, weil du keiner Minute sicher bist.“ Muße heißt eine Zeit, worinn man etwas Nützliches verrichten kann. Der Fleißige wird diese Muße finden, aber der Träge nie. Denn, wie der arme Richard sagt, ein Leben voll guter Muße und ein müßiges Leben sind sehr verschiedene Dinge. Mancher möchte, ohne zu arbeiten, gern von seinem Kopfe leben, er kömmt aber selten weit damit. Arbeit hingegen schaft Bequemlichkeit, Ueberfluß und Achtung. Fliehe die Ergötzungen und sie

wer-

werden dich verfolgen. Die fleißige Spinne hat ein großes Netz, und seitdem ich eine Kuh und ein paar Schafe habe, wünscht mir jeder einen guten Morgen, bemerkt der arme Richard sehr richtig.“

„Aber selbst Fleiß allein thut es nicht, wir müßen auch stätig, nicht fahrläßig noch unschlüßig seyn, wir müßen selbst ein Auge auf unsre Sachen haben, und uns nicht zu viel auf andere verlaßen. Denn wie der arme Richard sagt: ein Baum, der oft umgesetzt wird, und eine Familie, die oft auszieht, gedeihen weniger als die, welche auf ihrem Platz bleiben.“ Dreymahl ausziehen ist so schlimm, als einmahl abbrennen. Verlaß deine Werkstatt nicht, so wird deine Werkstatt dich auch nicht verlaßen. Willst du eine Sache gut ausgerichtet haben, so gehe selbst, wo nicht, so schicke nur danach. Wer durch den Pflug reich werden will, muß ihn selbst anfaßen, oder antreiben. Das Auge des Herrn fördert mehr, als seine beyden Hände. Mangel an Sorgfalt schadet mehr als Mangel an Einsicht. Wer nicht über seine Taglöhner wacht, der läßt ihnen den Beutel offen. Zu viel Vertrauen auf andere hat manchen unglücklich gemacht: in

dieser bösen Welt täuscht Mistrauen weniger, als Zutrauen. Für sich selbst sorgen hat keinen gereut, denn, wie der arme Richard sagt, willst du einen treuen und angenehmen Diener haben, so diene dir selbst. Eine kleine Verwahrlosung kann großes Unheil anrichten. Weil ein Nagel fehlte ging der Huf verloren; aus Mangel des Hufs das Pferd, und aus Mangel des Pferds der Reiter; der Feind hohlte ihn ein, und brachte ihn um, was nicht geschehen wäre, wenn er nach den Nägeln am Huf gesehen hätte."

„So viel genug, liebe Freunde, von Fleiß und der Acht auf unsre Geschäfte. Zu diesen beyden Dingen muß noch etwas, Mäßigkeit, hinzukommen. Wer nicht eben so gut zu sparen, als zu verdienen weiß, der kann sich zu Tode arbeiten, ohne einen Pfennig zu hinterlaßen. Eine fette Küche macht ein magres Testament, sagt der arme Richard. Wie gewonnen, so zerronnen heißt es von manchem schönen Thaler, seitdem unsre Weiber über dem Thee das Nähen und Stricken, und wir Männer über dem Punsch den Spaden und Hammer vergeßen haben."

„Willst

„Willst du reich werden, so lerne nicht allein erwerben, sondern auch sparen, sagt der arme Richard. Amerika hat Spanien nicht reich gemacht, denn seine Ausgaben überstiegen immer seine Einnahme.“

„Schränkt euern thörigten Luxus ein, so dürft ihr nicht über schwere Zeiten, druckende Abgaben, und großen Aufwand im Hause klagen: denn Wein und Weiber Spiel und Betrug schmelzen das Vermögen und vermehren die Bedürfniße. Ein einziges Laster kostet so viel zu unterhalten, daß man zwey Kinder davon ernähren könnte. Ihr glaubt vielleicht, eine Taße Thee, ein Gläschen Punsch, ein Leckerbischen, etwas feinere Kleider, dann und wann eine Lustpartie, haben so viel nicht auf sich; aber erinnert euch, was der arme Richard sagt: Viele wenig machen Ein Viel: Nehmt euch für kleinen Ausgaben in Acht: ein kleiner Leck versenkt ein großes Schiff. Ein leckrer Gaum führt zum Bettelstab: Narren bezahlen die Schüßeln, und die klugen Leute verzehren sie.“

„Ihr habt euch hier zu einer öffentlichen Versteigerung von allerhand Kaufmannsgut und Galanteriewaaren versammelt. Ihr nennt diese Dinge Güter, aber wenn ihr nicht auf eurer Huth seyd, so werden sie für einige unter euch zu Uebeln werden. Ihr denkt, sie werden wohlfeil, vielleicht weit unter ihrem Werth weggehen; allein wenn ihr sie nicht unentbehrlich braucht, so werdet ihr sie auf jedem Fall zu theuer bezahlen. Denkt an das, was der arme Richard sagt: Kaufe nur, was du nicht nöthig hast, so wirst du bald das Nöthige verkaufen müßen. Viele haben sich blos durch ihr wohlfeiles Einkaufen zu Grunde gerichtet. Bedenke dich immer ein wenig, eh du einen guten Handel eingehst. Der Vortheil deßelben ist oft blos scheinbar: der Kauf kann, indem er dich von deinem Gewerbe abzieht, dir im Grunde unendlich mehr Schaden als Gewinn bringen. O, es ist eine große Thorheit, die Reue theuer zu bezahlen, und gleichwohl wird diese Thorheit täglich in Versteigerungen begangen, weil man nicht an den Kalender denkt. Der Weise, sagt der arme Richard, wird durch fremden Schaden klug, ein Narr kaum durch seinen eignen. Ich kenne Leute, die um eine

schöne

schöne Halskrause gern fasten, und ihren eignen Kindern das Brod entziehn. Scharlach und Seide, Sammt und Atlas löschen das Feuer in der Küche aus. Weit entfernt Bedürfniße zu seyn, gehören sie kaum unter die Bequemlichkeiten des Lebens: man wünscht sie, blos weil sie ins Auge fallen. So sind die künstlichen Bedürfniße der Menschen zahlreicher geworden, als ihre natürlichen, und so gerathen reiche Leute in Armuth, und müßen oft von denen borgen, die sie sonst kaum über die Achsel ansahen, die sich aber, durch Sparsamkeit und Fleiß, im Wohlstand erhielten. Daraus erhellt klar, wie der arme Richard sagt, daß ein Bauer auf den Füßen größer ist, als ein Edelmann auf den Knieen. Mancher, der am meisten klagt, hatte ein artiges Vermögen geerbt, er vergaß aber, wie er dazu gekommen, und dachte: nun ist es helle, und wird nicht wieder dunkel. Eine so geringe Ausgabe, von einem Vermögen, wie das meinige, kömmt nicht in Betracht; aber wie der arme Richard sagt, wenn man immer aus dem Mehlfaße nimmt, und nichts wieder hineinfüllt, kömmt man bald auf den Boden, und wenn der Brunnen trocken ist, schätzt man erst das Waßer. Das kann-

ten sie vorher wißen, wenn sie ihn um Rath fragten. Lieben Freunde wollt ihr wißen, was das Geld werth ist, so geht hin, und borgt welches. Sorgen folgt auf Borgen, sagt der arme Richard. Nicht beßer gehts denen, die gewißen Leuten borgen, wenn sie ihr Geld zurück verlangen. Der arme Richard gibt einen sehr guten Rath, wenn er sagt: Der kindische Geschmack an Putzwerk ist eine gefährliche Thorheit. Eh du eine Grille befriedigst, sieh nach deinem Beutel. Eitelkeit ist eine eben so zudringliche Bettlerinn, als Armuth, und noch weit unverschämter. Hast du Ein schönes Stück gekauft, so mußt du noch zehn dazu kaufen, damit die ganze Ausstaffirung zusammen paßt: denn wie der arme Richard sagt: es ist leichter dem ersten Gelüsten zu widerstehen, als allen folgenden, und der Arme, der dem Reichen nachäfft, ist eben so lächerlich, als der Frosch, der sich aufblies, um so groß zu werden, wie der Stier. Große Schiffe können etwas wagen, kleine Fahrzeuge müßen sich am Ufer halten. Thorheiten dieser Art folgt die Strafe auf dem Fuße nach. Der arme Richard sagt: Wer Eitelkeit zum Mittagseßen hat, bekommt Verachtung zum Abendbrod; oder: der Stolz frühstückt

mit dem Ueberfluß, speißt zu Mittage mit der Armuth, und ißt des Abends mit der Schande. Und wozu nützt am Ende der leere Schein, für den man so viel wagt, so viel leidet? Er erhält weder die Gesundheit, noch befreyt er von Krankheiten. Im Gegentheil, statt den Werth eines Menschen zu erhöhen, erweckt er Neid und beschleunigt den Verfall."

„Welche Thorheit also, solcher entbehrlichen Dinge wegen Schulden zu machen! Es ist wahr, man braucht erst nach sechs Monathen zu bezahlen; das hat vielleicht manchen von uns hieher gelockt, der keinen Pfennig in der Tasche hat. Es ist freylich sehr bequem, ohne Geld zu kaufen, aber bedenkt, was es heißt, sich in Schulden stecken! Ihr gebt andern ein Recht über eure Freyheit. Könnt ihr zur gesetzten Frist nicht bezahlen, so werdet ihr euch schämen, wenn euer Gläubiger euch begegnet. Ihr werdet zittern, wenn ihr mit ihm sprecht, und elende Entschuldigungen herstammeln. Nach und nach werdet ihr Treu und Glauben und die Schaam selbst verlieren, und euch durch grobe und niederträchtige Lügen entehren. Denn Lügen ist die zweyte Stufe des Unrechts, so wie

Schulden machen die erste. Schulden laßen die Lügen hinter sich auffitzen. Ein freyer Mann sollte jedem lebendigen Menschen unerschrocken ins Gesicht sehen können: Armuth aber raubt Selbstgefühl und Tugend. Ein leerer Sack steht nicht gut aufrecht, sagt der arme Richard."

„Was würdet ihr von einem Fürsten oder einer Regierung denken, die bey Gefängnißstrafe auferlegte, euch wie Personen von Stande zu kleiden? Würdet ihr nicht sagen, ihr wärt freye Leute, hättet das Recht, euch nach eurem Belieben zu kleiden; der Befehl kränke eure Freyheiten; die Regierung wäre tyrannisch? Gleichwohl unterwerft ihr euch selbst einer solchen Tyranney, wenn ihr des Kleiderstaats wegen euch in Schulden steckt. Euer Gläubiger hat das Recht, so bald es ihm gefällt, euch eurer Freyheit zu berauben. Wenn ihr nicht im Stande seyd, zu zahlen, kann er euch in ein Gefängniß sperren, und zeitlebens darinn sitzen laßen. Als ihr den Kauf schloßt, dachtet ihr vielleicht wenig an die Bezahlung; Gläubiger aber haben ein beßer Gedächtniß, als Schuldner. Die Gläubiger sind

Tag-

Tagwähler, und geben genau auf Termin und Verfallzeit Acht. Der Zahlungstag bricht an, eh ihr noch aufgewacht seyd, und die Schuldforderung ist da, eh ihr zur Befriedigung Anstalt gemacht habt. Oder denkt ihr auch daran, so wird euch doch der Termin, der erst so lang schien, fürchterlich kurz vorkommen: ihr werdet glauben, die Zeit habe zu ihren Flügeln an den Achseln, auch noch Flügel an die Fersen bekommen. Der hat kurze Fasten, der Geld schuldig ist, das zu Ostern bezahlt werden soll. Vielleicht seyd ihr eben jetzt in Umständen, daß ihr eine kleine Thorheit begehen könnt, ohne dafür zu büßen, allein legt lieber etwas für das Alter und Nothfälle zurück: denn, wie der arme Richard sagt, die Morgenröthe währt nicht den ganzen Tag. Der Verdienst kann von kurzer Dauer und ungewiß seyn, die Ausgaben aber sind gewiß, und dauern, so lange ihr lebt. Man kann leichter zwey Heerde bauen, als auf Einem immer Feuer halten. Geh lieber ohne Abendbrod zu Bette, als daß du mit Schulden aufstehst. Erwirb, so viel du kannst, und halt zu Rathe, was du erworben hast. Das ist das ächte Geheimniß, Bley in Gold zu verwandeln. Wer diesen Stein der Weisen besitzt,

der wird nicht länger über schlechte Zeiten oder drückende Abgaben klagen.“

„So, meine Freunde, lauten die Lehren der Vernunft und Klugheit. Doch dürft ihr euch nicht allein auf euren Fleiß, eure Sparsamkeit und Wachsamkeit verlaßen. So vortreffliche Dinge das sind, so werden sie euch doch ohne den Segen des Himmels wenig helfen. Bittet deshalb demüthig um diesen Segen, und seyd nicht hart gegen den, der deßelben entbehrt, sondern springt ihm hülfreich bey. Bedenkt, daß Hiob litt, und doch hernach gesegnet wurde. Zum Schluß! Erfahrung hält eine theure Schule, es ist aber die einzige, in der Thoren etwas lernen. Denn, einen guten Rath kann man wohl geben, aber nicht eine gute Aufführung. Wer sich nicht rathen läßt, dem ist auch nicht zu helfen; sagt der arme Richard. Und: wer nicht hören will, der muß fühlen.“ “

So beschloß der alte Mann seine Rede. Das Volk hörte ihn aufmerksam zu und billigte seine weisen Lehren, that aber, nach dem gewöhnlichen Schicksal aller Predigten, auf der Stelle das Gegentheil. Die Versteigerung ging an, und die meisten kauften ohne Vernunft und Ueberlegung. — —

Ich

Ich fand, daß der gute Mann meine Kalender fleißig studirt und alles, was ich seit fünf und zwanzig Jahren über diese Materie vorgetragen, wohl verdaut hatte. Die häufige Erwähnung meines Nahmens möchte manchem langweilig vorkommen, meine Eitelkeit hingegen ergötzte sich besonders hieran, ob ich mir gleich bewußt war, daß nicht der zehnte Theil der Weisheit, die er mir beylegte, mein Eigenthum war, und daß ich nur eine kleine Aehrenlese auf dem Felde der gesunden Vernunft aller Zeiten und Völker gehalten hatte. Wie dem auch sey, genug ich nahm mir vor, diese Wiederhohlung zu nutzen, und ob ich gleich erst mit dem Vorsatz Halt gemacht hatte, mir Tuch zu einem neuen Kleide zu kaufen, so ging ich doch mit dem Entschluß weiter, das alte noch länger zu tragen. Freund Leser, kannst du ein Gleiches von dir erhalten, so wirst du eben so viel dabey gewinnen, als ich. Ich bin

Dein

Dienstwilliger

Richard Saunders.

XVIII.

XVIII.

Ueber die Kunst zu schwimmen.

Zur Antwort auf einige Anfragen von Herrn Dubourg *) über diesen Gegenstand.

Ich fürchte sehr, nicht die nöthige Muße für alle die Versuche und Nachforschungen zu finden, die dieser Gegenstand an sich wohl werth wäre. Ich muß mich daher auf ein paar Bemerkungen einschränken.

Mr. Robinson hat im 50sten Bande unsrer Philosophischen Transactionen für das Jahr 1757. S. 30. die specifische Schweere einiger menschlicher Körper in Vergleichung mit der Schweere des Waßers untersucht. Er versichert, daß fette Personen mit schwachen Knochen am leichtesten auf dem Waßer schwimmen.

Die Taucherklocke ist in unsern Transactionen genau beschrieben.

In

*) Der französische Uebersetzer der Werke Franklins.

In meinen Kinderjahren machte ich zwey länglichrunde Palette, jedes zehn Zoll lang und sechs breit mit einem Loch für den Daumen, um sie fest in der Hand zu behalten. Sie hatten viel Aehnlichkeit mit den Paletten der Mahler. Beym Schwimmen stieß ich sie mit der Schärfe vorwärts, und schlug das Waßer mit den ebnen Flächen, indem ich sie zurückzog. Ich erinnere mich, daß ich mit Hülfe dieser Palette schneller schwamm; allein die Handgelenke ermüdeten bald. Eben so paßte ich meinen Fußsohlen eine Art von Sandalen an, die aber meiner Erwartung nicht entsprachen, denn ich bemerkte, daß man den Stoß zum Theil mit der inwendigen Seite des Fußes und der Knöchel, und nicht allein mit den Fußsohlen thut.

Wir haben hier Schwimmgürtel, die aus doppelten Seegeltuch gemacht, und mit kleinen Stücken Kork ausgestopft werden. Den Scaphander des Hrn. de la Chapelle kenne ich nicht. *)

Aus

*) Dieser Scaphander ist gleichfalls nichts anders, als ein mit Kork besetztes Jäckchen. Lange vor diesem Franzosen war ein Deutscher auf denselben Gedanken gekommen und hatte ihn schon im J. 1741. bekannt gemacht.

Sachs

Aus Erfahrung aber weiß ich, daß es für den Schwimmer, der einen weiten Weg zu machen hat, eine große Erleichterung ist, wenn er sich bisweilen auf den Rücken legt, und auch mit den übrigen zur Fortbewegung nöthigen Bewegungen, so viel möglich, abwechselt.

Wer dem Krampf in den Füßen unterworfen ist, kann ihn am besten dadurch vertreiben, wenn er dem angegriffenen Glied, plötzlich einen starken und heftigen Stoß gibt; dieß läßt sich in der Luft thun, während er auf dem Rücken schwimmt.

Auch in der größten Sommerhitze ist (man sey so warm, als man wolle) beym Baden keine Gefahr, sobald es nur in Flüßen oder in Waßer geschieht, das die Sonne durchaus erwärmt hat. Wer sich aber, wenn der Körper durch Bewegung in der Sonne erhitzt ist, in kaltes Quellwaßer stürzt, der begeht eine Unvorsichtigkeit, die ihm theuer

Bachstrom (dieß ist der Nahme unsers Landsmanns) nannte seinen Apparat einen Küraß; M. d. l. Chapelle hat nichts hinzugethan, als die griechische Benennung. D. Ue.

ihm theuer zu stehen kommen kann. Ich weiß ein Beyspiel von vier jungen Leuten, die in der Erndte bey großer Hitze gearbeitet hatten, und um sich abzukühlen, in eine kalte Quelle sprangen. Zwey von ihnen blieben auf der Stelle tod, der dritte starb den folgenden Morgen, und der vierte kam mit genauer Noth davon. Ein starker Trunk kaltes Waßer, unter ähnlichen Umständen, hat in Nordamerika häufig dieselben Folgen.

Das Schwimmen ist eine der gesündesten und angenehmsten Leibesübungen von der Welt. Hat man den Abend eine oder zwey Stunden geschwommen, so schläft man, selbst zur Zeit der größten Sommerhitze, die ganze Nacht kühl. Vielleicht vermehrt sich, da die Schweißlöcher davon gereinigt werden, die unmerkliche Ausdünstung, und verursacht diese Kühlung. Gewiß ist es, daß man durch vieles Schwimmen einen Durchlauf heben, sich aber auch eine Verstopfung zuziehen kann. Personen, die nicht schwimmen können, oder zu einer Jahrszeit, wo man diese Leibesübung nicht vornehmen kann, an einer Diarrhöe leiden, werden mit dem besten Erfolg ein warmes Bad brau-

chen, das die Haut reinigt und läutert, und oft das Uebel vom Grund aus hebt. Ich spreche aus eigner, oft wiederhohlter Erfahrung, und nach den Versicherungen Andrer, denen ich dieses Mittel empfohlen hatte.

Ich schließe diese eiligen Bemerkungen mit einer Nachricht, die Ihnen nicht unwillkommen seyn dürfte. Die gewöhnliche Art zu schwimmen beschränkt sich auf bloßes Rudern mit Armen und Füßen, und ist folglich eine mühsame und ermüdende Verrichtung, wenn die Entfernung, die man erreichen will, nur etwas beträchtlich ist: allein es gibt auch eine Methode, nach welcher der Schwimmer, durch Hülfe eines Segels, mit großer Leichtigkeit einen weiten Weg zurücklegen kann. Diese glückliche Entdeckung machte ich zufällig auf folgende Art.

Als ein kleiner Knabe lies ich eines Tages zum Zeitvertreib einen papiernen Drachen fliegen. Ich kam an den Rand eines Teichs, der beynah eine halbe Stunde breit war, band die Schnur an einen Pfahl, und der Drache stieg zu einer beträchtli-

trächtlichen Höhe über den Teich, während ich darinn schwamm. Nach einer Weile bekam ich den Einfall, zu gleicher Zeit das Vergnügen zu schwimmen und das Spiel mit dem Drachen zu genießen. Ich ging zurück, lößte die Schnur mit dem kleinen daran befestigten Stäbchen von dem Pfahl, und ging wieder in das Waßer, wo ich, wenn ich mich auf den Rücken legte, und das Stäbchen in den Händen hielt, auf eine äußerst angenehme Weise über die Oberfläche des Waßers fortgezogen ward. Nachdem ich einen andern Knaben, der in der Nähe war, beredet hatte, meine Kleider um den Teich an einen Platz zu tragen, den ich ihm auf der andern Seite zeigte, fing ich an, quer über den Teich zu setzen, immer mit dem Drachen, der mich ohne die geringste Ermüdung und zu meinem größten Entzücken ganz hinüber brachte. Nur bisweilen mußte ich ein wenig Halt machen und langsamer fahren, wenn ich bemerkte, daß der Drache sich zu sehr senkte wenn ich ihm allzuschnell folgte. Dadurch, daß ich von Zeit zu Zeit einhielt, machte ich, daß er wieder stieg. Seitdem habe ich diese sonderbare Art zu schwimmen nie wieder versucht, ob ich es gleich nicht für unmöglich halte, auf diese

Staatl. Bibliothek Passau

Weise von Dover nach Calais übersetzen. Doch ist ein Boot noch beßer.

XIX.

Eine neue Art zu baden.

Auszüge aus Briefen an Herrn Dubourg.

London, am 28sten Jul. 1768.

Das Beywort, das Sie in Ihrem Briefe vom 8ten Jun. der neuen Heilart der Kinderblattern zulegen, die Sie eine tonische oder nervenstärkende Methode *) nennen, hat meinen ganzen Beyfall.

*) Diese Methode besteht darinn, daß man den Kranken, er habe die natürlichen oder eingeimpften Blattern, die freye Luft genießen, ihn so viel seine Kräfte es erlauben sich bey offnen Fenstern vom Lager aufrichten, bisweilen auch im Zimmer herum, oder selbst aus dem Hause gehn läßt. Die Aerzte befolgten sonst in diesem Stücke zwey ganz verschiedene Methoden, die man die wärmende und die kühlende nannte. Die erste war deshalb sehr nachtheilig, weil man die Kräfte dadurch erschöpfte

fall. Bey dieser Gelegenheit will ich Ihnen ein Verfahren mittheilen, woran ich mich selbst gewöhnt habe. Sie wißen, daß kalte Bäder hier lange als ein stärkendes Mittel im Gang waren: mir hingegen ist der Schock des kalten Waßers, im Ganzen immer zu heftig vorgekommen, und ich habe es für meinen Körper weit angenehmer gefunden, in einem andern Elemente, ich meine in kalter Luft zu baden. In dieser Absicht stehe ich fast jeden Morgen früh auf, und setze mich ohne alle Bekleidung, je nachdem die Jahrszeit ist, eine halbe Stunde oder Stunde in mein Zimmer, wobey ich lese oder schreibe. Dieses Verfahren ist nicht im geringsten unangenehm, im Gegentheil für das Gefühl höchst behaglich; und wenn ich mich hernach, wie bisweilen geschieht,

schöpfte, daß man den Schweiß mit Gewalt heraustreiben wollte. Die andere schwächte den Magen, indem man das Blut durch Orgeade, Molken ꝛc. ꝛc. abzukühlen und zu verdünnen suchte. Die obenerwähnte neue Methode darf mit jener alten kühlenden nicht verwechselt werden; denn sie stärkt eben so sehr, als jene schwächt. Sie stellt die Spannung der Fibern her, verhindert den Verlust der natürlichen Wärme des Körpers, und bringt die Lebensgeister in Umlauf. Aus diesem Grunde verdient sie den Nahmen einer tonischen oder stärkenden.

schicht, wieder zu Bette lege, eh ich mich ankleide, so mache ich zu meiner Nachtruhe noch eine Zugabe von zwey oder drey Stunden des süßesten Schlafes, den man sich denken kann. Ueble Folgen habe ich durchaus nicht davon bemerkt, und gewiß bringt es meiner Gesundheit keinen Nachtheil, gesetzt auch, daß es nicht viel zu ihrer Erhaltung beytragen sollte. — Ich werde es daher künftig ein tonisches oder stärkendes Bad nennen. *)

Vom 10ten Merz 1773.

Entschuldigen Sie mich, wenn ich keinen Versuch wage, zu erklären, warum feuchte Kleider leichter Erkältungen erzeugen, als naße, weil ich die Erfahrung selbst bezweifle. Mich dünkt, weder diese noch jene bringen die erwähnte Wirkung hervor, und die Ursachen der Erkältung sind ganz unab-

*) Auch der bekannte Sonderling, der schottische Lord Monboddo ließ seine Töchter täglich ein solches Luftbad nehmen. Sie mußten alle Morgen eine bestimmte Zeit auf einem freyen Altane seines Landhauses ohne Hemd spatziren gehn; der Vater gab ihnen ihre Kleider nicht eher zurück, als bis er mit seinem Luftbad, das er auf der andern Seite des Hauses nahm, fertig war. D. Ue.

abhängig von der Näße und selbst von der Kälte. In der ersten freyen Stunde, die ich gewinnen kann, denke ich eine kurze Abhandlung über diesen Gegenstand zu schreiben. Vor der Hand kann ich nur so viel sagen, daß ich einigen Verdacht hege, die angenommene Meinung, welche der Kälte die Eigenschaft beylegt, die Poren zu verstopfen und die Ausdünstung zu verhindern, sey ungegründet. Ich ersuchte einen jungen Arzt, der eben beschäftigt war mit der Wage des Sanctorius Versuche anzustellen, das verschiedene Verhältniß seiner Ausdünstung zu beobachten, wenn er eine Stunde ganz nackt bliebe, und die folgende sich in warme Kleider hülle. Er setzte den Versuch acht Stunden ununterbrochen mit dieser Abwechselung fort, und fand die Ausdünstung in den Stunden, wo er nackt war, fast doppelt so stark. *)

*) Der junge Doktor ist gestorben, und alle Bemerkungen, die er über seine merkwürdigen Versuche aufgesetzt hatte, sind, ich weiß nicht durch welchen Unfall unsern Freunden, dem Ritter John Pringle und dem Doktor Huck verloren gegangen. Diese Herren denken jedoch, im Fall sie die Papiere nicht wieder finden, jene Versuche selbst von neuem anzustellen . . . Exoriare aliquis . . .

XX.

Bemerkung über die allgemein herrschende Lehre von Leben und Tod.

An Denselben.

Ihre Bemerkungen über die Ursachen des Todes und die Versuche, die Sie vorschlagen, Personen, die scheinbar vom Blitz getödtet sind, wieder zum Leben zu bringen, beweisen gleich viel für Ihren Scharfsinn und ihre Menschenliebe. Die Lehre vom Leben und Tod scheint im Ganzen noch sehr im Dunkeln zu liegen.

Eine in Sand begrabene Kröte, sagt man, lebe so lange bis der Sand zu Stein wird, und auch so in den Stein verschloßen, könne sie noch wer weiß wie viel Jahrhunderte leben. Die Beyspiele, die man zur Bekräftigung dieses Satzes anführt, sind zu zahlreich und zu ausführlich beschrieben, als daß sie nicht ein gewißes Gewicht haben sollten. Da wir alle Thiere, die wir kennen, eßen und trinken sehn, so haben wir Mühe uns vorzustellen, wie eine Kröte in einem solchen Kerker das

Leben erhalte. Ueberlegen wir aber, daß das Bedürfniß der Nahrungsmittel, das die Thiere in ihrem gewöhnlichen Zustande haben, aus der beständigen Verzehrung ihrer Substanz durch die Ausdünstung entsteht, so wird es uns schon glaublicher scheinen, daß gewiße Thiere in einem Zustand von Erstarrung, wo sie weniger ausdünsten, weil sie keine Bewegung haben, auch weniger Nahrung brauchen, und daß andere, die mit Schaalen oder Schuppen bedeckt sind, welche die Ausdünstung verhindern, wie die Land- und Seeschildkröten, Schlangen und einige Fischarten, eine beträchtliche Zeit ohne alle Nahrung zubringen könnten. — Eine Pflanze mit ihren Blumen welkt und stirbt so gleich, wenn sie der Luft ausgesetzt wird, ohne daß ihre Wurzeln in einem feuchten Boden stehn, aus dem sie hinreichende Feuchtigkeit ziehen kann, das zu ersetzen, was von ihrer Substanz verdünstet und beständig von der Luft hinweggeführt wird. Allein in Queckſilber *) eingelegt, könnte sie vielleicht, eine geraume Zeit über, ihr vegetabilisches Leben, ihren Geruch und ihre Farbe erhal-

*) Oder auch nur in feinen Sand.

ten. Bestätigte sich diese Vermuthung, so hätten wir ein bequemes Mittel, zärtliche Pflanzen fremder Länder, die sonst das rauhe Wetter auf der See nicht vertragen können, und die eine besondere Pflege und Sorgfalt erfordern, weit zu versenden.

Ich habe ein Beyspiel erlebt, daß gemeine Stubenfliegen auf eine gewißermaaßen ähnliche Weise beym Leben erhalten werden. Sie waren in Maderawein ertrunken, wahrscheinlich als man den Wein in Virginien eben auf Flaschen zog, um ihn nach London zu senden. Da eine dieser Flaschen in dem Hause eines Freundes, bey dem ich mich eben befand, geöfnet wurde, fielen drey ertrunkne Fliegen in das erste Glas, das eingeschenkt ward. Ich hatte von der Beobachtung gehört, daß ertrunkne Fliegen durch die Strahlen der Sonne wieder zum Leben gebracht werden könnten, und schlug vor, auch mit diesen den Versuch zu wiederhohlen. Sie wurden also auf einem kleinen Siebe, mit dem man sie aus dem Weine genommen hatte, der Sonne ausgesetzt. In weniger als drey Stunden fiengen zwey von ihnen an, Lebenszeichen von sich zu geben. Zuerst bemerkten wir einige konvulsivische

fivische Bewegungen in den Schenkeln, endlich erhoben sie sich völlig auf die Beine, wischten die Augen mit den Vorderfüßen, schlugen und schüttelten ihre Flügel mit den Hinterfüßen, fiengen bald darauf an zu fliegen, und befanden sich so in Altengland, ohne zu wißen, wie sie hergekommen waren. Die dritte blieb bis zu Sonnenuntergang tod, wo wir denn alle Hofnung aufgaben, und sie wegwarfen.

Ich wollte es wäre möglich nach dieser Erfahrung eine Methode zu erfinden, ertrunkene Personen dergestalt einzubalsamiren, daß sie nach irgend einer langen Zeit wieder ins Leben gebracht werden könnten. Da ich eine heftige Sehnsucht habe, den Zustand von Amerika, nach hundert Jahren von jetzt an, zu sehen, so würde ichs dem gewöhnlichen Tode vorziehn, mich nebst einigen guten Freunden, für diese Zeit, in eine Tonne Maderawein versenken zu laßen, um sodann durch die Sonnenwärme meines geliebten Vaterlandes wieder zum Leben erweckt zu werden! Allein, da wir aller Wahrscheinlichkeit nach, in einem zu frühen, der Kindheit der Wissenschaft allzu nahen Zeitalter leben, als daß wir

hoffen dürften, solch eine Kunst in unsern Tagen zur Vollkommenheit gebracht zu sehn, so muß ich mich für jetzt mit dem Fest der Auferstehung eines Vogels oder welschen Hahns, worauf Sie die Güte haben, mich einzuladen, begnügen.

XXI.

Regeln der Vorsicht für diejenigen, die im Begriff sind, eine Seereise anzutreten.

Wer die Absicht hat, eine weite Reise vorzunehmen, der thut nicht beßer, als wenn er bis zum Augenblick seines Abgangs die Sache geheim hält. Außerdem wird er beständig durch Besuche von Freunden und Bekannten unterbrochen und gequält werden, die ihn nicht allein um seine kostbare Zeit bringen, sondern auch Schuld sind, daß er tausend Dinge vergißt, woran er sich gern erinnern möchte. Zu seinem größten Verdruße fällt ihm dann, wenn er nun auf dem Schiffe und in offner See ist, ein, daß er dieses und jenes Geschäfte

nicht

nicht beendigt, diese und jene Rechnung nicht berichtigt, und eine Menge Dinge, die er mit sich nehmen wollte, und deren Mangel er nun jeden Augenblick empfindet, vergeßen hat. Sollte es nicht von den besten Folgen seyn, wenn man jenen Gebrauch abschaffte, den Reisenden ungestört seine Anstalten in Ruhe machen und es ihm dann selbst überließe, wenn diese geendigt sind, ein paar Tage zu bestimmen, wo er von seinen Freunden Abschied nehmen, und ihre guten Wünsche für seine glückliche Zurückkunft empfangen wolle?

Es steht nicht immer in unsrer Gewalt, einen Kapitän zu wählen, ob gleich ein großer Theil des Vergnügens und Wohlbefindens während der Ueberfahrt von dieser Wahl abhängt, indem man eine Zeitlang auf seine Gesellschaft eingeschränkt ist, und gewißermaaßen unter seinem Befehl steht. Je geselliger, vernünftiger, verbindlicher, gutgelaunter der Mann ist, desto beßer wird man sich bey ihm befinden. Man trifft bisweilen Leute an, auf welche diese Beschreibung paßt, sie sind aber nicht häufig: doch wenn der Ihrige auch nicht unter diese Zahl gehört, und nur sonst ein guter Seemann,

auf-

aufmerksam, besorgt, und thätig in der Leitung seines Schiffs ist, so muß man über das andere hinwegsehen, denn dieses sind seine wesentlichsten Eigenschaften.

So viel Recht man auch, vermöge des Kontrakts mit ihm, auf den Vorrath von Lebensmitteln den er zum Gebrauch der Paßagiere an Brod genommen, haben mag, so wird man doch immer wohlthun, sich besonders einen kleinen Vorrath zuzulegen, an dem man sich im Nothfall erhohlen kann. Man sorge daher für gutes Waßer, da das auf dem Schiffe oft schlecht ist; doch muß es auf Flaschen gefüllt werden, weil man sonst nicht hoffen kann, es wohlschmeckend zu erhalten. Man versehe sich auch mit gutem Thee, gemahlnen Koffee, Schokolate, Wein von der Sorte, die man am liebsten hat, Cyder, getrocknete Trauben, Mandeln, Zucker, Syrup, Capillaire, Zitronen, Rum, in Oehl getauchte Eyer, Bouillontafeln und Zwieback. Federvieh mit sich zu nehmen, ist ganz vergebens, wenn man nicht selbst das Geschäfte übernehmen will, es zu füttern und zu mästen. Am Bord des Schiffs wird so wenig

Sorge

Sorge darauf gewendet, daß es fast beständig krank und sein Fleisch so zäh, wie Leder ist.

Alle Seefahrer stehn in einem Wahn, der seinen Ursprung wahrscheinlich einem Mangel an Waßer verdankt, wo man Ursache hatte, daßelbe so viel möglich zu sparen; das Geflügel nehmlich wiße nicht, wenn es genug getrunken, und bringe sich, wenn man ihm Waßer nach Belieben gäbe, gewöhnlich selbst durch übermäßiges Trinken ums Leben. Diesem Vorurtheil zu folge, geben sie ihm die Woche nur zweymahl und auch dann nur sehr spärlich Waßer; und da sie daßelbe überdieß in Tröge gießen, die nach einer Seite abhängen, so daß es immer an dem niedrigern Ort zusammenfließt, so müßen die armen Thiere einander oft auf den Rücken steigen, um es nur zu erreichen, und manche können nicht dazu kommen, auch nur die Spitze des Schnabels einzutauchen. So werden sie beständig vom Durst gepeinigt und tantalisirt, sind nicht im Stande, ihr hartes und trocknes Futter zu verdauen, werden krank und sterben. Fast jeden Morgen findet man einige tod und wirft sie in die See, indeß die übrigen, die für die Tafel

ge:

geschlachtet werden, kaum genießbar sind. Diesem Uebel abzuhelfen, müßte man die Tröge in kleine Fächer theilen, deren jedes eine Quantität Waßer faßen könnte: allein das geschieht selten oder nie. Aus diesem Grunde müßen Schaafe und Schweine als der beste frische Fleisch-Vorrath betrachtet werden, den man zur See haben kann. Schöpsenfleisch ist gewöhnlich sehr gut, und das Schweinefleisch vortreflich.

Hat der Kapitän für reichlichen und guten Proviant gesorgt, so könnte freylich die oben empfohlene Vorsicht leicht ganz unnütz werden: gleichwohl kann man selbst in diesem Fall einen guten Gebrauch von seinem Vorrath machen. Man erquicke damit die armen Paßagiere, die, weil sie weniger für die Ueberfahrt bezahlen, unter die gemeinen Matrosen gestoßen werden, und außerdem, was zur Nahrung des Schiffvolks bestimmt ist, keinen Anspruch auf den Vorrath des Kapitäns haben. Diese Paßagiere sind bisweilen krank, tiefsinnig und niedergeschlagen; oft befinden sich Weiber und Kinder unter ihnen, die keine Gelegenheit haben, sich die erwähnten Dinge zu verschaffen,

und

und ihrer doch vielleicht am meisten bedürfen. Dadurch, daß man einen Theil seines Ueberflußes unter sie vertheilt, kann man ihnen die wesentlichsten Dienste leisten. Man kann ihre Gesundheit erhalten, ihr Leben fristen, kurz sie glücklich machen. Die größte Wollust für ein fühlendes Herz!

Die unangenehmste Sache auf der See ist das Kochen: denn, genau genommen, ist nie ein eigentlicher Koch am Bord. Gewöhnlich wird der unbrauchbarste Matrose zu diesem Amte bestellt, und dieser ist größtentheils eben so schmutzig, als ungeschickt. Daher kömmt das Sprichwort bey den englischen Matrosen: Gott schickt die Speise und der Teufel den Koch. Allein das werden diejenigen nicht zugeben, die eine beßere Meinung von der Vorsehung haben. Da sie wißen, daß die Seeluft, die schwere Arbeit, und die Bewegung, die sie von dem Schwanken des Schiffs erhalten, einen wunderbaren Einfluß auf die Verstärkung der Eßluft haben, so werden sie vielmehr sagen: die Vorsehung habe den Seeleuten darum schlechte Köche gegeben, um sie vor dem Uebermaas im Eßen zu bewahren; oder: da sie wußte,

daß sie schlechte Köche haben würden, so gab sie ihnen einen guten Appetit, zu verhüthen, daß sie nicht Hungers stürben. — Wer indeß auf diesen Beystand der Vorsehung kein Vertrauen hat, der kann sich mit einer Lampe, einem Keßel und ein wenig Weingeist manches selbst zurichten; als Suppe, ein Gehacktes ꝛc. ꝛc. Ein kleiner blecherner Ofen ist kein übeles Geräthe; man kann sich darinn von seinem Bedienten ein Stück Schöpsen- oder Schweinefleisch rösten laßen. Bekömmt man Lust, Pökelfleisch zu eßen, das oft sehr gut ist, so wird man finden, daß Cyder das beste Getränke ist, den Durst zu löschen, den man gewöhnlich nach gesalzenem Fleisch oder Fisch verspürt. Schiffszwieback, der für die Zähne mancher Personen zu hart ist, kann durch Einweichen verbeßert werden. Feiner Zwieback verdient jedoch den Vorzug; denn da er aus gutem weißen, in kleine Stücke geschnittenen und noch einmahl in den Ofen geschobenen Brod gemacht wird, so nimmt er leicht Waßer ein, wird weich und ist gut zu verdauen. Es kann folglich für ein vortreffliches Nahrungsmittel gelten, das dem Schiffszwieback, der nicht gegohren hat, weit vorzuziehen ist.

Ich

Ich muß hier bemerken, daß dieses zweymahl gebackene Brod ursprünglich der wahre Zwieback war, den man für die Nahrung der Seeleute zubereitete. Erbsen kochen oft schlecht, und werden nicht weich. In diesem Fall darf man nur eine zweypfündige Kugel in den Keßel thun, und das Schwanken des Schiffs wird durch Hülfe dieser Kugel die Erbsen in eine Art von dünnen, senfähnlichen Brey verwandeln.

Ich habe oft gesehen, daß die Suppe, wenn sie auf der See in breiten, flachen Schüßeln aufgetragen ward, von beyden Seiten durch das Schwanken des Schiffs verschüttet wurde, und dann immer gewünscht, daß die Fabrikanten Suppennäpfe mit Unterschieden oder Fächern machen möchten, die aus kleinen aber tiefen Gefäßen beständen, worinn jede Person ihre Suppe für sich bekäme. Bey dieser Einrichtung würde ein heftiger Umschlag des Schiffs nicht die Suppe aus der Schüßel und den Leuten am Tische in den Busen werfen, und sie brühen. — Nachdem ich Sie mit diesen geringfügigen Dingen unterhalten habe, so erlauben Sie mir, nun mit einigen all-

gemeinen Betrachtungen über das Seefahren zu schließen.

Wird die Schiffahrt blos zum Verführen nöthiger Waaren aus einem Lande, wo sie in Ueberfluß vorhanden sind, in ein anderes, wo sie fehlen, gebraucht; wird durch sie Hungersnoth verhüthet, die vor ihrer Erfindung und ihrem allgemeinen Gebrauch so häufig und so schrecklich war; so können wir sie nicht anders, als eine von den Künsten betrachten, die am meisten zur Wohlfahrt des Menschengeschlechts beytragen. Wird sie hingegen zur Versendung unnützer Dinge, oder bloßer Waaren des Luxus gebraucht, dann wird es ungewiß, ob die Vortheile, die sie gewährt, hinreichend sind, den Nachtheilen und Unglücksfällen das Gegengewicht zu halten, die sie dadurch veranlaßt, daß sie das Leben so vieler Menschen dem weiten Weltmeer aussetzt. Wird sie aber gar zur Plünderung von Schiffen und zum Transport von Sklaven gebraucht, dann ist sie offenbar blos eines der schrecklichen Mittel, das Elend, welches die menschliche Natur drückt, zu vermehren.

Man

Man erstaunt, wenn man die Anzahl der Schiffe und Menschen berechnet, deren Existenz täglich auf dem Spiel steht, indem sie Thee aus China, Kaffee aus Arabien, Zucker und Tabak aus Amerika herbeyhohlen: lauter Bequemlichkeiten, ohne die unsere Vorfahren sich vollkommen wohl befanden. Der Zuckerhandel beschäftigt nah an tausend Schiffe, und der Handel mit Tabak nicht viel weniger. Für den Nutzen des Tabaks läßt sich nicht viel sagen, und was den Zucker betrifft, wie viel verdienstlicher würde es seyn, lieber das augenblickliche Vergnügen das wir genießen, wenn wir ihn des Tages ein oder zweymahl in Thee oder Kaffee schmecken, aufzuopfern, als die unzähligen Grausamkeiten zu unterstützen, die beständig verübt werden, uns diesen Genuß zu verschaffen?

Ein berühmter französischer Sittenlehrer sagt: wenn er an die Kriege denke, die wir in Afrika nähren, um Neger zu bekommen; an die Menge Menschen, die in diesen Kriegen umkommen — an die große Zahl dieser Elenden, die auf der Reise an Krankheiten, von bösem Wetter und schlechter Nahrung sterben, so wie an die noch

größere Menge derer, die von der grausamen Behandlung in ihrem Sklavenstande umkommen; so zeige ihm seine Phantasie jedes Stückchen Zucker, das er sehe, als mit Flecken von Menschenblut bedeckt. Allein, hätte er nun noch die Kriege dazu gerechnet, die wir unter einander führen, um die Inseln, die diese Leckerey hervorbringen, zu erobern und wieder zu erobern; er hätte den Zucker nicht blos voll Blutflecken, er hätte ihn ganz von Blut gefärbt gesehn.

Diese Kriege werden von den Seemächten geführt, und dennoch bezahlen die Einwohner von Paris und London ihren Zucker viel theurer, als die Wiener, obgleich die letztern fast hundert und funfzig Meilen von der See entfernt sind. In der That kostet jenen ein Pfund Zucker nicht allein das Geld, das sie dafür bezahlen, sondern auch noch den Theil der Abgaben, die sie aufbringen müßen, um die Flotten und Heere zu erhalten, die zur Vertheidigung und Beschützung der Länder dienen, die ihn erzeugen.

XXII.

Ueber Luxus, Müßiggang und Kunstfleiß.

Aus einem Briefe an Benjamin Vaughan *) Esq: geschrieben im Jahre 1784.

Es ist wunderbar, wie verkehrt die Dinge in dieser Welt betrieben werden. Natürlich sollte man denken, der Vortheil einiger wenigen Individuen müße dem allgemeinen Wohl nachstehen: allein einzelne Personen führen ihre Geschäfte mit so ungleich mehr Eifer, Beharrlichkeit und Geschicklichkeit, als das Publikum die seinigen, daß das öffentliche Interesse in den meisten Fällen dem Privatinteresse unterliegen muß. Wir versammeln Parlamente und hohe Räthe, die Vortheile ihrer vereinigten Weisheit zu genießen: damit empfinden wir aber, unvermeidlicher Weise, zugleich allen Nachtheil ihrer vereinigten Leidenschaften, Vorurtheile und persönlicher Rücksichten. Durch Hülfe dieser, bringen

*) Gegenwärtig Parlamentsglied für den Flecken Calne in Wiltshire. Franklin und er waren sehr genaue und vertraute Freunde.

schlaue Männer Jener Weisheit unter sich, und haben die Besitzer derselben zum Besten; und wenn wir aus den Verordnungen, Edikten und Gesetzen, die in der weiten Welt zur Regulirung des Handels gegeben worden sind, schließen dürfen, so ist eine Versammlung großer Männer der größte Thor auf Erden.

Wirklich habe ich noch nicht auf ein Mittel gegen den Luxus gedacht. Ich zweifle überhaupt, ob es in einem großen Reiche ein wirksames Mittel dagegen gibt, und ob das Uebel selbst so groß ist, als man es vorstellt. Wir nehmen an, der Begriff von Luxus umfaße allen unnöthigen Aufwand, und untersuchen sodann, ob Gesetze gegen denselben möglich sind, die in einem großen Lande zur Ausführung gebracht werden können, und ob, wenn dieß auch der Fall wäre, die Nation im Ganzen dadurch glücklicher, oder auch nur reicher werden würde? Ist nicht die Hofnung, dereinst in den Stand zu kommen, Gegenstände des Luxus zu kaufen und zu genießen, ein großer Sporn zur Arbeit und zum Kunstfleiß? Sollte deshalb der Luxus nicht mehr hervorbringen, als verzehren, wenn die

Men

Menschen, wozu sie von Natur nur zu viel Hang haben, ohne diesen Sporn, träge und unthätig blieben? Hier fällt mir ein Geschichtchen ein, das mir selbst begegnet ist. Der Patron einer Schaluppe, die zwischen Cape May und Philadelphia gebraucht ward, hatte uns einen kleinen Dienst erzeigt, wofür er keine Bezahlung annehmen wollte. Meine Frau hörte, daß er eine Tochter habe, und machte ihr ein Geschenk mit einer modischen Haube. Drey Jahre nachher besuchte mich dieser Mann mit einem seiner Paßagiere, einem alten Pachter von Cape-May, erwähnte der Haube, und erzählte, wie viel Freude sie seiner Tochter gemacht habe. „Aber, fuhr er fort, diese Haube kam unserm „Orte theuer zu stehn“ — Wie so? — „Als „meine Tochter mit derselben in der Kirche erschien, „fand sie so großen Beyfall, daß alle Mädchen „beschloßen, sich auch solche Hauben von Philadel„phia kommen zu laßen: und ich habe mit meiner „Frau berechnet, daß dieß für den Ort eine Aus„gabe von wenigstens hundert Pfund Sterling „war.“ — Richtig, sagte der Pachter: aber Sie „haben die Geschichte nicht auserzählt. Ich bin „überzeugt, die Haube war dennoch ein Vortheil

„für uns: denn sie gab die erste Veranlaßung, daß „unsre Mädchen anfingen, wollene Handschuhe zu „stricken, die sie nach Philadelphia zum Verkauf „schickten, und wofür sie sich neue Hauben und „Bänder anschafften. Sie wißen, daß diese Ar„beit seitdem beständig im Gang geblieben ist, und „wahrscheinlich auch bleiben wird, so wie der Er„trag immer höher steigen und mit der Zeit auch „wohl noch beßer angewendet werden dürfte.“ — — Im Ganzen söhnte mich das wieder mit diesem klei„nen Artikel des Luxus aus, da sich seitdem nicht allein die Mädchen mit ihren schönen Hauben, sondern auch die Philadelphier bey ihren warmen Handschuhen beßer befinden, als vorher.

In unsern Handelsstädten auf der Seeküste gibt es Gelegenheit genug, sich etwas zu erwerben. Einige von denen, die reich geworden sind, benehmen sich klug, halten sich in Schranken, und bringen ihren Erwerb auf ihre Kinder. Andere, die gern sehen laßen, was sie im Vermögen haben, schweifen aus, und richten sich zu Grunde. Geseze können das nicht verhüthen, und vielleicht ist es für das Ganze nicht immer ein Uebel. Ein

Schilling, den ein Thor unnöthig ausgibt, kann in die Hände eines Verständigern kommen, der ihn beßer zu benutzen versteht. Er ist folglich nicht verloren. Ein eitler, schwacher Tropf baut ein schönes Haus, möblirt es prächtig, lebt wie ein kleiner Fürst darinn, und ist in wenig Jahren ein Bettler: allein Zimmerleute, Mäurer, Schmiede und andere brave Handwerker wurden zum Theil durch seinen Aufwand in den Stand gesetzt, ihre Kinder zu ernähren und zu erziehen: Der Pachter ward für seine Arbeit bezahlt und aufgemuntert, und das Gut ist nun in beßern Händen. —

In einigen Fällen mögen gewiße Gattungen von Luxus allerdings ein öffentliches Uebel seyn, so wie er fast immer ein Privatübel ist. Gibt es z. B. ein Volk, das seine Ochsen und Leinwand ausführt, um die Einfuhr von Claret und Porter dafür zu bezahlen, indeß ein großer Theil deßelben von Erdäpfeln lebt und keine Hemden trägt, so finde ich keine Verschiedenheit zwischen ihm und dem Bruder Liederlich, der seine Familie darben läßt, und seine Kleider für Branntwein losschlägt. Unser amerikanischer Handel, ich gesteh es, hat

einige

einige Aehnlichkeit damit. Wir verkaufen unsre Lebensmittel den Inseln für Rum und Zucker; wesentliche Bedürfnisse des Lebens für entbehrliche Dinge. Allein wir haben Ueberfluß und leben gleichwohl gut, ob wir gleich reicher seyn könnten, wenn wir etwas mäßiger seyn wollten.

Die großen Strecken Waldung, die wir noch zu fällen und urbar zu machen haben, werden den größern Theil unsrer Nation auf lange Zeit hinaus arbeitsam und mäßig erhalten. Man läuft Gefahr, sich sehr zu täuschen, wenn man unser Volk und ihre Sitten nach den Einwohnern der Seehäfen beurtheilt. Das Volk in den Handelsstädten kann längst Reichthum und Luxus verbinden, indeß das Land noch alle die Tugenden besitzt, die Glückseligkeit und öffentlichen Wohlstand befördern. Das Land hält nicht viel auf diese Städte: man betrachtet sie kaum als einen wesentlichen Theil der Staaten, und die Erfahrung des letzten Kriegs hat gelehrt, daß wenn sie auch in die Gewalt des Feindes gerathen, die Unterwerfung des Landes doch nicht nothwendig damit verbunden ist. Das letztere vertheidigte gleichwohl seine Freyheit und Unabhängigkeit wacker.

Ein

Ein politischer Rechner hat gefunden, daß wenn jeder Mann und jede Frau des Tages nur vier Stunden auf irgend eine nützliche Arbeit wenden wollte, für alle Bedürfniße und Bequemlichkeiten des Lebens hinlänglich gesorgt seyn würde, Mangel und Elend würden aus der Welt verschwinden, und die übrigen zwanzig Stunden blieben frey für Muße und Vergnügen.

Und was ist die Quelle von so viel Mangel und Elend? — Die Beschäftigung der Männer und Weiber mit Arbeiten, die weder zur Nothdurft noch zur Bequemlichkeit des Lebens dienen, und welche, zusammen mit jenen, die gar nichts thun, Bedürfniße verzehren, die der Arbeitsame herbeyschaffen muß. Ich erkläre mich.

Die ersten Elemente des Reichthums werden durch Arbeit aus der Erde und dem Waßer gezogen. Ich habe Land und baue Frucht. Mit dieser ernähre ich meine Familie, die nichts thut. Das Korn wird verzehrt, und am Ende des Jahrs bin ich nicht reicher, als ich am Anfang war. Brauche ich aber, indem ich sie ernähre, einige zum Spin-

nen, andere zum Stricken u. s. w. so bleibt der Werth des Korns fest, und in meinen Händen, und am Ende des Jahrs können wir alle beßere Kleider und beßere Wohnung haben. Laße ich mir dagegen von einem Menschen, den ich ernähre, vorgeigen, statt ihn ins Holz zu schicken; so geht das Korn, das er ißt, verloren, und seine Arbeit trägt nicht das geringste bey, den Wohlstand und die Bequemlichkeit der Familie zu vermehren. Dieser Fiedler macht mich folglich ärmer, als ich ohne ihn wäre, wenn nicht der Rest meiner Familie entweder mehr arbeitet, oder weniger verzehrt, um dieses Deficit wieder gut zu machen.

Blicken Sie in der Welt um sich her, und sehen die Millionen, die beschäftigt sind, nichts zu thun, oder etwas, das, wenn von Bedürfnißen und Bequemlichkeiten des Lebens die Rede ist, auch auf Nichts hinausläuft. Was ist diese große Handelsmasse, für die wir streiten und einander würgen, anders, als ein Ringen von Millionen nach entbehrlichen Dingen, verbunden mit der Wagniß und dem wirklichen Verlust des Lebens unzähliger Menschen unter den steten Gefahren der See?

Wie

Wie viel Müh und Schweiß kostet der Bau und die Ausrüstung der großen Schiffe, die nach China und Arabien segeln, Thee und Koffee zu hohlen, die aus Westindien Zucker, aus Amerika Tabak bringen? Diese Dinge können nicht unter die Nothwendigkeiten des Lebens gerechnet werden, denn unsere Vorfahren befanden sich, auch ohne dieselben, sehr wohl.

Man könnte fragen, ob alle diese Menschen, die jetzt gebraucht werden, überflüßige Dinge zu bauen, zu machen, und herbeyzuschaffen, ihr Unterkommen finden würden, wenn man sie blos zu Erzeugung von nothwendigen Dingen anhalten wollte? Ich denke, das wäre möglich. Die Welt ist groß, und ein beträchtlicher Theil von ihr noch unbebaut. Viele hundert Millionen Morgen Landes in Asien, Afrika und Amerika sind noch Wald; ja selbst noch ein großer Theil von Europa. Hundert solcher Morgen können einen Mann zu einem angesehenen Landwirth machen, und hundert tausend Männer, deren jeder seine hundert Morgen rötete, würden kaum einen Umfang aufräumen, der breit genug wäre, daß man ihn aus dem Mon-

de, mit einem Teleskop — es wäre denn ein Herschelsches — bemerken könnte; so ungeheure Waldstrecken gibt es noch jetzt.

Tröstend ist jedoch der Gedanke, daß im Ganzen die Summe der Klugheit und Thätigkeit — die Summe der Thorheit und des Müßiggangs unter den Menschen übersteigt. Daher die wachsende Menge guter Gebäude, die Verbeßerung des Landbaus, die reichen, gutbevölkerten Städte über ganz Europa, die man vor nicht langer Zeit, allein an den Küsten des mittelländischen Meeres fand; und alles das trotz der Wuth rasender Kriege, durch die oft in Einem Jahre die Arbeit vieler Friedensjahre zerstört wird. So können wir auch hoffen daß der Luxus einiger wenigen Kaufleute an der Küste nicht den Untergang von ganz Amerika nach sich ziehen werde.

Noch Eine Betrachtung, und ich schließe diesen langen, unordentlichen Brief. Fast alle Glieder unsres Leibes erfordern einigen Aufwand. Die Füße wollen Schuhe haben, die Beine Strümpfe, der übrige Körper Kleider, und der Magen eine

schöne

schöne Menge Nahrungsmittel. So unendlich nützlich uns die Augen sind, so begnügen sie sich doch, wenn sie vernünftig sind, mit der wohlfeilen Hülfe von ein paar Brillen; was unsere Finanzen nicht in Unordnung bringen kann. Nicht unsre eignen — sondern fremde Augen richten uns zu Grunde. Wenn, mich ausgenommen, alle Menschen blind wären, so brauchte ich weder schöne Kleider, noch schöne Zimmer, noch schöne Möbeln.

XXIII.

Ueber den Sklavenhandel.

Als ich Mr. Jacksons Rede im Kongreß gegen die Theilnehmung deßelben an der Sache des Sklavenhandels und gegen die Versuche, den Zustand der Sklaven zu verbeßern, in den Zeitungen las, so erinnerte sie mich an eine ähnliche Rede, die vor hundert Jahren von Sidi Mehemeth Ibrahim, einem Gliede des Divan von Algiers gehalten worden ist, und die man in Maritis Beschreibung seiner Gesandschaftsreise, 1687. findet. Der Redner suchte die Bewilligung einer Bittschrift der Sekte Erika oder Puristen genannt, zu verhindern, die um die Abschaffung der Seeräuberey und Sklaverey, als ungerechter Dinge, ansuchten. Mr. Jackson erwähnt ihrer nicht; vielleicht hat er sie auch nicht gesehn. Doch, wenn man gleich einige Gründe und Räsonnements derselben auch in seinem beredten Vortrag findet, so beweißt dieß nur, daß in allen Ländern und Zeitaltern das Interesse der Menschen, unter ähnlichen Umständen, auch wunderbar ähnliche Wirkungen hervorbringt,

und

und aus ähnlichen Gesichtspunkten betrachtet wird. Die Rede des Afrikaners lautet in der Uebersetzung also:

„Alla Bismillah u. s. w. Gott ist groß und „Mahomet ist sein Prophet.“

„Haben diese Erika bedacht, was die Folgen ihres verwilligten Gesuchs seyn würden? Hören wir auf gegen die Christen zu kreuzen, wo sollen wir die Waaren hernehmen, die ihre Länder liefern, und die uns so nöthig sind? Enthalten wir uns, sie zu Sklaven zu machen, wer soll in unserm heißen Klima das Feld bauen? Wer soll die öffentlichen Arbeiten in unserer Stadt und den Dienst in unsern Familien verrichten? Müßten wir dann nicht unsre eignen Sklaven werden? Können wir Muselmänner aber nicht mit Recht auf mehr Schonung und Begünstigung Anspruch machen, als jene Hunde von Christen? — Wir haben jetzt über funfzig tausend Sklaven in und um Algier. Erhält diese Zahl nicht beständig neuen Zuwachs, so wird sie bald abnehmen, und nach und nach ganz aussterben. Laßen wir nun ab, die

Schiffe der Ungläubigen aufzubringen, und zu plündern, und ihre Matrosen und Paßagiere zu Sklaven zu machen, so werden unsre Ländereyen, aus Mangel an Kultur, ihren Werth verlieren; der Ertrag der Häuser in der Stadt wird um die Hälfte fallen, und die Einkünfte der Regierung, die von ihrem Antheil an den Prisen abhängen, werden gänzlich zernichtet. Und zu welchem Zweck? Den Einfall einer grillenfängerischen Sekte zu befriedigen, die uns gern nöthigen möchte, nicht allein keine Sklaven mehr zu machen, sondern selbst diejenigen, die wir schon haben, frey zu laßen. Allein, wer soll ihren Eigenthümern den Verlust ersetzen? Soll der Staat es thun? Ist unser Schatz dazu hinreichend? Wollen die Erika es thun? Können sie es thun? Oder möchten sie, um den Sklaven das zu verschaffen, was ihnen Recht dünkt, sich gegen die Eigenthümer einer ungleich größern Ungerechtigkeit schuldig machen? Und wenn wir unsre Sklaven frey ließen, was sollen wir mit ihnen anfangen? Nur wenige würden in ihr Vaterland zurückkehren: sie wißen nur zu gut, daß ihr Loos dort weit härter ist. Gleichwohl würden sie weder unsre heilige Religion, noch unsere Sitten und

Ges

Gebräuche annehmen wollen; und unsere Nation würde sich nicht durch Heirathen mit ihnen beflecken. Wollen wir sie als Straßenbettler behalten? oder zugeben, daß sie unser Eigenthum plündern und rauben? Denn Menschen, die zur Sklaverey gewöhnt sind, entschließen sich nur durch Noth gezwungen, ihr Brod durch Arbeit zu verdienen. Und weshalb wäre wohl ihr jetziger Zustand so bedauernswerth? Waren sie nicht in ihren eignen Ländern Sklaven? Werden nicht Spanien, Portugal, Frankreich und die italienischen Staaten von Despoten beherrscht, die alle ihre Unterthanen, ohne Ausnahme, in der Sklaverey halten? Selbst England behandelt seine Matrosen, wie Sklaven, denn sie werden, so oft es der Regierung beliebt ergriffen, in Kriegsschiffe gesteckt, und nicht allein verdammt zu arbeiten, sondern für einen geringen Lohn oder den bloßen Unterhalt zu fechten, — um nichts beßer, als wir es mit unsern Sklaven zu halten pflegen. Wird ihr Zustand nun wohl schlimmer dadurch, daß sie in unsre Hände fallen? Nein; sie vertauschen blos eine Sklaverey gegen die andere, und ich darf wohl sagen, gegen eine beßere: denn sie kommen hier in ein Land, wo die Sonne

des Islamismus ihr Licht verbreitet, und in vollem Glanze strahlt, und erhalten folglich Gelegenheit, sich mit der wahren Lehre bekannt zu machen, und dadurch ihre unsterblichen Seelen vom ewigen Verderben zu retten. Diejenigen, die zu Hause bleiben, genießen dieses Glück nicht. Die Sklaven heim schicken, wäre folglich eben so viel, als sie aus dem Licht in die Finsterniß schicken."

„Ich wiederhohle die Frage: was mit ihnen anfangen? Ich habe den Gedanken äußern hören, man müße sie in die Wüste verpflanzen, wo es Land die Menge zu ihrem Unterhalt gibt, und wo sie einen blühenden Freystaat bilden könnten. — Allein, ich bin überzeugt, sie haben zu wenig Lust ungezwungen zu arbeiten, und sind zu unwißend, eine gute Verfaßung zu gründen; überdieß würden die wilden Araber sie bald feindlich anfallen und vernichten, oder sie wieder in die Sklaverey schleppen. Jetzt, da sie uns dienen, tragen wir Sorge, sie mit allem Nöthigen zu versehen, und behandeln sie menschlich. Die Arbeiter in ihren eignen Ländern haben, wie ich von guter Hand weiß, schlechtere Wohnungen, schlechtere Nahrung und schlechtere Kleider.

der. Der Zustand der meisten von ihnen ist folglich bereits schon verbeßert, und bedarf keiner weitern Erleichterung. Hier ist ihr Leben in Sicherheit. Sie dürfen nicht fürchten, mit Gewalt zum Kriegsdienst gezwungen zu werden, und ihren christlichen Brüdern eine Kugel durch den Kopf jagen zu müßen, wie in den Kriegen ihres Vaterlandes. Haben einige dieser schwärmerischen Betbrüder, die uns jetzt mit ihren läppischen Forderungen belästigen, in einem Anfall von blinden Eifer, ihre Sklaven frey gegeben, so war es nicht Grosmuth, nicht Menschlichkeit, was sie zu dieser Handlung bewog: sie thaten es, weil sie sich von einer schweren Sündenlast gedrückt fühlten, und hofften, durch das angebliche Verdienst eines so guten Werks sich von der ewigen Verdammniß zu retten. Wie gröblich irren sie, wenn sie sich einbilden, der Alkoran verwerfe die Sklaverey! Enthält er nicht unter mehrern andern, folgende zwey Gebote: „Ihr „Herren behandelt eure Sklaven mit Güte.“ — „Sklaven, dient euern Herrn mit Fröhlichkeit „und Treue.“ Klare Beweise vom Gegentheil! Auch kann die Beraubung der Ungläubigen in diesem heiligen Werke nicht verboten seyn, sintemahl

wir wohl wißen, daß in demselben Gott seinen treuen Muselmännern die Welt und alles, was in ihr ist, verheißen hat, sie rechtmäßig zu besitzen, so bald sie dieselbe erobern können. Hinweg also mit diesem abscheulichen Vorschlag, die Christen frey zu laßen, der, wenn er durchginge den Werth unserer Ländereyen und Häuser herabsetzen, so manche gute Bürger ihres Eigenthums berauben, allgemeines Misvergnügen erwecken und Empörungen veranlaßen würde, die die Verfaßung in Gefahr setzen und allgemeine Verwirrung erzeugen müßten. Ich zweifle daher nicht im Geringsten, daß diese weise Versammlung das Glück und die Ruhe eines ganzen rechtgläubigen Volks, der Grille einer Handvoll Erika vorziehen, und ihre Bittschrift verwerfen werde.“ “ —

Der Erfolg davon war, wie Martini es berichtet, daß der Divan den Beschluß faßte: „das „Recht, die Christen zu berauben und zu Sklaven „zu machen, ist, wenn man viel einräumen will, „zweifelhaft: gewiß aber ist es, daß das Interesse „dieses Staats es erfordert, ferner bey dieser „Gewohnheit zu bleiben: die Bittschrift müße

deshalb

„deshalb verworfen werden.“ — Und so ward sie auch verworfen.

Und da gleiche Beweggründe in den Gemüthern der Menschen gleiche Meinungen und Entschlüße hervorbringen, so können wir aus dieser Erzählung wohl vorher sagen, daß die Bittschriften an das englische Parlament zur Abschaffung des Sklavenhandels (andrer Regierungen gar nicht zu erwähnen *)) und die Debatten darüber einen ähnlichen Erfolg haben werden.

Am 23. Merz. 1790.

Historicus.

*) So unsicher sind die Weißagungen auch der scharfsichtigsten Männer! Kurz nach Verfertigung dieses Aufsatzes wurde der Sklavenhandel von der weisen Dänischen Regierung und ohnlängst nun auch von den jetzigen Machtinhabern in Frankreich aufgehoben. d. Ue.

Bibliothek der Philos.-Theol. Hochschule Passau

XXIV.

Bemerkungen über den Krieg.

Nach dem ursprünglichen Völkerrecht, waren Krieg und Ausrottung die Strafe von Beleidigungen. Wie es allmählich menschlicher ward, setzte es Sklaverey an die Stelle des Todes: noch ein Schritt weiter war die Auswechselung der Gefangenen statt der Sklaverey; durch einen letzten endlich ward man einig, bey Eroberungen das Eigenthum der Privatpersonen mehr zu schonen, und sich mit der erlangten Oberherrschaft zu begnügen. Warum sollte dieses Völkerrecht aber nicht noch weiter verbeßert werden? Zwischen jenen Schritten sind ganze Zeitalter verfloßen: da in unsern Tagen aber Einsichten und Kenntniße sich schnell vermehren, warum sollte man nicht auch diese Schritte beschleunigen? Warum sollte man künftig nicht als Verordnung des Völkerrechts annehmen, daß in jedem Kriege folgende Menschenklaßen gänzlich ungestört bleiben, von beyden Seiten geschützt würden, und ihren Beschäftigungen mit vollkommener Sicherheit nachgehen dürften. Nehmlich

1) Alle,

1) Alle, die sich mit dem Anbau der Erde beschäftigen, weil sie für den Unterhalt der Menschen arbeiten.

2) Fischer, aus demselben Grunde.

3) Kaufleute und Fabrikanten auf unbewaffneten Schiffen, die durch Mittheilung und Austausch von Bedürfnißen und Bequemlichkeiten des Lebens mehrere Nationen versorgen.

4) Künstler und Handwerker, die in offnen Städten wohnen und arbeiten.

Kaum bedarf es einer Erinnerung, daß die feindlichen Hospitäler ungestört bleiben müßten, — man sollte sie sogar unterstützen. Das allgemeine Interesse der Menschheit erfordert es, daß alle Veranlaßungen vermieden werden, die zum Krieg verleiten können. Würde das Plündern abgeschafft, so fiele damit ein großer Reiz zum Krieg hinweg, und der Friede könnte folglich desto leichter erhalten werden und von Dauer seyn.

Die

Die Gewohnheit, Kauffarteyschiffe auf hoher See zu plündern — ein Ueberbleibsel der alten Seeräuberey — ist, wenn gleich bisweilen einzelnen Personen vortheilhaft, doch bey weitem nicht allen, die darauf ausgehen, und noch weniger der Nation, die sie begünstigt, einträglich. Im Anfang eines Kriegs werden einige reiche Schiffe überrascht und genommen. Dieß macht die ersten Unternehmer Muth, mehrere bewaffnete Fahrzeuge auszurüsten, und eine Menge anderer folgen ihrem Beyspiel. Zugleich aber wird der Feind vorsichtiger: er bewaffnet seine Handelsschiffe beßer, und erschwert das Aufbringen derselben. Sie gehen nun fast blos unter Bedeckung in See. So wie sich also die Kaper, die auf Fang ausgehen, vermehren, so vermindert sich die Zahl der Schiffe, die gefangen werden können; so daß mancher Kreutzzug mehr kostet als er einbringt; daß ganz der Fall der Lotterien eintritt, wo zwar einzeine Personen Gewinnste erhalten, der ungleich größere Theil der Glücksucher aber leer ausgeht, und am Ende des Kriegs die Summe der auf Kaperrüstungen verwendeten Ausgaben den Betrag der genommenen Güter weit übersteigt.

Dazu kömmt noch der Nationalverlust aller Arbeit von so vielen Menschen in der ganzen Zeit, wo sie mit der Kaperey beschäftigt waren — die überdieß was sie gewinnen, in Müßiggang, Trunkenheit und Ausschweifungen aller Art durchbringen, dabey sich von der Arbeit entwöhnen, nach dem Kriege selten zu einem ruhigen, sitzenden Leben geschickt sind, und blos dazu dienen, die Zahl der Straßenräuber und Diebe zu vermehren. Selbst die glücklichen Unternehmer werden durch den schnellen und leichten Gewinnst zu großem Aufwand verleitet, den sie auch dann noch fortführen, wenn die Mittel, ihn zu bestreiten, erschöpft sind, und der sie endlich zu Grunde richtet. Eine gerechte Strafe für diese Menschen, die muthwillig und gefühllos eine Menge rechtschaffener und unschuldiger Fabrikanten, die ihre Kräfte zum Dienst des gemeinsamen Interesse des Menschengeschlechts verwendeten, mit samt ihren Familien zu Grunde richten konnten.

XXV.

XXV.

Etwas Spekulatives.

Der Zweck jedes einzelnen Menschen ist seine persönliche Glückseligkeit. Das Verfahren, das man zu Erlangung derselben beobachtet, gründet sich auf ein System von Grundsätzen, die, dem größten Theil nach, auf Autorität beruhen — mit andern Worten, die ihre Kraft nicht von Gründen, sondern von dem Ansehn einer oder mehrerer Personen erhalten. Nach ihnen richtet man sich, und dieß geschieht, selbst von dem denkendsten Theil der Menschen, nicht blos in Kleinigkeiten, sondern in den wichtigsten Angelegenheiten des Lebens. Bey näherer Betrachtung wird uns das wenig Wunder nehmen. Ist es doch vielleicht unmöglich, zu erweisen, daß Leben und Daseyn überhaupt, außer der allgemeinen Meinung, einen wahren Werth haben.

Bestätigt wird dieß durch die Bemerkung, daß man fast bey jeder Nation der Erde die Glückseligkeit auf einem verschiednen Wege sucht, und selbst

bey einem und demselben Volke wird sie von den verschiednen Altern, Ständen und Klaßen in die Erreichung äußerst ungleicher Zwecke und Genüße gesetzt.

Diese sowohl, als andere, aus ihnen hergeleitete Maximen werden nach und nach zur Gewohnheit, und da von ihnen die Bestimmung des Willens abhängt, so nenne ich sie moralische Fertigkeiten.

Eine andere Art Gewohnheiten hängt von den körperlichen Organen und Gliedmaaßen ab, und diese nenne ich deshalb mechanische Fertigkeiten. Diese machen das aus, was man gewöhnlich Künste nennt, die mehr oder weniger frey oder mechanisch sind, je nachdem sie mehr oder weniger den Beystand der Seelenkräfte erfordern.

Der Trieb zu den moralischen Fertigkeiten liegt bey jedem Individuum in den Sitten desselben. Der sittliche Trieb der Individuen bestimmt die Sitten einer ganzen Nation.

Die

Die Glückseligkeit der Individuen ist ohnstreitig der letzte Zweck der bürgerlichen Gesellschaft, und politische Schriftsteller sowohl, als überhaupt der einsichtsvolle Theil der Menschen haben immer behauptet, daß politische Wohlfarth oder Macht, Reichthum und Glanz eines Staates zu diesem Zwecke führen, und deshalb verdienen, daß man nach ihnen strebe.

Diese drey Gegenstände werden theils von äußern theils von innern Ursachen befördert oder behindert. Die letztern kann man wiederum in physische, politische und persönliche (unter persönlichen faße ich die moralischen und mechanischen Fertigkeiten zusammen) eintheilen. Physische Ursachen sind vorzüglich das Klima, die Beschaffenheit des Bodens und die Menschenzahl; politische sind die Regierungsform und Gesetze. Politische Wohlfahrt ist immer das Resultat der gemeinschaftlich wirkenden Kraft jener beyden Ursachen. Eine Menge äußerer Umstände halten diesen innern die Wage, beschränken nicht nur einander gegenseitig, sondern wirken auch beständig fort, und bilden einander, ohne Ausnahme, selbst gegen den Einfluß

des

des Klima, merklich oder unmerklich, ins Beßere oder Schlimmere aus.

XXVI.

Sätze zur Prüfung.

Alles, was der Mensch zu seiner Nahrung und Erhaltung braucht, kömmt aus der Erde oder dem Waßer.

Bedürfniße, die nicht zu den Nahrungsmitteln gehören, so wie der Werth der Bequemlichkeiten aller Art wird bestimmt durch die Menge der Nahrungsmittel, die man während der Verfertigung derselben verzehrt.

Ein kleines Volk in einem großen Lande kann von Naturerzeugnißen leben. Seine ganze Arbeit besteht in der Einsammlung der Gewächse und dem Fang der Thiere.

Ein großes Volk in einem kleinen Lande reicht damit nicht aus, es muß zu seiner Erhaltung die Erde bauen, damit sie für die Nahrung der Menschen und Thiere eine größere Menge angemeßener vegetabilischer Lebensmittel hervorbringe.

Dieser Anbau der Erde vermehrt die vegetabilische und thierische Nahrungs- und Kleidungsmittel, als z. B. Flachs, Wolle, Seide u. s. w. ungemein. Ueberfluß an diesen Dingen ist Reichthum. Von ihm bezahlen wir die Arbeit, die auf den Bau unserer Häuser, Städte u. s. w. verwendet wird. Diese letztern sind demnach blos **verwandelte Nahrungsmittel.**

Manufakturen sind gleichfalls eine Art von Metamorphose, auf die so viel Lebens- und Erhaltungsmittel verwendet worden, als der Werth der erzeugten Manufakturen beträgt. Dieß erhellt daraus, daß der Arbeiter von dem Eigenthümer der Fabrik für seine Arbeit nichts als bloßen Lebensunterhalt bekömmt, worunter Kleider, Wohnung, Feurung ꝛc. ꝛc. mit begriffen sind. Der Werth aller Manufakturen steht im Verhältniß mit den

bey

bey ihrer Verfertigung verzehrten Lebensmitteln.

Indem auf diese Weise die Erzeugniße der Erde in Waaren verwandelt werden, so können sie nun mit leichterer Mühe, als vor dieser Verwandlung, auf entfernte Märkte verführt werden.

Der Handel ist nicht nachtheilig, wenn mit Einschluß der Transportkosten, Gleich gegen Gleich vertauscht wird. So sind, wenn A. in England eben so viel Müh und Arbeit auf die Erzeugung eines Scheffel Weitzens, als B. in Frankreich auf den Gewinn von vier Gallonen Wein wenden muß, vier Gallonen Wein ein gleicher Tausch für einen Scheffel Weitzen, wenn nehmlich A. und B. einander auf halben Wege entgegen kommen, ihre Waaren gegen einander umzusetzen. Der Vortheil dieses gleichen Handels ist, daß beyde Theile sich die Annehmlichkeiten des Lebens vermehren, indem jeder statt des Weines oder Weitzens allein, nunmehr Wein und Weitzen zugleich hat.

Da wo Arbeit und Kosten zu Erzeugung zweyer Waaren beyden Theilen bekannt sind, da

werden die Kontrakte im Ganzen auch gleich seyn. Oft ungleich aber werden sie da, wo dieß blos einem Theile bekannt ist, und der Erfahrne die Unwißenheit des Andern benutzt.

Derjenige, der tausend Scheffel Weitzen ausführt, wird wahrscheinlich nicht so viel darauf gewinnen, als wenn er sie vorher durch eine Anzahl Arbeiter, die er davon ernährt, in irgend eine andere Waare hätte verwandeln laßen. Der Grund davon ist, daß es viele Zeit- und Händesparende Arbeitsmethoden gibt, die nicht allgemein bekannt sind; daß die wenigsten von denen, die genau wissen, wie viel Aufwand der Bau des Weitzens erfordert, etwas von dem Manufakturwesen verstehen, oder jene kompendiösen Mittel der Bearbeitung kennen, und folglich, da Fabriken ihrer Meinung nach mehr kosten, als wirklich der Fall ist, leicht übersetzt und verführt werden, künstliche Waaren über ihren wahren Werth zu bezahlen.

Der Vortheil, Fabriken in einem Lande zu haben, besteht demnach nicht, wie man gewöhnlich annimmt, darinn, daß sie den Preiß roher Pro-

dukte,

dukte, die sie verarbeiten, zum Steigen bringen; — denn wenn schon eine Quantität Flachs, die sechs Groschen werth ist, zu Spitzen verarbeitet, fünf Thaler gelten kann, so liegt die Ursache dieses ungleich höhern Werthes doch einzig darinn, daß die Spitzen, außer dem Flachs, an Arbeitslohn für die Fabrikanten Vier Thaler und achtzehn Groschen kosteten — sondern der wahre Vortheil der Manufakturen besteht darinn, daß die Lebensmittel, so umgestaltet, leichter zu verführen und durch dieses Mittel die einheimischen Kaufleute eher in den Stand gesetzt werden, die Fremden zu bevortheilen. Nur wenige können außer den Orten, wo die Spitzen verfertigt werden, ihren Werth bestimmen. Der ausländische Kaufmann fordert zehn Thaler, und bekömmt vielleicht acht Thaler für das, was ihm fünf kostet.

Nur drey Wege können, wie es scheint, irgend eine Nation zum Reichthum führen. Der erste ist der Krieg. Diesen betraten die Römer, die die überwundnen Nachbarn plünderten. Dieß ist Räuberey. Der zweyte Weg ist Handel, der gewöhnlich betrügerisch ist. Der dritte und einzig

redliche Weg endlich ist der Feldbau, der dem Menschen durch ein fortdauerndes, von Gottes Hand gewirktes Wunder, zu seinem wahren Vortheil, als Lohn für ein schuldloses Leben und tugendsamen Fleiß, den dem Schoos der Erde anvertrauten Saamen reichlich, und nicht blos in der Einbildung vermehrt, wiedergiebt.

XXVII.

Ueber die Vorkehrungen, die man in China gegen Hungersnoth trifft.

Aus einem Briefe an den Doktor Percival.

Ich weiß von sichrer Hand, daß man in China jährlich Verzeichniße von der Menschenzahl und sämmtlichen erzeugten Lebensmitteln aufnehmen läßt. Diese Listen werden an den Kaiser geschickt, deßen Minister aus denselben so gleich sehen können, in welcher Provinz Mangel zu besorgen, und aus welcher andern Ueberfluß demselben abzuhelfen sey. Das Aufnehmen jener Verzeichniße zu erleichtern, und die Mühe zu ersparen, von Haus zu Haus zu gehn, und die Zeit mit Fragen und Antworten zu verlieren, ist jedes Wohngebäude mit einer kleinen Tafel versehen, die jährlich eine gewiße Zeit an der Thüre hängt. Diese Tafeln haben ihre bestimmten Rubriken, neben die jeder Hausherr dann nur die Zahlen zu setzen braucht: z. B. also:

Männer	=	=	=
Weiber	=	=	=

Kinder ' ' '
Reiß, Weizen, Fleisch,
u. s. w. ' ' '

Personen unter sechzehn Jahren werden für Kinder gerechnet: alles, was darüber ist, zu den Männern und Weibern. Andere nähere Nachrichten, die die Regierung zu wißen begehrt, werden auf den Seiten der nehmlichen Tafel aufgezeichnet. Auf diese Weise dürfen die, in jedem Bezirk zur Aufnahme der Listen angestellten Beamten blos an die Thüren gehn, und die auf der Tafel befindlichen Angaben in ihre Bücher eintragen, ohne den Familien die geringste Ungelegenheit zu machen. Auf falsche Angaben sind Strafen gesetzt, und da die Nachbarn in den meisten Fällen die Richtigkeit derselben beurtheilen können, so dürfen sie dabey keinen Unterschleif wagen. Schwerlich dürfte bey uns eine ähnliche Einrichtung durchzusetzen seyn. . .

XXVIII.

Ueber den Zwist zwischen England und Amerika.

An Herrn Dubourg; London im Okt. 1770.

Ich sehe mit Vergnügen, daß unsre Gedanken über die Angelegenheiten des englischen Amerika so genau zusammen treffen. Wir Kolonisten haben nie verlangt, von den Auflagen frey zu seyn, welche die Bestreitung der gemeinschaftlichen Ausgaben, zu Erhaltung der Wohlfahrt des Reichs erfordert. Wir behaupten nur, daß, da wir eigne Parlamente, in dem Grosbrittannischen hingegen keine Repräsentanten haben, unsre Parlamente allein fähige Richter sind, zu bestimmen, wie viel wir zu diesem Zweck beytragen können und sollen, und das englische Parlament habe kein Recht, uns ohne unsre Einwilligung Geld abzunehmen. In der That ist das brittische Reich kein einzelner Staat: es besteht aus mehrern, und ob sich gleich das Parlament von Grosbrittannien die Macht angemaaßt hat, die Kolonien zu besteuern, so besitzt es doch dazu nicht mehr Recht, als ihm auf das

Hannöversche Steuerwesen zugestanden wird. Wir haben Einen König, aber nicht Eine gesetzgebende Macht.

Der Streit zwischen beyden Ländern hat England schon manche Million Pf. St. gekostet, die es in seinem Handel verloren, und Amerika hat in gleichem Verhältniß gewonnen. Dieser Handel wurde größtentheils mit entbehrlichen Dingen geführt, mit Gegenständen des Luxus und der Mode, ohne die wir recht gut bestehn können; und der Entschluß, den wir gefaßt haben, bis unsern Beschwerden abgeholfen worden, nichts mehr einzuführen, hat mancher neuangelegten Fabrik in unserm Lande Lebenskraft eingeflößt, und es wird nicht leicht seyn, unser Volk zu bewegen, sie wieder aufzugeben, gesetzt auch, daß eine herzlichere Verbindung, als je statt gefunden, auf diese Unruhen folgen sollte. — Ich zweifle in der That gar nicht, daß das Parlament von England seine jetzigen Ansprüche aufgeben, und uns den ruhigen Genuß unsrer Rechte und Privilegien laßen wird.

B. Franklin.

XXIX.

XXIX.

Ueber peinliche Gesetze, und die Kaperey zur See.

Ein Brief an Benjamin Vaughan, Esq.

d. 14. Merz 1785.

Liebster Freund,

Unter den kleinen Schriften, die Sie mir neulich schickten, befand sich eine in englischer Sprache, die den Titel führte: Gedanken über die peinliche Rechtspflege. Ich sende Ihnen dagegen eine französische Broschüre über denselben Gegenstand: Bemerkungen über die Ausübung des zweyten Artikels von dem Gesetz über den Diebstahl. Sie sind beyde für Richter bestimmt, allein, wie Sie sehen werden, in einem sehr verschiedenen Geist geschrieben. Der Engländer will alle Diebe gehängt wißen. Der Franzose ist dafür, die Strafe mit dem Verbrechen in Verhältniß zu bringen.

Wenn wir wirklich glauben, was wir zu glauben vorgeben, daß das Gesetz Mosis ein Ge-

setz Gottes war, eingegeben von göttlicher Weisheit, die der menschlichen unendlich überlegen ist; mit welchem Rechte setzen wir die Todesstrafe auf ein Vergehen, das jenem Gesetz zufolge, nur durch vierfachen Ersatz bestraft wurde? Einen Menschen wegen eines Vergehens, das den Tod nicht verdient, hinrichten, heißt das nicht morden? Und soll man, wie der französische Schriftsteller sagt, ein Vergehen gegen die Gesellschaft durch ein Verbrechen gegen die Natur strafen?

Ueberflüßiges Eigenthum ist die Folge des gesellschaftlichen Lebens. Einfache und milde Gesetze waren hinreichend, blos nöthiges Eigenthum zu beschützen. Der Bogen, die Axt des Wilden, und die Haut, womit er sich bedeckte, waren auch ohne Gesetz durch Furcht vor persönlicher Rache und Wiedervergeltung hinreichend gesichert. Als aber, durch die Kraft der ersten Gesetze, ein Theil der Gesellschaft Reichthümer sammelte und mächtig ward, so brachte er andere, strengere Gesetze auf, und suchte sein Eigenthum auf Kosten der Menschlichkeit zu schützen. Dieß war ein Mißbrauch der Gewalt und der Anfang der Tyranney. Hätte

man

man einem Wilden, eh er in die Gesellschaft trat, gesagt: „Dein Nachbar kann durch dieses Mittel „Eigenthümer von hundert Stücken Wild werden; „allein, wenn dein Bruder, oder dein Sohn, „oder du selbst, kein eignes Stück besitzt, wenn „er hungert, und eins erlegt, so wird ein schmäh„licher Tod die Folge davon seyn„ sollte er nicht, aller Wahrscheinlichkeit nach, seine Freyheit, und sein gemeinschaftliches Recht, jedes Wild zu erlegen, allen den Vortheilen der Gesellschaft, die man ihm hätte rühmen mögen, vorgezogen haben?

Daß es beßer sey, wenn hundert Schuldige der Strafe entgehen, als wenn Ein Unschuldiger leidet, ist eine lange und allgemein gebilligte, und so viel ich weiß, nie bestrittene Maxime. Selbst der blutdürstige Verfaßer der Gedanken räumt sie ein, und setzt sehr gut hinzu: „schon der bloße „Gedanke gekränkter Unschuld, und noch weit „mehr der Gedanke einer leidenden Unschuld „müße unsere zärtlichsten und mitleidigsten Gefühle „erwecken, und zugleich unsern höchsten Unwillen „gegen die Werkzeuge dieses Frevels erregen.„ Allein, fährt er fort, bey einer genauen Befol-

gung

gung der Gesetze ist keins von beyden zu fürchten.“ — Wirklich? — So ist es wohl unmöglich, ein ungerechtes Gesetz zu geben? Und ist das Gesetz, wenn es selbst ungerecht ist, nicht zugleich „das Werkzeug“ das „des Verfaßers und Jeder„manns höchsten Unwillen erregen sollte?“ Ich lese in den neuesten Londner Zeitungen, daß in Old Bailey eine Weibsperson zum Tode verdammt worden, weil sie aus einem Laden ein Stück Flor, etwas über vier Thaler an Werth, entwendet. Ist hier das geringste Verhältniß zwischen der Verletzung des Eigenthums durch einen Diebstahl, der an Werth vier Thaler beträgt, und der Bestrafung eines menschlichen Wesens durch den Tod am Galgen? Hätte diese Weibsperson nicht, dem göttlichen Gesetz gemäß, durch ihrer Hände Arbeit den Schaden vierfach ersetzen können? Ist nicht jede Strafe, die die Größe des Verbrechens übersteigt, in gleichem Verhältniß Bestrafung der Unschuld? Wie groß steigt, aus diesem Gesichtspunkt betrachtet, die jährliche Anzahl nicht allein der gekränkten sondern auch der leidenden Unschuldigen fast in allen gebildeten Staaten Europens!

Allein,

Allein, man scheint die Absicht gehabt zu haben, diese Art der Unschuld darum zu strafen, damit Verbrechen verhüthet würden. So habe ich wirklich von einem grausamen Türken in der Barbarey gelesen, der jeden neuen Christensklaven, den er kaufte, auf der Stelle bey den Beinen aufhängen und ihm hundert Stockprügel auf die Fußsohlen geben lies, damit das schmerzhafte Gefühl dieser Züchtigung und die Furcht einer künftigen Wiederhohlung die Fehler verhüthen möchte, wodurch er sich dieselbe zuziehen könnte. Unser Verfaßer selbst würde schwerlich das Betragen dieses Türken in der Behandlung seiner Sklaven ohne Einschränkung billigen, und doch scheint er etwas ähnliches für die Behandlung englischer Unterthanen zu empfehlen, wenn er die Antwort billigt, die der Richter Burnet einem überführten Pferdedieb gab, der ihm vorstellte, es sey doch hart, einen Menschen blos deshalb zu hängen, weil er ein Pferd gestohlen habe. „Mann: versetzte der Richter, du wirst nicht blos deshalb gehängt, weil du ein Pferd gestohlen, sondern, damit überhaupt keine Pferde gestohlen werden.“ Den Einwurf des Mannes, wird man, davon bin

ich

ich überzeugt, bey unpartheyischer Prüfung, auf den ewigen Grundsatz der Gerechtigkeit und Billigkeit: daß die Strafen im Verhältniß mit den Verbrechen stehen müßen, gegründet, folglich vernünftig, die Antwort des Richters aber unmenschlich und unvernünftig finden: wenn gleich jener Verfaßer wünscht, „daß alle Richter dieselbe „auf den Visitationen mit sich nehmen, und ihrem „Gemüthe als einen weisen Grund für alle Straf„gesetze, zu deren Vollstreckung sie berufen sind, „einprägen möchten.“ Sie setzt, fährt er fort, zu„gleich die wahren Gründe und Ursachen aller Tos„desstrafen in das Licht, daß nehmlich das Eigen„thum und Leben jedes Einzelnen für heilig und „unverletzlich gehalten werde.““ Ist denn aber kein Unterschied in dem Werthe von Eigenthum und Leben? Wenn ich für recht erkenne, daß das Verbrechen des Mörders nicht allein als eine angemeßene Strafe des Verbrechens, sondern auch, um überhaupt Mordthaten zu verhüthen, mit dem Tode bestraft werde; folgt daraus, daß ich die Anwendung derselben Strafe auf eine kleine Verletzung meines Eigenthums durch Diebstahl billigen muß? Bin ich selbst nicht so grausam, so blutdürstig und

rachsüchtig, einen meiner Nebenmenschen umzubringen, der mir vier Thaler werth gestohlen, wie kann ich ein Gesetz, das dieß thut, billigen? Montesquiou, der selbst ein Richter war, bemüht sich, andere Maximen einzuschärfen. Er mußte wißen, was menschliche Richter bey solchen Fällen fühlen, und was die Folgen dieser Gefühle sind. Weit entfernt zu glauben, daß strenge und übermäßige Strafen Verbrechen verhütheten, behauptet er vielmehr in der von dem französischen Verfaßer angeführten Stelle:

„Daß die Härte der Gesetze ihre Ausübung „verhindere.“

„Daß man, wenn die Strafe das Maas „überschreitet, oft genöthigt werde, eine gänzliche „Strafloſigkeit vorzuziehen.“

„Daß alles Sittenverderbniß aus der Straf„losigkeit der Verbrechen, und nicht aus der Ge„lindigkeit der Strafen entspringe.“

Personen, die mit ganz Europa bekannt sind, versichern, daß in England jährlich mehr Diebstähle

begangen und bestraft würden, als bey allen andern Nationen zusammengenommen. Ist dem so, so muß diese Verderbtheit unsers gemeinen Volks eine oder mehrere Ursachen haben. Sollte nicht eine davon in dem Mangel an Gerechtigkeit und Sittlichkeit in unserer Nationalregierung liegen, der sich in den Bedrückungen unsrer eignen Unterthanen und den ungerechten Kriegen mit unsern Nachbarn an den Tag legt? Man sehe nur auf die so lange fortgesetzte, ungerechte, monopolisirende Behandlung von Irland, die man endlich aufzugeben anfängt! Man sehe die räuberische Regierung, die unsre Kaufleute in Indien ausüben; — den confiscirenden Krieg gegen die amerikanischen Kolonien, und die gegen Frankreich und Spanien ungerechnet, sehe man nur den letzten Krieg mit Holland, den das ganze unpartheyische Europa nicht anders, als einen bloßen Raub- und Plünderungskrieg betrachtete, indem die Hoffnung einer leichten und unermeßlichen Beute die einzig sichtbare, und wahrscheinlich auch die wahre und wirkliche Ursache und Triebfeder deßelben war. Strenge Gerechtigkeit ist eben so gut Pflicht zwischen benachbarten Nationen, als zwischen benachbarten Bür-

gern.

gern. Ein Straßenräuber ist nicht weniger Verbrecher, wenn er Bandenweis, als wenn er allein raubt, und eine Nation, die einen ungerechten Krieg führt, ist nur eine große Räuberbande. Was Wunder daher, wenn eure Leute, die ihr zur Plünderung der Holländer gebraucht habt, da ihnen nun durch den Frieden, das Handwerk gelegt worden, immer noch fortfahren zu rauben und einander selbst zu plündern? Seeräuberey, oder wie man es gern sanfter ausdrücken möchte, Kaperey ist ein allgemeiner Hang der englischen Nation, in ihrer Heimath und überall, wo sie sich nur angesiedelt hat. In dem letzten Kriege wurden, wie man versichert, nicht weniger als sieben hundert Kaperbriefe ausgegeben! Diese Kaper wurden von Kaufleuten ausgerüstet, andre Kaufleute zu plündern, die ihnen nie etwas zu Leid gethan hatten. Ist es wahrscheinlich, daß unter allen diesen kapernden Kaufleuten von London, die so allzeit fertig sind, die Amsterdammer Kaufleute zu berauben, auch nur Einer seyn sollte, der sich mehr bedenken würde, einen andern Londner Kaufmann in der nächsten Straße zu plündern, wenn er es eben so ungestraft thun könnte? Die Begierde, das alieni appetens

bleiben dieselben; der ganze Unterschied liegt in der Furcht vor dem Galgen. Wie kann also solch eine Nation, die unter ihren rechtlichsten Leuten so viele Diebe aus Neigung hat, und deren Regierung nicht weniger, als sieben hundert Räuberbanden aufmunterte und privilegirte, wie kann diese Nation die Stirn haben, daßelbe Laster an einzelnen Personen zu verdammen, und zwanzig von ihnen an Einem Morgen hängen zu laßen? Das erinnert ganz natürlich an eine Anekdote aus Newgate. Ein Gefangener klagte, man habe ihm in der Nacht die Schnallen aus den Schuhen entwendet. „Vorm Teufel! schrie ein anderer; haben wir denn „Diebe unter uns? Das dürfen wir nicht lei„den. Den Schurken müßen wir herauskriegen „und zu Tode pumpen!“ *)

Doch

*) Eine Strafe, die die Gefangenen gegen einander selbst ausüben. Der Verurtheilte wird unter einen Pumpbrunnen gestellt, und nach dem Verhältniß seines Vergehens längere oder kürzere Zeit dem aufgepumpten kalten Waßer ausgesetzt. d. Ue.

Doch kenne ich Ein neueres Beyspiel von einem englischen Kaufmanne, der den Gewinn von solchem übelerworbenen Gut verschmähte. Er war, wie es scheint, Miteigenthümer eines Schiffs, welches die übrigen Eigner, als Kaper auslaufen zu laßen einig wurden, und das eine Anzahl französischer Prisen machte. Als nun die Beute getheilt ward, so ließ er seinen hiesigen Agenten die Eigenthümer der verlornen Schiffe durch die Zeitungen auffordern, sich zu melden, um, so viel an ihm läge, ihren Verlust ersetzt zu bekommen. Dieser gewißenhafte Mann ist ein Quäker. Die schottischen Presbyterianer waren vor Zeiten eben so mitleidig: denn noch jetzo besteht eine Verordnung des Stadtraths in Edinburgh, die kurz nach der Reformation erging, worinn „bey Strafe, für immer das „Bürgerrecht der Stadt zu verlieren, und anderweitiger Ahndung verboten wurde, Kapergut zu „kaufen, indem das Kaperwesen sich nicht mit einem guten Gewißen und der Vorschrift des Chri„stenthums vertrage, unsere Brüder so zu behan„deln, wie wir von ihnen behandelt zu werden „wünschen; solche Waaren sollten daher nicht in„nerhalb dieser Stadt Weichbild von frommen

„Seelen *) verkauft werden.“ Das Geschlecht dieser frommen Seelen ist wahrscheinlich in Schottland erloschen, oder hat seine Grundsätze verlaßen, denn man glaubt, daß Prisen und Confiscationen eine Haupttriebfeder dieser Nation gewesen sind, den Krieg gegen die Kolonien, so viel an ihr lag, zu unterstützen.

Eine Zeitlang war es allgemein herrschende Maxime, der Soldat dürfe nicht untersuchen, ob ein Krieg gerecht oder ungerecht sey, sondern müße in jedem Falle thun, was ihm befohlen werde. Alle Fürsten, die Neigung zur Tyranney hatten, mußten natürlich diesen Grundsatz billigen, und so viel möglich zu verbreiten suchen. Allein, ist er nicht sehr gefährlich? Denn ihm zu Folge ist die Armee verbunden, zu gehorchen, wenn der Tyrann befiehlt, nicht allein eine benachbarte friedliche Nation, sondern selbst seine eignen Unterthanen anzugreifen und zu würgen. Ein Negersklave in unsern Kolonien, dem sein Herr befehlen wollte, einen Nachbar zu berau-

ben

*) Fromme Seelen; Auserwählte u. s. w. Godly men — waren Benennungen, die sich diese strenge Sekte in ihrem geistlichen Stolz selbst beygelegt hatte. d. Ue.

ben oder zu morden, darf sich deßen weigern, und die Obrigkeit wird ihn bey seiner Weigerung beschützen. Die Sklaverey eines Soldaten wäre also noch ärger, als die eines Negers! Wahr ists, ein gewißenhafter Offizir kann, wenn er nicht fürchtet, daß man diesen Schritt einer andern Ursache zuschreibe, lieber von seinen Posten treten, als sich in einem ungerechten Krieg brauchen laßen; der gemeine Mann aber ist Sklave sein Lebelang. Doch vielleicht ist dieser unfähig selbst zu urtheilen, und wir müßen blos sein Schickfahl und noch mehr das Loos des Matrosen beklagen, der oft mit Gewalt von seinem ehrlichen Gewerbe geschleppt und gezwungen wird, seine Hände in vielleicht unschuldiges Blut zu tauchen. Kaufleuten aber, das heißt, Männern, die durch ihre Erziehung beßere Einsichten erhalten, und vollkommen sicher vor solchem Zwang und Verpflichtungen sind, käme es, wie mich dünkt, wohl zu, sich vorher vollkommen von der Gerechtigkeit eines Kriegs zu überzeugen, ehe sie freywillig eine Bande Gauner miethen, ihre Gewerbsbrüder unter einer benachbarten Nation anzufallen, ihnen ihr Eigenthum zu rauben, wenn sie es gutwillig hergeben; sie und ihre Familien

aber vielleicht zu Grunde zu richten, oder sie zu verwunden, zu verstümmeln, und zu morden, wenn sie es zu vertheidigen suchen. Alles das pflegen christliche Kaufleute zu thun, der Krieg sey gerecht oder ungerecht: und schwerlich kann er doch von beyden Seiten gerecht seyn. Englische, amerikanische Kaufleute pflegen das zu thun, die sich gleichwohl über Privatdiebstähle beklagen, und die Diebe, denen sie mit ihrem eignen Beyspiel vorgegangen sind, zu Dutzenden hängen. Es ist hohe Zeit, daß diesen Greueln zur Ehre der Menschheit ein Ziel gesetzt werde. Die vereinigten Staaten von Amerika sind, vermöge ihrer Lage, da der größte Theil des europäischen Handels nach Westindien ihren Thüren vorüber muß, im Stande mehr Gewinn von der Kaperey zu ziehen als irgend eine Nation in Europa: gleichwohl thun sie alles, was sie können, diese Gewohnheit abzuschaffen, indem sie bey allen ihren Verträgen mit andern Mächten einen Artikel vorschlagen, daß man sich feyerlich verpflichten wolle, im Fall eines künftigen Kriegs von keiner Seite Kaperbriefe auszugeben, und unbewaffnete Handelsschiffe von beyden Seiten ihren Weg ungestört fortsetzen zu

laßen.

laßen. *) Dieß wird eine glückliche Verbeßerung des Völkerrechts werden. Freunde der Menschheit

 und

*) Der verstorbene König von Preußen nahm diesen Vorschlag an, und so ward in den, zwischen den vereinigten Staaten und diesem Monarchen geschloßenen Vertrag folgender weise, menschenfreundliche Artikel größtentheils auf Betrieb des Dr. Franklin, eines von den amerikanischen Bevollmächtigten, eingerückt:

Artikel XXIII.

„Im Fall zwischen beyden contrahirenden Theilen ein „Krieg entstünde, so soll den Kaufleuten beyder Reiche, „die um diese Zeit sich in dem andern befinden möch„ten, eine Frist von neun Monaten verstattet seyn, „ihre Schulden einzufordern und ihre Geschäfte in „Ordnung zu bringen, und sollen dann frey abziehen „und unbeschwert und ungehindert ihr ganzes Vermö„gen mit sich nehmen; alle Weiber und Kinder, Ge„lehrte von jeder Fakultät, Landanbauer, Künstler, „Handwerker und Fischer, die unbewaffnet sind, und in „unbefestigten Städten, Flecken und Oertern wohnen, so „wie überhaupt alle diejenigen, deren Beschäftigungen zum „allgemeinen Besten und zum Unterhalt der Menschen die„nen, sollen ihre respektiven Arbeiten und Geschäfte fort„setzen dürfen, und vollkommene persönliche Sicherheit „genießen; auch sollen ihre Häuser und Güter nicht „verbrannt, noch sonst zerstört, noch ihre Felder durch „die bewaffnete Macht des Feindes in deßen Gewalt „sie durch das Kriegsglück fallen möchten, verwüstet, „sondern falls die Nothwendigkeit erfordern sollte, sie „zu einigen Lieferungen für diese bewaffnete Macht an„zuhalten, so soll dieses alles für einen billigen Preis „bezahlt

und Gerechtigkeit müßen wünschen, daß dieser Vorschlag durchgehends Beyfall finde.

Ich bin mit unwandelbarer Hochachtung und Zuneigung,

Theuerster Freund

stets der Ihrige
B. Franklin.

„bezahlt werden. Auch alle Handels und Kauffartey-
„schiffe, die zum Austausch der Produkte verschiedener
„Länder gebraucht werden, und die folglich die Be-
„dürfniße, Bequemlichkeiten und Ergötzlichkeiten des
„menschlichen Lebens leichter und allgemeiner verschaf-
„fen, sollen gleichfalls frey und ungehindert paßiren,
„und keine der kontrahirenden Mächte soll irgend einem
„bewaffneten Privatschrift Erlaubniß geben, solche
„Handlungsschiffe zu nehmen oder zu vernichten, oder
„einen Handel dieser Art zu stören.“ “

XXX.

Nachricht von dem höchsten Gerichtshof in Pennsylvanien, nehmlich

dem Gericht der Preße. *)

Macht dieses Gerichts. Es kann Klagen aller Art, gegen alle Personen und Stände der Staatsbürger, und selbst gegen alle niedere Gerichte annehmen und bekannt machen; es kann nicht allein einzelne Privatpersonen, sondern ganze öffentliche Gesellschaften ꝛc. ꝛc. mit oder ohne vorgängige

*) Court of the Press. Einiger wenigen Leser wegen dürfte es vielleicht nicht ganz unnöthig seyn, zu erinnern, daß dieser angebliche Gerichtshof, wenigstens der Form nach, erdichtet, das Ganze Ironie, die Satyre aber nicht gegen die Preßfreyheit überhaupt, unter deren eifrigste Vertheidiger Franklin selbst gehörte, sondern nur gegen eine gänzlich unbedingte Preßfreyheit gerichtet sey, bey welcher Verfaßer, Verleger und Drucker in keinem Falle verantwortlich und bestraft werden, wenn sie sich auch schon der gröbsten und schändlichsten Vergehungen gegen die Wahrheit, den guten Nahmen der Vorsteher und Bürger des Staats u. s. w. schuldig machen sollten. d. Ue.

gängige Untersuchung und Verhör, nach seinem Gutdünken, richten, verurtheilen und ehrlos machen.

Zu weßen Vortheil und Nutzen dieses Gericht eingesetzt worden. Zum Vortheil Eines Bürgers unter fünf hunderten, der durch Erziehung oder Uebung so nothdürftig orthographisch und grammatisch schreiben lernen, daß sein Geschreibe sich an das Tageslicht wagen darf, oder der auch nur eine Preße und einige Lettern besitzt. Dieser fünfhundertste Theil der Bürger hat das Privilegium die andern vier hundert und neun und neunzig Theile, nach seinem Gefallen zu verklagen und zu lästern: auch kann er andern seine Preße und seine Feder zu diesem Zweck vermiethen.

Verfahren dieses Gerichts. Keine von den Regeln der gewöhnlichen Gerichtshöfe findet bey ihm statt. Dem Verklagten wird keine große Jury verstattet, die Zulässigkeit der Klage zu beurtheilen, ehe sie öffentlich angestellt wird; eben so wenig erfährt er den Nahmen des Anklägers, oder darf hoffen, daß die Zeugen gegen ihn con-

fron-

frontirt würden, denn sie werden genau so, wie bey der spanischen Inquisition im Dunkeln gehalten. Noch minder ist hier von einer kleinen Jury von Personen seines Gleichen die Rede, die Wahrheit der Klage zu entscheiden. Ueberdieß ist das Verfahren oft so schnell, daß ein guter, ehrlicher Bürger sich ganz plötzlich und unerwartet angeklagt, und an Einem Morgen gerichtet, verdammt und für einen Schurken und Spitzbuben erklärt sehen kann. So bald hingegen irgend einem Beamten dieses Gerichts, wegen irgend eines Vergehens in seinem Amte der geringste Vorwurf gemacht wird, so beruft er sich sogleich auf die Rechte eines freyen Bürgers, die ihm vermöge der Verfaßung zukommen, verlangt seinen Ankläger zu wißen, die Zeugen confrontirt zu haben, und regelmäßig von einer Jury aus seines Gleichen gerichtet zu werden.

Grund seiner Gewalt. Sie soll sich auf einen Artikel der Constitution des Staats gründen, der die Freyheit der Preße einführte — eine Freyheit, für die jeder Pennsylvanier streiten und sterben würde, ob ich gleich glaube, daß wenige von uns deutliche Begriffe von ihrem Wesen und

ihrer

ihrer Ausdehnung haben. Wirklich scheint sie einige Aehnlichkeit mit jener Preßfreyheit zu haben, die das gemeine englische Recht den Mißethätern vor der Ueberführung verstattet, daß sie nehmlich wählen können, ob sie gehängt oder zu Tode gepreßt seyn wollen. Versteht man unter Preßfreyheit nichts, als die Freyheit, die Güte öffentlicher Maasregeln und politischer Meinungen zu prüfen; o dann laßt uns ihrer so viel haben, als ihr wollt; allein, wenn sie so viel bedeuten soll, als Freyheit, daß einer den andern lästern, verleumden und schmähen dürfe, so gestehe ich für meinen Theil, daß ich sehr bereit bin, meinen Antheil an dieser Freyheit aufzugeben, sobald es unsern Gesetzgebern gefallen wird, das Gesetz abzuändern, und ich will herzlich gern meine Freyheit, andere zu mishandeln, gegen das Privilegium vertauschen, selbst nicht gemishandelt zu werden.

Von wem dieses Gericht eingesetzt und bevollmächtigt worden. Dieß ist nicht durch irgend einen Ausschuß der höchsten ausübenden Gewalt geschehen, der zuvor die Geschicklichkeit, Rechtschaffenheit, Kenntniße ꝛc. ꝛc. der Personen prüfte,

prüfte, denen das wichtige Geschäfte zukömmt, über den Charakter und den guten Nahmen der Staatsbürger zu urtheilen: denn dieses Gericht ist noch über jener höchsten Gewalt, die es nach seinem Belieben anklagen, richten und verdammen kann. Auch ist es nicht erblich, wie das Oberappellationsgericht *) unter den englischen Peers: sondern jedermann, der sich Dinte, Feder und Papier, mit einer Preße, einigen Lettern und ein paar großen Druckerballen anschaffen kann, erhält dadurch die Befugniß, sich selbst unbedingte Vollmacht zu ertheilen, und sein Gericht besteht sogleich und unmittelbar im vollen Besitz und Ausübung seiner Rechte. Denn, wenn du dir nur die geringste Klage über das Betragen des Richters erlaubst, so streicht er dir, wo er dich antrifft, die Druckerballen ins Gesicht, und indem er deinen ehrlichen Nahmen zerreißt, schwärzt er dich zugleich bey dem Publikum, als einen Feind der Preßfreyheit an.

Von der natürlichen Stütze dieses Gerichts. Seine Stützen liegen in der Verderbts

*) Court of dernier resort.

derbtheit solcher Gemüther, die noch nicht durch Religion geläutert, oder durch gute Erziehung gebeßert worden. Denn, wie der Dichter sagt: „Es liegt ein Hang im Menschen, den kein Zauber „zähmen kann, seine Nachbars Schande laut zu „verkündigen“, und daher „verewigen sich Skandale und verbreiten sich auf Adlerschwingen, indeß edle Thaten, kaum geboren, schon sterben und „vergeßen werden.“ Wem es Verdruß macht, gutes von seinem Nachbar zu hören, der wird am Gegentheil Vergnügen finden, und in jeder großen Stadt gibt es Leute genug, die, ohne Hofnung, sich durch ihre Tugenden emporzuschwingen, nichts glücklicher machen kann, als andere in Eine Tiefe mit sich herab gestoßen zu sehen, und die durch ihr baares Geld einen oder mehrere dieser Gerichtshöfe erhalten. Ein scharfsinniger Beobachter sagte einst, wenn man an einem Morgen, wo es glatteiße, durch die Straßen gehe, so könnte man aus der Asche, die vor den Thüren auf das Eis gestreut wäre, sehen, wo gute Leute wohnten. Wahrscheinlich würde er aus manchen Subscribentenlisten eine ganz verschiedene Folgerung für den Charakter solcher Leser gezogen haben.

Ueber die besten zu treffenden Maasregeln gegen den Misbrauch der Gewalt in solchen Gerichten. Bis jetzt fehlt es noch ganz daran. Seitdem aber über die Bundesconstitution so viel geschrieben und gedruckt, und die Nothwendigkeit der Gegengewichte in allen Theilen einer guten Regierung so deutlich und gelehrt erwiesen worden, ist mir gleichfalls ein Licht aufgegangen und ich vermuthe, daß auch in diesem Punkt ein Gegengewicht nicht überflüßig seyn dürfe: nur wollte mir lange keins einfallen, das man nicht als eine Kränkung der heiligen Preßfreyheit verschreyen könnte. Endlich glaube ich doch eins gefunden zu haben, das die allgemeine Freyheit, statt sie zu beschränken, vielmehr erweitern soll, und schlage daher vor, dem Volke ein Recht wiederzugeben, das ihm lange durch unsere Gesetze vorenthalten worden ist, ich meine das Faustrecht. In dem rohen Zustand der Gesellschaft, eh man noch etwas von Gesetzen wußte, konnte, wenn Einer dem Andern bösen Leumund machte, der beleidigte Theil es durch einen Schlag hinter die Ohren wett machen, und wenn das nicht half, einen guten Prügel zu Hülfe nehmen, ohne das-

durch wider irgend ein Gesetz zu verstoßen: jetzt aber untersagt man ihm das Recht der Selbsthülfe und bestraft dieselbe als Friedensstörung, indeß das Recht der Verläumdung in voller Kraft geblieben zu seyn scheint; denn die dagegen gegebenen Gesetze werden durch die Preßfreyheit unwirksam gemacht. Mein Vorschlag wäre demnach, die Preßfreyheit unangetastet zu laßen, und ihre fernere Ausübung in voller Maaße, Umfang und Kraft zu gestatten, zugleich aber mit ihr die Freyheit der Faust pari passu gehn zu laßen. So, meine lieben Mitbürger könnt ihr, wenn ein unverschämter Skribent euern guten Ruf, der euch vielleicht werther ist, als euer Leben, antastet, und seinen Nahmen unter sein Geschreibe setzt, eben so öffentlich zu ihm hingehen und ihm den Hals brechen. Versteckt er sich dagegen hinter den Drucker, und ihr könnt gleichwohl herauskriegen, wer er ist, so könnt ihr ihm auf ähnliche Weise des Nachts auflauern, von hinten zu angreifen und einen derben Hieb versetzen. Miethet euer Gegner beßere Schriftsteller, als er selbst ist, euch desto nachdrücklicher zu mishandeln, so dürft auch ihr vierschrötige Lastträger miethen, und euch von ihnen helfen

laßen,

laßen, ihn desto nachdrücklicher auszuprügeln. So weit geht mein Projekt, in so fern die Sache Privatbeleidigung und Widervergeltung betrifft. Sollte aber das Publikum (wie es allerdings sollte) durch das Betragen solcher Skribler sich beleidigt finden, so würde ich nicht vorschlagen, sogleich zu solchen harten Mitteln zu schreiten, sondern meine Meinung wäre, wir begnügten uns, sie mit Theer anzustreichen, in Federn umzuwenden und sodann auf einer Bettdecke zu prellen.

Sollte man aber doch von meinem Vorschlag eine Störung der öffentlichen Ruhe fürchten, so möchte ich es unsern Gesetzgebern in aller Demuth an das Herz legen, beyde Arten von Freyheit die der Preße und die der Faust in Ueberlegung zu nehmen, durch ein deutliches Gesetz ihre Ausdehnung und Grenzen zu bestimmen, und mit eben dem Eifer, als sie die Bürger des Staats gegen persönliche Anfälle schützen, auch auf die Sicherheit ihres guten Nahmens bedacht zu seyn.

XXXI.

Bemerkungen über die Vermehrung der Menschen, Kolonisten u. s. w.

(Geschrieben zu Philadelphia im Jahr 1751.)

Berechnungen der Verhältniße von Heurathen und Geburten, von Sterbefällen und Geburten, von Heurathen und der Menschenzahl überhaupt, die sich auf Bemerkungen gründen, welche man aus den Geburts- und Sterbelisten volkreicher Städte abgezogen hat, können in Anwendung auf das Land keine richtigen Resultate geben. Eben so werden Berechnungen trügen, die man nach Beobachtungen über völlig bewohnter Gegenden Europens in Rücksicht neuer Länder, wie Amerika, anstellt. Denn die Volksmenge wächßt im Verhältniß der Ehen, und die Zahl der Ehen wächßt in eben dem Verhältniße, als Familien leichter und bequemer zu erhalten sind. Da wo eine Familie leichter Unterhalt findet, heurathet man häufiger und früher. In den Städten, wo alle Handthierungen, Gewerbe und Aemter besetzt sind, warten viele so lange mit dem Heurathen, bis sie sich

im Stand sehen, die Last eines Hauswesens zu tragen. In großen Städten, wo der Luxus herrscht, ist diese Last natürlich größer. Viele kommen im ganzen Leben nicht zum Heurathen, und bleiben ledig als Bediente, Gesellen u. s. w. Große Städte erhalten daher ihre Einwohner nicht alle durch natürliche Fortpflanzung innerhalb ihrer Mauern; es sterben in ihnen mehr, als geboren werden.

Fast das Gleiche gilt von völlig bewohnten Ländern. Weil hier alles Land besetzt und vollkommen verbeßert ist, so müßen diejenigen, die keines bekommen können, für die Landeigenthümer arbeiten. Sind die Arbeiter im Ueberfluß vorhanden, so ist ihr Verdienst gering und von geringem Verdienst läßt sich eine Familie schwer erhalten. Diese Schwierigkeit hält viele vom Heurathen zurück, sie bleiben lieber ehelos und in Diensten. In dem Verhältniß aber, als große Städte ihren Abgang aus dem platten Lande ersetzen und hier etwas aufräumen, wird das Heurathen auf dem Lande leichter und die Zahl der Geburten übersteigt die Zahl der Todesfälle

Ein großer Theil Europens ist mit Landwirthen, Fabrikanten u. s. w. angefüllt, und deshalb für jetzt keiner größern Bevölkerung fähig. Amerika hingegen wird vornehmlich von Indianern bewohnt, die meist von der Jagd leben. Da aber der Jäger verhältnißmäßig die größte Strecke Landes zu seinem Unterhalt bedarf, der Ackerbauer schon viel, der Gärtner noch weniger, und der Fabrikant am allerwenigsten nöthig hat, so fanden die Europäer Amerika nur so bevölkert, als bey Jägernationen möglich war. Diese, die ungeheure Strecken inne hatten, ließen sich leicht bewegen, den neu Ankommenden, von denen sie nichts für ihre Jagd zu besorgen hatten, wohl aber mancherley Bedürfniße erhielten, einen Theil ihrer Ländereyen abzutreten.

Diese Menge und der so niedrige Preis des Landes in Amerika, bey welchem jeder Arbeiter, der den Ackerbau versteht, im kurzen sich so viel ersparen kann, um ein zum Unterhalt einer Familie hinreichendes Stück anzuschaffen, machen, daß diese Leute das Heurathen weniger scheuen. Auch wenn sie noch so bedenklich sind, und selbst auf die künf-

tige Versorgung ihrer erwachsener Kinder Rücksicht nehmen, so finden sie bald, daß auch diese, in jedem Fall, um einen geringen Preis sich ein Eigenthum werden verschaffen können. Aus diesem Grunde heurathet man in Amerika häufiger und früher, als in Europa. Wenn hier auf hundert Personen jährlich nur eine Ehe kömmt, so kann man dort zwey rechnen, und wenn in Europa Eine Ehe (weil viele erst spät geschloßen werden) vier Kinder gibt, so gibt sie in Amerika deren acht. Wächßt von diesen auch nur die Hälfte heran, und rechnet man, daß unsere Ehen im Durchschnitt im zwanzigsten Jahr geschloßen werden, so muß unsre Volksmenge sich in jeden zwanzig Jahren wenigstens verdoppeln. Das Gebiet von Amerika ist aber so unermeßlich groß, daß selbst bey einer solchen Vermehrung viele Menschenalter erfordert werden, es ganz zu bevölkern, und ehe dieß geschieht, kann der Arbeitslohn nie sehr fallen, weil selten jemand lange dient, sondern sich bald ein eignes Stück Land anschafft. Kein Geselle bleibt lange bey einem Meister, sondern geht unter diese neuen Anbauer und macht sich selbst ansäßig. Die Arbeit ist daher in Pennsylvanien jetzt nicht wohlfeiler, als sie vor

dreyßig Jahren war, so viel tausend Arbeiter auch in dieser Zeit aus Deutschland und Irland eingewandert sind; und Großbrittannien hat noch lange nicht zu besorgen, an seinen Kolonien gefährliche Nebenbuhler für seinen Fabrikstand zu bekommen. Vielmehr muß der Absatz brittischer Manufakturen im Verhältniß des Anwachsens dieser Kolonien steigen. Dieser ansehnliche Markt für seine Waaren ist ganz in Englands Händen; kein Fremder kann sich hier zudrängen, und die Nachfrage wird im kurzen bald so stark werden, daß es vielleicht nicht genug wird liefern können, wenn es auch seinen Handel ganz auf diese Kolonien einschränken wollte.

Man irrt sich, wenn man glaubt, Amerika könne, wegen der Sklavenarbeit, vielleicht mit England in Manufakturen gleiche Preise halten. Jeder kann leicht berechnen, daß man hier die Arbeit der Sklaven nie so wohlfeil haben wird, als in England die Arbeit der Handwerker. Der Zinsfuß steht in den Kolonien von fünf bis zehn auf Hundert. Jeder Sklave kostet im Durchschnitt dreyßig Pfund Sterling. Nun rechne man die

Intereßen des zum Ankauf der Sklaven nöthigen Kapitals, die Aßekuranz oder das Risiko, ob sie am Leben bleiben, ihre Nahrung und Kleider, die Pflege in Krankheiten, den Schaden durch Vernachläßigung der Arbeit, (Nachläßigkeit ist einem Menschen, der keinen Gewinn von seinem Fleiße hat, natürlich) die Kosten eines Aufsehers, der sie zur Arbeit treibt; ihre Diebstähle — denn jeder Sklave ist, vermöge der Natur der Sklaverey, immer auch Dieb u. s. w. Man vergleiche diese ganze Summe mit dem Lohn der Eisen und Wollfabrikanten in England, und man wird sich überzeugen, daß die Arbeit dort ungleich wohlfeiler ist, als sie hier je durch Neger werden kann.

Warum die Amerikaner gleichwohl Sklaven kaufen? Weil man diese so lange behalten kann, als man ihrer Arbeit bedarf, Dienstboten aber fast immer ihre Herren mitten in der Arbeit verlaßen, und sich auf ihre Hand setzen.

Da die Vermehrung der Volksmenge von der Leichtigkeit zu heurathen abhängt, so müßen folgende Dinge zur Verminderung einer Nation beytragen.

1) Eroberungen. Die Eroberer werden so viel Aemter an sich ziehen, und dem arbeitenden Theil der Unterjochten so viel Abgaben auflegen, als nöthig ist, sich in ihrem neuen Besitzthum zu behaupten. Da dieß den Unterhalt der Eingebornen erschwert, so verlieren sie den Muth zum Heurathen, der Ehen werden immer weniger, und die Fremden vermehren sich.

2) Verlust an Ländereyen. So vermin-derten sich die Britten, als sie nach Wallis vertrieben und in einen unfruchtbaren Landstrich, der eine so große Menschenzahl nicht ernähren konnte, zusammengedrängt wurden, so lange bis Menschen und Nahrungsmittel ins Gleichgewicht kamen; während dem die Sachsen sich auf jenen verlaßnen Ländereyen so lange vermehrten, bis die Insel ganz von ihnen besetzt war. Würden die Engländer jetzt von einer fremden Nation nach Wallis gedrängt, so würde, nach wenig Jahren, die Zahl sämmtlicher Engländer die jetzige Bevölkerung jener Provinz nicht übersteigen.

3) Verlust im Handel. Ausfuhr der Fabrikate zieht aus fremden Ländern Unterhalt für

für eine Menge Menschen herbey, die dadurch in den Stand gesetzt werden, zu heurathen, und eine Familie zu ernähren. Büßt eine Nation irgend einen Handelszweig ein, und kömmt für die damit beschäftigten Menschen nicht auf der Stelle ein neues Gewerbe in Gang, so wird sich bald ein großer Abfall in der Bevölkerung zeigen.

4) Verlust an Nahrungsmitteln. Man nehme an, eine Nation sey im Besitz einer Fischerey, die nicht allein Vielen Arbeit verschafft, sondern auch überhaupt den Lebensunterhalt erleichtert. Wird eine andere Nation Meister von der See und bringt sie um diese Fischerey, so muß die Volksmenge, im Verhältniß der Größe dieses Verlustes, abnehmen, und der steigende Preis der Lebensmittel den Unterhalt der Familien erschweren.

5) Schlechte Regierung und Unsicherheit des Eigenthums. Die Einwohner solcher Länder wandern nicht nur aus, verlieren sich unter dem Volk, bey dem sie sich niederlaßen, büßen ihre Sprache und ihren Nationalcharakter

ein; selbst unter den Zurückbleibenden sinkt die Industrie, viele Nahrungszweige gehen ein, und der Unterhalt der Familien wird erschwert. Drückende Auflagen haben dieselbe Wirkung.

6) Einführung von Sklaven. Die auf die englischen Zuckerinseln eingeführten Neger haben die dortigen Weißen sehr vermindert. Die Armen werden dadurch außer Nahrung gesetzt, und wenn gleich einzelne Familien große Reichthümer erwerben, so verschwenden sie diese doch wieder durch fremde Modewaaren, und gewöhnen ihre Kinder von Jugend auf zu ähnlichem Luxus, so daß jetzt Eine Person so viel jährlichen Einkommens bedarf, als sonst hundert Weiße, die Sklaven haben, folglich nicht selbst mehr arbeiten, werden schwächlich, und die Fruchtbarkeit nimmt ab. Die Sklaven hingegen, die zu stark angestrengt und schlecht genährt werden, erschöpfen ihre Kräfte; es sterben ihrer mehr, als geboren werden, und so ist immer Nachfuhr aus Afrika nöthig. In den nördlichen Kolonien, die wenig Sklaven haben, vermehren sich die Weißen. Ueberdieß verderben die Sklaven die Sitten der Familien, wo sie gehalten werden.

Die

Die Kinder der Weißen werden übermüthig, bekommen einen Ekel vor der Arbeit, wachsen im Müßiggang auf, und lernen nie, sich durch eignen Fleiß ihren Unterhalt verschaffen.

Fürsten, die neues Land erwerben, das sie entweder noch unbewohnt finden, oder deßen Einwohner sie vertreiben, um ihrem Volke Platz zu verschaffen; Gesetzgeber, die zur Beförderung des Handels, zu Vermehrung der Gewerbe, zur Verbeßerung des Landes durch stärkern und beßern Feldbau, zu Erleichterung des Unterhalts durch Fischereyen u. s. w. zu Sicherung des Eigenthums zweckmäßige Gesetze geben; Männer endlich, die neue Gewerbe, Künste, Manufakturen oder wahre Verbeßerungen des Ackerbaus erfinden, verdienen im eigentlichen Sinn Väter ihres Volks genannt zu werden, weil sie durch Beförderung und Erleichterung der Ehen einer Menge Menschen das Leben geben.

Vorrechte, die man den Verheuratheten ertheilt, wie bey den Römern das Recht dreyer Kinder war, beschleunigen die Bevölkerung eines

an

an sich menschenarmen oder durch Krieg oder Pest verheerten Landes; sie verfehlen aber ihres Zwecks, wenn nicht zugleich für Mittel des Unterhalts gesorgt ist.

Fremder Luxus und entbehrliche Waaren, die von einem Volk eingeführt und verbraucht werden, vermehren daher die liefernde Nation in gleichem Grade, als sie die verbrauchende vermindern. Gesetze, welche solche Einfuhr verhüthen, dagegen die Ausfuhr bearbeiteter Stoffe befördern, können in Rücksicht des Volks, das sie gibt, Zeugungsgesetze heißen, weil sie durch Vermehrung der Subsistenz die Ehen erleichtern. Solche Gesetze wirken doppelt zur Vergrößerung eines Landes; seine Volkszahl wächßt, und die der Nachbarn sinkt.

Verschiedene europäische Nationen weigern sich weislich, ostindische Fabrikate zu vertreiben. Auch ihren Kolonien sollten sie dieselben verbieten; denn der Gewinn einiger Kaufleute steht außer allem Verhältniße mit dem Schaden, den die Nation durch die Abnahme ihrer Volksmenge leidet.

Ein:

Einheimischer Luxus, der ins Große geht, vermehrt die Zahl der dazu nöthigen Arbeiter, die beträchtlich ist, und vermindert blos diejenigen Familien, die sich ihm ergeben, und deren verhältnißmäßig nur wenig sind. Je mehr sich aber der Modeaufwand unter alle Stände eines Volks verbreitet, desto bedächtlicher werden sie beym Heurathen. Man sollte daher den Luxus nie allgemein werden laßen.

Die große Vermehrung der Zweige einzelner Familien hat nicht immer ihren Grund in einer größern natürlichen Fruchtbarkeit, sondern öfter noch in dem guten Beyspiele des fleißigen Stammvaters, und in industriöser Erziehung, die den Kindern bald ihren Unterhalt verschafft, und ihnen durch die Sicherheit eines guten Auskommens zu frühen Ehen Muth macht. Gäb es daher unter unserm Volk eine Sekte, die Arbeitsamkeit und Häuslichkeit als Religionspflicht betrachtete, und ihre Kinder mehr, als gewöhnlich geschieht, dazu anhielte, so müßte diese Sekte durch natürliche Zeugung stärker anwachsen, als irgend eine andere in England.

Hat

Hat ein Land so viel Einwohner, als es bey den vorhandenen Erwerbmitteln haben kann, so wird das Einbringen von Kolonisten nur dann die Bevölkerung vermehren, wenn sie arbeitsamer und sparsamer sind, als die Eingebornen. In diesem Falle bringen sie mehr Nahrungsmittel hervor, vermehren sich im Lande, zehren aber die Urbewohner allmählig auf. Auch ist es nicht nöthig, jeden zufällig leeren Platz sogleich durch einen Fremden zu besetzen. Sind nur die Gesetze gut, so wird die natürliche Zeugung diese Lücke bald ausfüllen. Wer kann jetzt die leeren Plätze finden, die in Schweden, Frankreich und andern kriegerischen Ländern in den letzten vierzig Jahren durch das Kriegswesen, in Frankreich durch die Vertreibung der Protestanten, in England durch die Anlegung der Kolonien, oder in Guinea durch eine hundertjährige Ausfuhr von Sklaven, die halb Amerika geschwärzt haben, entstanden sind? *) Die schwache Bevölkerung Spaniens hat ihren Grund mehr im Na-

*) In Schweden ist die Lücke sehr leicht zu finden, und selbst in Frankreich waren einzelne Provinzen des Reichs vor der Wiederrufung des Edikts von Nantes bevölkerter, als jetzt. d. Ue.

Nationalstolz, in der Trägheit und andern Dingen, als in der Vertreibung der Mauren oder den Auswanderungen nach den neuen Ländern in Amerika.

Mit Einem Wort, die Fruchtbarkeit der Thiere und Pflanzen kennt keine Schranken, als die eine übertriebene Anhäufung oder Collision der Lebensmittel ihnen setzt. Fehlte es der Erde an Pflanzen anderer Art, so würde sie nach und nach blos mit Einer, z. B. mit Fenchel bedeckt seyn; und wären die Engländer die einzige Nation, die sie trüge, so würden diese in wenig Menschenaltern sie ganz besetzen. Man rechnet jetzt (1751.) gegen eine Million Engländer in Nordamerika, ob gleich, wie man glaubt, im Ganzen keine 80,000 aus Europa dahin gekommen sind, und doch gibt es vielleicht darum in England nicht Einen Menschen weniger, im Gegentheil, wegen der großen Anzahl Fabrikanten, die die Kolonien bey ihnen beschäftigen, deren weit mehr. Man setze, diese Million vermehre sich in fünf und zwanzig Jahren auch nur um das Doppelte, so wird sie doch im folgenden Jahrhunderte zu einer Masse angewachsen seyn, die

die jetzige Bevölkerung Englands übersteigt, und die größere Anzahl der Engländer wird dießeits des Meeres seyn. Welcher Zuwachs an Macht für Brittannien, zur See und zu Lande! Welche Vergrößerung des Handels und der Schiffahrt! Welch eine Menge Schiffe und Seeleute! Wir sind nicht viel über hundert Jahre hier, doch waren unsere Kaper im letzten Kriege zusammen an Mannschaft und Geschütz stärker, als die ganze brittische Seemacht unter der Königinn Elisabeth. Wie wichtig ist also für England die jetzige Unterhandlung (1751.) über die Bestimmung der Grenzen zwischen seinen Kolonien und den französischen Besitzungen, und wie sehr sollte es bedacht seyn, Raum zu gewinnen, da die zunehmende Bevölkerung so sehr vom freyen Raume abhängt.

Kurz eine gut organisirte Nation gleicht dem Polypen. Man schneide diesem ein Glied ab, und seine Stelle ist sogleich ersetzt; — schneidet man ihn entzwey, so ergänzen beyde Hälften sich in kurzer Zeit. Und so wie man, (fehlt es nur nicht an Raum und Nahrung) durch Theilung aus Einem Polypen zehen machen kann; so kann man

auch

auch aus Einer Nation, zehn andere gleich zahlreiche und mächtige machen, oder vielmehr sie an Macht und Anzahl zehnfach vermehren.

XXXII.

Ueber den Getreidepreis und die Unterstützung der Armen.

An das Publikum.

Ich gehöre zu derjenigen Volsklaße, die euch alle nährt, und der ihr jetzt alle übel mitspielt; ich bin ein Landwirth.

Eure Zeitungen meldeten, Gott habe einigen Ländern in Europa eine sehr schlechte Ernte bescheert. Ich wünschte, Altengland möchte seinen Vortheil davon haben, und hoffte, wir würden nunmehr einen guten Preis für unsre Früchte bekommen; Millionen würden uns zufließen, und uns überflüßig mit Geld versehen, das in der That selten genug ist.

Allein die Weisheit der Regierung verbot die Ausfuhr. — Gut, sagte ich, so müßen wir uns mit dem bisherigen Marktpreis begnügen. — Nein, ihr Bauern, sagten die gestrengen Herrn, so gut solls euch nicht werth werden. Bringt euer Korn zu Markte, wenn ihr das Herz habt — an eurer Statt wollen wir es für weniger Geld kaufen, oder gar umsonst nehmen.

Da ich so von beyden Enden der Konstitution, von dem Kopf und Schweife der Regierung gepackt werde, was soll ich thun? Soll ich meine Früchte aufschütten, und die Mäuse füttern und vermehren? Ey nu, undankbarer können sie nicht seyn, als die Leute, die ich bisher fütterte. Sind wir Landwirthe denn die einzigen, denen man die Vortheile ihres ehrlichen Gewerbes misgönnt? Und warum? Einer von den neuen Federhelden macht eine Liste von den Gerichten an meiner Tochter Hochzeit bekannt, und schreyt der ganzen Welt zu, wir wären unverschämt genug, Roastbeef und Pudding zu eßen! — Hat er nicht in der Bibel gelesen: Du sollst dem Ochsen, der da drischt, das Maul nicht verbinden.

Oder

Oder glaubt er, wir verdienten weniger eine gute Mahlzeit, als unsre Stiere?

„Ja, die Manufakturisten, die Manufakturis„sten! die muß man unterstützen, die müßen wohl„feiles Brod eßen.“ Hör' er mal, Herr Naseweis — er sagt, die Bauern leben herrlich. So will er wohl, sie sollen das Geld aufschütten, das sie einnehmen? Machen sie sich ihre guten Kleider, ihre Möbeln selbst, oder für einander? Behalten sie also das Geld unter sich, oder setzen sie nicht jene hochbelobten Manufakturisten in Nahrung, und bringen es dadurch unter der ganzen Nation in Umlauf?

Ich könnte mehr für meine Wolle bekommen, wenn ich fremde Märkte beziehen dürfte; allein das leidet der Staat nicht, das verbieten die Gesetze. Alles muß im Lande bleiben, damit die lieben Manufakturisten es desto wohlfeiler haben. So benehmt ihr uns die Lust, Schaafzucht zu treiben, und flucht hernach doch, wenn Mangel an Schöpsen ist.

Mein Grosvater sagte oft, die Landwirthe hätten sich das Verbot der Wollausfuhr gefallen laßen, weil sie hofften und erwarteten, da der Fabrikant ihre Wolle wohlfeiler kaufe, so würden sie auch ihre Kleider zu niedrigern Preisen haben. Ja — nicht um einen Pfennig wohlfeiler; im Gegentheil, der Preis ist von Tag zu Tag gestiegen. Wie geht das zu? Ganz natürlich. Das Tuch wird ausgeführt, und also theurer.

Ist der Grundsatz gut, die Ausfuhr einer Waare einzuschränken, damit unsre eigne Nation sie wohlfeiler habe, so bleibt ihm treu und haltet darauf. Verbietet die Ausfuhr eurer Tücher, eures Leders und eurer Schuhe, eurer Eisenwaaren und Manufakturen jeder Art, um alles bey euch wohlfeiler zu machen. Ich bin euch gut dafür, die Sachen werden wohlfeil genug werden, so wohlfeil — daß endlich niemand mehr Lust haben wird, welche zu verfertigen.

Es gibt Leute, die steif und fest glauben, sie könnten sich nicht eher wohl befinden, als England ein zweytes Schlaraffenland würde, wo, wie sie

träu-

träumen, die Straßen mit alten Thalern gepflastert, die Häuser mit Torten gedeckt wären, und wo gebratne Hühnchen einem zuriefen: „komm', „und iß mich.“

Habt ihr einmahl einen guten Grundsatz gefunden, so bleibt ihm treu, und setzt ihn durch. — Daß die Majorität ein Verbot der Getreideausfuhr in Vorschlag gebracht, sagt der Eine, sey nöthig und recht, wenn gleich wider die Gesetze. Der Andre: „es sey freylich wider die Gesetze, daß der Pöbel Karoßen aufgehalten, aber doch nöthig und recht.“ — Vollkommen derselbe Fall! Nun heißt es aber: die Majorität solle eine Verzeihungsakte *) erhalten, um sie für die Zukunft zu sichern, weil

*) Act of indemnity wird die feyerliche Amnestie genannt, die sich englische Minister ertheilen laßen, wenn sie in irgend einem wichtigen Punkte offenbar gegen ein bestehendes Gesetz handeln. Durch eine solche Akte sicherte sich ohnlängst Pitt für künftige Anklagen wegen der gesetzwidrigen Berufung fremder Truppen in das Königreich. — Act of indemnity wird in deutschen Schriften und Zeitungen gewöhnlich, aber ganz gegen den Sinn: Entschädigungs- oder Schadloshaltungsakte übersetzt. A. d. Ue.

sie gegen die Gesetze gehandelt habe. — Ist dem so, so mache man auch eine Akte zum Vortheil des Pöbels. — Andere behaupten, man müße des Beyspiels wegen ein Paar von jenem Pöbel hängen. — So müßte man auch — doch ich sage nichts, als was ich schon einmahl gesagt habe: habt ihr einen guten Grundsatz gefunden, so übt ihn aus.

Der arme Handarbeiter, behauptet ihr, kann das Brod unmöglich zu so hohem Preis bezahlen, wenn nicht auch sein Lohn erhöht wird. Wohl möglich; wie sollen wir Landwirthe aber unsre Taglöhner beßer bezahlen, wenn ihr uns nicht erlauben wollt, mehr für unsre Früchte zu nehmen, da wirs bekommen können? Aus allem ergibt sich klar, daß wir, wenn die Ausfuhr verstattet worden wäre, sicher ein paar Thaler mehr im Beutel haben würden. Und dieß Geld hätte England von Fremden bekommen! Allein, wie es scheint, sollen wir Landleute nur deshalb weniger nehmen, damit der Arme es um desto wohlfeiler habe.

Dieß läuft also mit einer Abgabe zur Unterstützung der Armuth auf eins hinaus. Eine vor-

treff-

treffliche Einrichtung; sagt ihr. — Warum aber, frage ich, eine so unbillige Auflage? Warum sollen wir Landwirthe sie allein tragen? Ist die Sache wirklich so vortrefflich; ey nun, meine Herren, so nehmt auch Theil daran, und entschädigt uns wenigstens in etwas aus dem öffentlichen Schatze. Gutes thun, bringt so wohl Ehre als Vergnügen, und der Weg zu beyden steht euch offen.

Ich kann mich aber von der Güte der Sache nicht recht überzeugen. So geneigt ich bin, den Armen gutes zu thun, so wenig kann ich eure Mittel hierzu billigen. Das beste Mittel, Armen wohl zu thun, ist meiner Meinung nach nicht das, ihnen die Armuth angenehm zu machen, sondern, ihnen herauszuhelfen. Ich bin in meinen jüngern Jahren viel gereist, und habe in mehrern Ländern bemerkt, daß die Armen da, wo am meisten für sie gesorgt wurde, am wenigsten für sich selbst sorgten, und so immer ärmer wurden. Je weniger hingegen anderwärts für sie gethan wurde, desto mehr thaten sie für sich, und desto wohlhabender wurden sie. In keinem Lande in der Welt gibt es soviel Anstalten für die Armuth, als in England. Nir-

gend findet man so viel Spitale, die von freywilligen Beyträgen angelegt und erhalten, und wo Kranke und Gebrechliche aufgenommen werden; nirgend so viel Armenhäuser für abgelebte Personen beyderley Geschlechts; nirgend haben die Reichen selbst ihre Güter mit so schweren Abgaben zur Unterstützung der Armen belegt. Sind aber, bey allen diesen Verbindlichkeiten, unsre Armen, bescheiden, demüthig, dankbar? Thun sie, was in ihren Kräften steht, sich selbst zu nähren, und uns diese Last zu erleichtern? Im Gegentheil; in keinem Lande auf der Erde sind die Armen träger, liederlicher, ungeschliffener und größere Trunkenbolde. An dem Tage, wo ihr jenes Verbot gabt, rücktet ihr ihnen den größten Antrieb zum Fleiß, zur Sparsamkeit und Mäßigkeit dadurch aus den Augen, daß ihr ihnen ein andres Mittel zum Unterhalt in Krankheit und Alter zeigtet, als sorgfältige Ersparniß in gesunden Tagen und während der Jugend. Mit Einem Wort, ihr setztet eine Prämie auf die Trägheit, und dürft euch nun gar nicht wundern, wenn sich ihre Wirkung durch den Anwachs der Armen äußert. Nehmt das Gesetz zurück, und ihr werdet bald sehen, daß die Sitten

sich

sich ändern. Der zweyte und dritte Feyertag werden bald keine Feyertage mehr seyn. Das alte, längst aus der Mode gekommene Gebot: „Sechs Tage sollst du arbeiten“ wird wieder für einen göttlichen Befehl gelten: der Fleiß und mit ihm der Wohlstand des gemeinen Mannes wird wachsen, seine Umstände werden sich verbeßern, und ihr werdet ungleich mehr für das Glück der Armen thun, wenn ihr sie nöthigt, für sich selbst zu sorgen, als wenn ihr euer ganzes Vermögen unter sie vertheiltet.

Verzeiht mir, meine Herren, daß ich Euch über einen so wichtigen Gegenstand mit meinem Unsinn behelligte. Allein ich habe, die Zeit her, des Eurigen so viel anhören und lesen müßen, daß ich wohl, wenigstens von denen unter Euch, die auch schriftstellern, etwas Nachsicht fordern darf.

Ich bin u. s. w.

Agricola.

XXXIII.

XXXIII.

Ueber den Schleichhandel, und seine Nebenzweige.

An den Herausgeber der London Chronicle.

Am 24. Nov. 1767.

Mein Herr,

Viele Leute gelten für redlich und halten sich selbst dafür, ob sie gleich in manchen Punkten gegen strenge Rechtschaffenheit sündigen. Bald ist es eine herrschende Mode oder Gewohnheit, bald bloßer Leichtsinn, was sie von ihr entfernt; nie können sie jedoch für ganz und vollkommen redlich gelten, da sie es nur zum Theil sind. Mancher, der es für schändlich hält, im Handel zu bevortheilen, erlaubt sich ohne Bedenken, im Spiel bisweilen das Glück zu verbeßern. Ein andrer dagegen, der vollkommen ehrlich spielt, nimmt keinen Anstand, den Käufer seines Pferdes zu überlisten. Keiner Art von Unredlichkeit aber machen sich, sonst sehr brave Leute, häufiger und leichter schuldig, als der Schmälerung der Staatseinkünfte dadurch, daß

sie

sie gelegentlich entweder selbst Schleichhandel treiben, oder doch den Schleichhändler durch die Abnahme seiner Waaren aufmuntern.

Auf diese Betrachtungen wurde ich neulich geleitet, als ich zwey Männer vom besten Ruf über ein kleines Landgut sprechen hörte, das der eine kaufen, der andere verkaufen wollte. Der Verkäufer bemerkte in seiner Anpreisung ausdrücklich die günstige Lage deßelben an der Seeküste einer Schleichhandel treibenden Provinz, wo es folglich häufig Gelegenheit gäbe, theure Waaren, die man in einer Familie brauche, als Thee, Kaffee, Schokolade, Weine, Spitzen, französische Seidenzeuge, allerhand indische Waaren, um zwanzig, dreyßig, manche sogar um funfzig Procent wohlfeiler zu kaufen, als man sie im Innern des Landes von Kaufleuten, die die Abgaben bezahlen müßten, haben könne. Der andere ehrliche Mann, gestand zu, daß das ein Vorzug wäre, behauptete aber, der Verkäufer bringe ihn bey seiner Forderung zu hoch in Anschlag. Keiner von beyden hielt es also einem ehrlichen Mann für schimpflich, sich mit Schleichhändlern einzulaßen, so bald er sich

seine Bedürfniße dadurch wohlfeiler verschaffen könne.

Vielleicht ist es nicht unnütz, diesen Gegenstand, aus einem Gesichtspunkt zu betrachten, den, wie es scheint noch wenige gewählt haben; jetzt zumahl, wo die Bürde der Nationalschuld und die großen Kosten, welche die zur Vertheidigung des Landes unentbehrlichen Heere und Flotten, um im Nothfall gleich bereit zu seyn, verursachen, nicht nur die Fortdauer der alten Abgaben, sondern oft selbst das Aufbringen neuer nöthig machen.

Großbrittanniens Einwohner können sich, vermöge ihrer glücklichen Verfaßung, eines Vorrechts rühmen, das nur wenig andre Länder besitzen, nehmlich der Wahl des drittens Zweiges der Gesetzgebung, der allein die Macht hat, ihre Abgaben zu bestimmen. Findet es daher die Regierung für das gemeine Wohl, den Vortheil und das Beste der Nation, für die Sicherheit unserer Freyheiten, unsers Eigenthums, unserer Religion und alles deßen, was uns werth und theuer ist, nothwendig, daß jährlich gewiße Summen durch

Auflas-

Auflagen, Zölle u. s. w. aufgebracht, und zu Beförderung jener Zwecke in den öffentlichen Schatz bezahlt werden; wie könnte ein redlicher Mann seinen Antheil zu diesen nöthigen Aufwand anders, als gern und willig beytragen? Mit welchem Recht könnte er auf den Charakter der Redlichkeit Anspruch machen, wenn er durch irgend einen Betrug, durch List und Kunstgriffe seiner Pflicht ganz oder zum Theil ausweichen wollte? Was würden wir von einem Manne halten, der mit seinen Freunden des Abends in einem Gasthof speißte; alles, so wie sie, mit genöße, und dann durch eine List versuchte, die andern für sich bezahlen zu lassen, und frey auszugehn? Zuverläßig würde man ihn, wenn man seinen Kunstgriff entdeckte, einen elenden Lump nennen; und verdient der wohl einen beßern Nahmen, der die unschätzbaren Vortheile der bürgerlichen Gesellschaft genießt, und dennoch der Entrichtung seines rechtmäßigen Beytrags zu den Staatsbedürfnißen, der durch seinen eignen Repräsentanten im Parlament festgesetzt ist, durch Schleichhandel oder Verkehr mit Schleichhändlern auszuweichen, und ihn ungerechter Weise auf seine redlichern und vielleicht weit ärmern Mitbürger zu

wälzen

wälzen sucht? Ich höre ihn antworten: „seine Mitbürger würden dadurch nicht beeinträchtigt, und der Vorwurf komme ihm lächerlich vor, indem er blos den König ein wenig bevortheile, der den Schaden wohl übersehen könne.“ Dieß ist aber ein großer Irrthum. Der öffentliche Schatz ist ein Nationalschatz, der auf Nationalangelegenheiten verwendet wird. Wird nun wegen irgend einer nöthigen, öffentlichen Angelegenheit eine Abgabe aufgelegt, die wegen des Schleichhandels die verlangte Summe nicht einbringt, und muß daher, diesen Mangel zu decken, eine neue Abgabe eingeführt werden, so ist diese letztere, die im Grunde für Andere bezahlt wird, und wenn sie auch auf den Mann nur wenige Pfennige betrüge, doch eine wahre Beutelschneiderey, welche die Schleichhändler, ihre Theilnehmer und Unterstützer an ihren Mitbürgern begehn. Und sie wären etwas anders und beßeres, als Beutelschneider? Nein; ein gemeiner, nichtswürdiger Beutelschneider ist jeder, der für ein paar Pfennige ein so verächtliches Gewerbe treiben kann.

Man

Man verstehe mich Recht. Ich will damit nicht sagen, den König betrügen sey eine geringere Verletzung der Redlichkeit, als ein Betrug am Publikum. König und Publikum sind in diesem Fall nur zwey Nahmen für Eine Sache. Allein, das Verbrechen wird nicht vermindert, wenn wir den König auch für sich betrachten. Es ist keine Rechtfertigung für den Dieb, daß die bestohlne Person reich ist und den Verlust verschmerzen kann. Der König hat so gut Anspruch auf Gerechtigkeit, als der geringste seiner Unterthanen, und da er in der That der gemeinsame Vater seines Volks ist, so trifft diejenigen, die ihn betrügen, das Nachurtheil, das die Bibel gegen den Sohn ausspricht „der seinen Vater bestiehlt, und sagt: das ist nicht „Sünde.“

So niederträchtig dieß Verfahren ist, so sehen wir doch täglich, daß Personen von Stande und Vermögen sich, eines unbedeutenden Vortheils willen, deßelben schuldig machen. Schämt sich wohl eine Dame, einem ihrer Bekannten den Vorschlag zu thun, bey der Rückreise aus einem fremden Lande, ein Stück französisches Seidenzeug,

oder eine Garnitur Brüßler Spitzen für sie einzuschwärzen? Schämt sich wohl ein Mann von Stande, den Auftrag anzunehmen und zu besorgen? Im mindesten nicht. Man spricht frey, selbst in Beyseyn derer davon, die man durch solche Betrügerey offenbar in Schaden bringt.

Durch ein neuerliches Gesetz ist der Ertrag des Postwesens nebst andern Zweigen der Staatseinkünfte zur Tilgung der öffentlichen Schuldenlast, und folglich zur Verminderung der Staatsausgaben angewiesen worden. Die Postfreyheit ist zugleich blos auf Parlamentsglieder und einige wenige Staatsbeamten eingeschränkt worden. Macht einer von ihnen einen Brief, den er nicht selbst geschrieben oder in eignen Angelegenheiten schreiben laßen, postfrey, so ist das eine Beeinträchtigung der öffentlichen Einkünfte; eine Ungerechtigkeit, die zu verstecken er sich jetzt die Mühe geben muß, die ganze Addreße selbst zu schreiben. Gleichwohl ist der Mangel dieses Gefühls für Recht und Unrecht so allgemein, daß in den feinsten Gesellschaften Herren und Damen von Stande ihren Vorsatz, die Nation durch ein Franko um ein paar Groschen zu

brin-

bringen, unverhohlen äußern, und ohne Schaamröthe selbst einen der Gesetzgeber mit der gehorsamen Bitte angehn, an ihrem Verbrechen Theil zu nehmen, und zur Ausführung deßelben behülflich zu seyn.

Es gibt Leute, die auf diese Weise das Jahr über dem öffentlichen Schatz ein Beträchtliches entziehen, und in ihren Privatbeutel stecken. Wäre der, der durch ein Zimmer, worinn jener Schatz verwahrt wird, ginge, und die Gelegenheit benutzte, heimlich eine Guinee zu entwenden, nicht ein eigentlicher, wahrer Dieb? Welcher Unterschied ist nun aber in der Natur und der Niederträchtigkeit dieses Verbrechens und jenes, sich der Entrichtung einer Guinee an den öffentlichen Schatz, die man zu bezahlen schuldig ist, zu entziehen, und sie zu seinem Privatvortheil zu verwenden, da man doch weiß, daß diese Guinee so gut als jene, schon bezahlte, dem gemeinen Wesen gehört?

Mehrern Gesetzen zu Folge wird der Ankauf gestohlner Güter so streng bestraft, als der Diebstahl selbst: dem Grundsatz gemäß, wenn keine

Hehler wären, würde es auch weniger Stehler geben. Das Sprichwort hat auch ganz Recht, daß der Hehler so arg ist, wie der Stehler. Und da es nun eben so wenig Schleichhändler geben würde, wenn niemand sie wißentlich durch Abnehmung ihrer Waaren unterstützte, so können wir mit gleichem Fug behaupten, daß Aufmunterung des Schleichhandels so arg sey, als der Schleichhandel selbst, und da dieser eine Art von Diebstahl ist, auch die Beförderung deßelben keinen beßern Nahmen, und keine gelindere Strafe verdiene.

Was sollen wir nun, die Schmählerung der Staatseinkünfte aus diesem Gesichtspunkt betrachtet, von jenen Personen denken, die sich nicht schämen, dem Recht und der Gerechtigkeit zum Hohn, sich den Auflagen auf Equipagen, Tafelgeschirr u. s. w. zu entziehen, und dennoch wider Bestechung und öffentlichen Kaßenraub schreyen, als wären ihre Hände und Herzen rein und unbefleckt? Die Amerikaner thun uns wahres Unrecht, wenn sie heimlich, gegen die Gesetze, Waaren in ihr Land einbringen: doch hatten sie keinen Antheil

an

an der Abfaßung dieser Gesetze. Hierdurch will ich sie nicht rechtfertigen; nur dächte ich, wäre das Vergehen derer, die auf die Einführung der Gesetze, die sie übertreten, mittelbar oder unmittelbar Einfluß hatten, ungleich größer. So oft ich demnach jene Leute gegen die Amerikaner eifern, und gegen diese ganze Nation als Empörer und Verräther um Rache schreyen höre, wenn sie sich eines kleinen Vergehens gegen die Handelsgesetze schuldig machen, oder eine Handvoll von ihnen einem Accisebedienten etwas in den Weg legt — kann ich mich des Gedankens nicht erwehren, daß es noch immer Menschen in der Welt gibt, „die den Splitter in ihres Bruders Auge, aber nicht den Balken in ihrem eignen wahrnehmen“ und daß das alte Sprichwort: „kleine Diebe hängt man, die großen läßt man laufen“ noch eben so treffend ist, als sonst.

XXXIV.

Bemerkungen über die nordamerikanischen Wilden.

Wilde nennen wir sie, weil ihre Sitten von den unsrigen abweichen, die wir für den Gipfel der Verfeinerung halten. Sie glauben daßelbe von den ihrigen.

Vielleicht würden wir, wenn es uns möglich wäre, die Sitten der verschiedenen Nationen unpartheyisch zu untersuchen, kein Volk so roh finden, daß es ohne alle Vorschriften der Höflichkeit wäre, noch irgend eines so verfeinert, daß es nicht noch einige Reste der Rohheit an sich hätte.

Die Indianer sind in ihrer Jugend Jäger und Krieger, im Alter Rathgeber, denn ihre ganze Regierung geschieht nach dem Rath und der Stimme der Weisen. Da ist kein Zwang, da sind nicht Gefängniße, keine Beamten, Gehorsam zu erzwingen, oder Strafen auszutheilen. Da der beste Sprecher den meisten Einfluß hat, so legen sie sich alle auf Beredtsamkeit. Die Weiber der Indianer

bauen

bauen das Feld, besorgen die Küche, säugen und erziehen die Kinder, erhalten und pflanzen auf die Nachwelt das Andenken der öffentlichen Verhandlungen fort. Diese Beschäftigungen der Männer und Weiber gelten für natürlich und ehrenvoll. Da sie wenig künstliche Bedürfniße haben, so fehlt es ihnen nicht an Muße, sich durch Unterhaltung zu bilden. Unsere arbeitsame Lebensart dünkt ihnen, in Vergleichung mit der ihrigen, sklavisch und niedrig, und die Gelehrsamkeit, worauf wir uns so viel wißen, halten sie für unnützen Tand. Einen Beweis davon erhielt man im Jahr 1744 in Pennsylvanien bey dem Vertrag von Lancaster zwischen der Regierung von Virginien und den Sechs Nationen. Nachdem die Hauptsache abgethan war, so thaten die Abgeordneten von Virginien den Indianern in einer Rede zu wißen, daß in Williamsburg ein Collegium mit einer Stiftung für den Unterricht junger Indianer vorhanden sey, und daß wenn die Häupter der sechs Nationen ein halb Dutzend von ihren Söhnen in diese Schule schicken wollten, die Regierung alle Sorge tragen werde, sie wohl zu verpflegen und in allen Künsten der Weissen zu unterrichten. Eine von den Regeln in-

dianischer Höflichkeit gebietet, keinen öffentlichen Vorschlag an demselben Tage, wo er gethan worden, zu beantworten. Dieß hieße ihn, ihrer Meynung nach, als eine Kleinigkeit behandeln: dadurch aber, daß man sich Zeit nehme, ihn zu überlegen, ehre man ihn als eine wichtige Sache. Sie verschoben daher ihre Antwort auf den folgenden Tag, wo ihr Sprecher ihre tiefe Rührung über die Güte der Regierung von Virginien, die sie durch diesen Vorschlag an den Tag lege, äußerte „denn wir „wißen, sagt er, daß ihr die Künste, die in diesen „Schulen gelehrt werden, hoch schätzt, und daß „die Unterhaltung unsrer jungen Leute, so lang sie „bey euch blieben, sehr kostbar für euch seyn würde. Wir sind daher überzeugt, daß ihr uns durch „euern Vorschlag etwas Gutes zu erweisen meint, „und wir danken euch herzlich. Allein, als kluge „Männer müßt ihr wißen, daß verschiedene Nationen verschiedene Vorstellungen von den Dingen „haben, und könnt es daher nicht übel deuten, „wenn unsre Begriffe über diese Art der Erziehung „von den eurigen abweichen sollten. Wir haben „einige Erfahrung davon; mehrere von unsern jungen Leuten wurden vor Zeiten in den Schulen der nörd-

„nördlichen Provinzen erzogen. Sie wurden in „allen euern Künsten unterwiesen, als sie aber „unter uns zurückkamen, zeigten sie sich als schlech„te Läufer, höchst unwißend in den Mitteln, in „Wäldern zu leben, ungeschickt, Kälte oder Hun„ger zu ertragen; sie wußten nicht, wie sie eine „Hütte bauen, ein Wild fangen oder einen Feind „erlegen sollten; sie redeten unsre Sprache dürftig, „waren daher weder zu Jägern, Kriegern noch zu „Rathgebern zu brauchen; kurz sie waren zu nichts „gut. Gleichwohl sind wir euch für euer gütiges „Anerbieten nicht weniger verbunden, ob wir es „schon nicht annehmen können, und um unser „Dankgefühl dafür zu zeigen, erbieten wir uns, „wenn die Herren von Virginien uns ein halb „Dutzend von ihren Söhnen schicken wollen, große „Sorge für ihre Erziehung zu tragen, sie in allem, „was wir verstehn, zu unterrichten, und Män„ner aus ihnen zu machen.“ —

Da sie oft Veranlaßung zu öffentlichen Berathschlagungen haben, so ist ihnen große Ordnung und Anstand bey denselben zur Gewohnheit geworden. Die alten Männer sitzen in den vordersten

Reihen, in den nächsten die Krieger, und die Weiber und Kinder in den hintersten. Das Geschäft der Weiber ist, auf alles, was vorgeht, genau zu merken, es ihrem Gedächtniß einzuprägen, und da sie keine Schrift haben, es ihren Kindern zu überliefern. Sie sind die Archive der Rathsversammlung, und erhalten die Bedingungen von Verträgen über hundert Jahre in einer Tradition, die, wenn wir sie mit unsern Papieren vergleichen, sich immer vollkommen richtig finden. Wer Lust zu sprechen hat, erhebt sich. Die übrigen beobachten ein tiefes Stillschweigen. Ist er fertig und setzt sich nieder, so laßen sie ihm fünf oder sechs Minuten Zeit, sich zu besinnen, damit, wenn er etwas von dem, was er sagen wollte, vergeßen oder etwas hinzuzufügen hätte, er nochmahls aufstehe und es vortragen könne. Einander, auch nur im gewöhnlichen Gespräch zu unterbrechen, gilt für höchst unschicklich. Wie verschieden ist dieß von dem Betragen des gesitteten Unterhauses in England, wo kaum ein Tag ohne Unruhen vergeht, über die sich der Sprecher heiser zur Ordnung ruft: wie abweichend von der Art der Unterhaltung in manchen gesitteten europäischen

Gesellschaften, wo, wenn man seine Worte nicht mit der größten Geschwindigkeit herausstößt, die ungeduldige Geschwätzigkeit derer, mit welchen man sich unterhält, uns mitten im Reden unterbricht und nie zu Ende kommen läßt.

Die Geschliffenheit dieser Wilden in der Unterhaltung fällt freylich oft ins Uebertriebene, indem sie ihnen nicht erlaubt, dem, was in ihrer Gegenwart vorgetragen wird, zu widersprechen oder es zu läugnen. Es ist wahr, sie vermeiden auf diese Weise Zwistigkeiten, allein es ist auch schwer ihre Meinung, oder, was man für einen Eindruck auf sie gemacht, zu erfahren. Die Mißionare, die es versuchten, sie zum Christenthum zu bekehren, klagen hierüber, als eine der größten Schwierigkeiten ihrer Sendung. Die Indianer hören geduldig zu, wenn man ihnen die Wahrheiten des Evangeliums erklärt, und geben ihre gewöhnlichen Zeichen von Beyfall und Billigung. Man sollte glauben, sie wären überzeugt. Weit gefehlt; es ist bloße Höflichkeit.

Ein

Ein schwedischer Prediger ließ die Oberhäupter der Sasquehannah Indianer zusammen kommen, und hielt vor ihnen eine Rede über die wichtigsten historischen Thatsachen, auf die unsre Religion gegründet ist: über den Fall der ersten Aeltern durch das Eßen eines Apfels; über die Menschwerdung Christi, dem Uebel abzuhelfen, seine Wunder, sein Leiden; u. s. w. — Da er ausgeredet hatte, stand ein indianischer Redner auf, ihm zu danken. „Was du uns da erzählt hast, sagte er, ist alles „sehr gut. Es ist wirklich sehr schlecht, Aepfel zu „eßen. Es ist weit beßer, Cyder daraus zu ma„chen. Wir danken dir für deine Güte, daß du „so weit herkömmst, uns die Dinge, die du von „deiner Mutter gehört hast, zu erzählen. Zur Wie„dervergeltung will ich dir auch einige, die wir „von unsern Müttern gehört haben, mittheilen.“

„Im Anfang ernährten sich unsre Väter nur „vom Thierfleisch, und wenn ihre Jagd nicht glück„lich war, so mußten sie Hunger leiden. Zwey „unsrer jungen Jäger, die ein Wild erlegt hatten, „machten ein Feuer im Walde, um einen Theil da„von zu braten. Als sie nun eben im Begriff was

„ren,

„ren, ihren Hunger zu stillen, sahen sie ein schönes „junges Mädchen aus den Wolken herabsteigen, „und sich auf jenen kleinen Hügel, welchen du dort „zwischen den blauen Bergen erblickst, niederlaßen. „Sie sagten zu einander: es ist ein Geist, der viel„leicht unser kochendes Wildpret gerochen hat, und „davon zu eßen wünscht; laßt uns ihm was da„von anbieten. Sie brachten dem Mädchen die „Zunge: der Geschmack derselben behagte ihr, und „sie sprach: „Eure Gefälligkeit soll belohnt wer„den. Kommt nach dreyzehn Monaten wieder an „diese Stelle, so sollt ihr etwas finden, das zu „eurem und eurer Kinder Unterhalt bis zu den spä„testen Geschlechtern von dem größten Nutzen seyn „wird. „Sie kamen, und fanden zu ihrem größ„ten Erstaunen Pflanzen, die sie vorher nie gesehen „hatten, die aber seit jener fernen Zeit, zu unserm „größten Nutzen, beständig unter uns sind ange„baut worden. Wo die rechte Hand des Mäd„chens die Erde berührt hatte, fanden sie indiani„sches Korn, wo die linke, fanden sie welsche Boh„nen, und auf der Stelle, wo sie gesessen hatte, „fanden sie Tabak.“

Der

Der gute Prediger, der sich an diesem kindischen Mährchen schlecht erbaute, sagte: „Was „ich Euch vortrug, waren heilige Wahrheiten, was „Ihr mir aber erzählt, sind lauter Fabeln, Erdichtungen und ungereimte Dinge.“ Der Indianer, dem dieß verdroß, antwortete: „Mein Bruder, „wie es scheint haben deine Freunde dich bey deiner „Erziehung vernachläßigt, und dich in den Regeln „der allgemeinen Höflichkeit schlecht unterwiesen. „Du saheſt, daß wir, die wir diese Regeln verstehn und ausüben, alle deine Erzählungen glaubten; warum weigerst du dich also, die unsrigen „zu glauben?“ *)

Wenn

*) Folgende wahre Anekdote enthält ein charakteristisches und komisches Beyspiel von der Gewißenhaftigkeit der Nordamerikanischen Wilden, jede erzeigte Höflichkeit, selbst zu ihrem größten Schaden, zu erwiedern. Der englische Statthalter Sir William Johnson ließ sich, kurz nach seiner Ankunft in Amerika, verschiedene reiche und prächtige Kleider aus London kommen. Heinrich, das Oberhaupt der fünf Mohaker Nationen, war eben bey ihm, als er sie erhielt. Er bewunderte sie sehr, strich ihren Glanz und die Schönheit der Farben heraus, äußerte aber keinen Wunsch danach. Jedoch nach einigen Tagen kam er zu Sir Wil-

Wenn einige von ihnen in unsre Städte kommen, so versammelt sich unser Pöbel gemeiniglich um sie, gafft sie an, und stört sie, wenn sie allein seyn wollen. Dieses halten sie für große Ungeschliffenheit, und Mangel an Unterricht in den Regeln der

Williams, und erzählte, daß er einen Traum gehabt. Dieser erkundigte sich, worinn er bestanden, und Heinrich versetzte: „Ich träumte, du machtest mir ein Geschenk mit einem der schönen Kleider, die du neulich aus deinem Lande, jenseits des großen Wassers, erhalten hast.“ Der Engländer merkte, wo er hinaus wollte, und ließ das prächtigste von jenen Kleidern, das von Scharlach und deshalb den Augen eines Wilden besonders angenehm war, herbringen. Er schenkte es ihm, und Heinrich gieng sehr vergnügt hinweg. Einige Zeit darauf begegnete Sir William seinem wilden Freunde, und redete ihn mit den Worten an: „Heinrich, ich habe diese Nacht auch einen Traum gehabt. — der war? — Mir träumte, du schenktest mir jenen Strich Landes, den du dort jenseits des Mohaka siehst.“ Hier zeigte er ihm einen Raum von fünftausend Morgen, einen der reichsten und fruchtbarsten Plätze, die jener Strohm benetzt. Heinrich machte keine Schwierigkeit, den Traum wahr zu machen, doch konnte er sich nicht enthalten, zu Sir William zu sagen: „Was geschehn ist, ist geschehn, aber mit dir träume ich nicht wieder. Deine Träume sind mir zu theuer.“ — Der erwähnte Strich Landes heißt noch jetzo: Sir Williams Traum. — d. Ue.

der Höflichkeit und guten Lebensart. „Wir sind, „sagen sie, eben so neugierig, als ihr, und sehen „eben so gern nach euch, wenn ihr in unsre Orte „kommt; allein dazu verstecken wir uns hinter Bü„schen, wo ihr vorbey müßt, und dringen euch nie„mahls unsre Gesellschaft auf.“

Die Art, wie sie in ihren Dörfern bey einander einsprechen, hat gleichfalls ihre Regeln. Es wird reisenden Fremden als Unhöflichkeit angerechnet, gerade zu in ein Dorf zu treten, ohne vorher ein Zeichen von ihrer Annäherung zu geben. So bald sie daher in die Hörweite eines Orts kommen, machen sie Halt, rufen Hollah! und warten, bis man sie einladet, einzusprechen. Gewöhnlich kommen zwey alte Männer heraus, und führen sie hinein. In jedem Dorfe giebt es eine ledige Wohnung, das Fremdenhaus genannt. Hieher bringt man die Reisenden, indeß die alten Männer von Hütte zu Hütte gehen, und den Einwohnern melden, daß Fremde gekommen sind, die wahrscheinlich müde und hungrich wären. Sogleich schickt ihnen jeder, was er von Lebensmitteln und Häuten zum Nachtlager entbehren kann. Wenn

der

der Fremde sich erfrischt hat, werden Pfeifen und Tabak gebracht, und nun erst, nicht eher, beginnt die Unterhaltung mit Fragen, wer sie sind? wohin sie denken? was es Neues gibt u. s. w. und gewöhnlich endigt sie sich mit Anerbieten guter Dienste, und Erkundigungen, ob die Fremden einen Wegweiser oder sonst etwas zur Fortsetzung ihrer Reise nöthig haben. Für die Bewirthung wird nicht das mindeste gefordert.

Gleiche Gastfreyheit, die sie überhaupt als eine Haupttugend betrachten, üben einzelne Personen aus. Konrad Weiser, unser Dollmetscher erzählte mir folgendes Beyspiel. Er war unter den Sechs Nationen naturalisirt, und war der Mohaka-Sprache vollkommen mächtig. Bey einer Reise, die er durch das Gebiet der Indianer that, dem Rathe von Onondaga ein Schreiben von unserm Statthalter zu überbringen, meldete er sich vor dem Wohnplatz Canaßetegos, eines alten Bekannten, der ihn auf das freundschaftlichste empfing, ihn umarmte, Felle zum Sitz für ihn ausbreitete, ihm gekochte Bohnen und Wildpret vorsetzte, und zu seinem Trank Rum mit Wasser vermischte. Nach-

dem er gegeßen, getrunken, sich vollkommen erfrischt und seine Pfeife angezündet hatte, fing Conaßetego eine Unterredung mit ihm an: erkundigte sich, wie es ihm seit den langen Jahren, daß sie sich gesehn, ergangen, woher er jezt komme, was der Zweck seiner Reise sey? u. s. w. Konrad beantwortete alle seine Fragen, und da die Unterredung etwas ermattete, so suchte der Indianer sie wieder zu heben. „Konrad, sagte er, du hast lange unter den weißen Leuten gelebt, und mußt etwas von ihren Sitten wißen. Ich war oft in „Albany *), und habe da bemerkt, daß sie immer „den siebenten Tag ihre Läden verschließen und sich „alle in dem großen Hause versammeln. Sage „mir, wozu das? Was machen sie dort?“ — Sie kommen da zusammen, erwiederte Konrad, was Gutes zu hören und zu lernen.“ — „Ich „zweifle nicht, versetzte der Indianer, daß sie das „für dich sagen; sie haben mir eben das gesagt; „aber ich zweifle sehr, daß sie die Wahrheit reden, „und ich will dir meine Gründe sagen. Neulich

„ging

*) In Newyork, die Hauptniederlage des Pelzwerks.

„ging ich nach Albany, mein Pelzwerk zu verkau-
„fen, und Weisszeug, Meßer, Pulver, Rum u.
„d. g. einzuhandeln. Du weist, daß ich gewöhn-
„lich meinen Handel mit Hanns Hanson machte,
„doch hatte ich fast Lust es dießmahl mit einigen
„andern Kaufleuten zu versuchen. Doch ging ich
„erst zu Hanson, und fragte, was er für die
„Biber geben wolle? Er sagte, er könne nicht
„mehr als vier Schillinge für das Pfund geben;
„doch, fuhr er fort, jetzt kann ich nicht weiter von
„Geschäften sprechen. Heut ist der Tag, wo wir
„zusammen kommen, was Gutes zu lernen,
„und ich gehe gleich in die Versammlung.“ Du
„kannst also heut doch keine Geschäfte machen;
„dacht' ich, so willst du mit in die Versammlung
„gehn — und ich ging mit. Da stand ein schwarzer
„Mann auf, und fing an sehr hitzig zu den Leuten
„zu reden. Ich verstand nicht, was er sagte, da
„ich aber bemerkte, daß er oft auf mich und Han-
„son sah; so vermuthete ich, er sey böse, weil ich
„hier wäre. Ich ging also hinaus, setzte mich
„ohnweit dem Hause nieder, und wartete, bis die
„Versammlung aufbrechen würde. Es war mir
„auch, als hätte der Mann etwas von Bibern ge-
„sagt,

„sagt, und ich vermuthete, daß sie deswegen zu„sammenkämen. Wie sie nun heraustraten, ging „ich meinen Kaufmann an. Nun, Hanns, sagte „ich, ich hoffe Du wirst dich entschloßen haben, „mehr als vier Schillinge für das Pfund zu ge„ben?“ — Nein, sagte er, ich kann nicht soviel „geben; ich kann nicht mehr, als drey und einen „halben Schilling geben. — Ich sprach nun mit „andern Kaufleuten, aber die pfiffen alle Ein Stück„chen: drey und einen halben Schil„ling, drey und einen halben Schil„ling. Nun sah ich deutlich, daß mein Verdacht „gegründet war, und daß, soviel sie auch versi„chern mögen, sie kämen zusammen, um was „Gutes zu lernen, ihre wahre Absicht doch die „sey, sich zu bereden, wie sie die Indianer im „Biberhandel betrügen wollen. Ueberlege nur ein „wenig Konrad, und du wirst mir Recht geben. „Wenn sie so oft zusammenkämen, um was Gu„tes zu lernen, so hätten sie nothwendig bis jetzt „etwas lernen müßen. Aber sie sind noch ganz „unwißend. Du kennst unsre Gewohnheit. Wenn „ein weißer Mann auf der Reise durch unser Land, „in eine von unsern Hütten tritt, so behandeln

„wir

„wir ihn alle, wie ich dich: wir trocknen ihn, wenn „er naß ist, wir wärmen ihn, wenn er friert, geben ihm „zu eßen und zu trinken, daß er seinen Hunger und „Durst stille; wir breiten ihm sanfte Felle unter, daß „er darauf ruhen und schlafen kann, und verlangen das „für keine Bezahlung. *) Geh ich aber in Albany in das „Haus eines weißen Mannes, und fordere zu eßen und „zu trinken; so fragen sie: „Wo ist dein Geld?“ „und wenn ich keins habe, so sagen sie: „Pack „dich hinaus, du wilder Hund!“ Du siehst, sie „verstehn nicht einmahl den allererſten Anfang „von dem, was Gut ist, und was wir nicht erst „in Versammlungen zu lernen brauchen, weil wir

*) Es ist merkwürdig, daß die Gastfreyheit in allen Jahrhunderten und Ländern für die eigenthümliche Tugend derer gegolten hat, die die civilisirten Nationen Barbaren zu nennen belieben. Die Scythen standen deshalb bey den Griechen in großem Rufe. Die Sarazenen besaßen sie in einem hohen Grade, und noch heutiges Tages ist sie die herrschende Tugend bey den wilden Arabern. Auch der heilige Paulus sagt in der Beschreibung seiner Reise und seines Schiffbruches an der Insel Melita: „die Barbaren aber erzeigten uns „nicht geringe Freundschaft, zündeten ein Feuer an „und nahmen uns alle auf, um des Regens, der über „uns kommen war, und um der Kälte willen.“ —

„es schon, als Kinder, von unsern Müttern lern„ten. Darum ist es ganz unmöglich, daß ihre „Zusammenkünfte die angebliche Absicht oder eine „solche Wirkung haben sollten; nein, sie bereden „sich darinn blos, wie sie die Indianer im Biber„handel betrügen wollen.“

XXXV.

XXXV.

Vergleichung des Betragens der alten Juden und der Antifederalisten in den Vereinigten Staaten von Amerika.

Ein eifriger Verfechter der vorgeschlagenen Bundesconstitution *) behauptete in einer gewißen öffentlichen Versammlung: „der größte Theil der „Menschen habe solch einen Widerwillen gegen eine „gute Regierung, daß, glaube er, selbst ein Engel, der eine zu unserm Besten entworfene Con„stitution vom Himmel herabbrächte, den heftig„sten Widerspruch finden würde.“ — Man tadelte ihn wegen dieser übertriebenen Aeußerung, wie man sie nannte, und er vertheidigte sie nicht weiter. — Wahrscheinlich fiel ihm nicht gleich ein, daß ein Versuch der Art wirklich gemacht gefunden, und daß der Erfolg davon, in der glaubwürdigsten aller Geschichten, der heiligen Schrift aufbewahrt worden. Mich dünkt, er hätte sonst mit Fug seine Meinung auf diese unwiderlegbare Autorität stützen können.

Dem höchsten Wesen hatte es gefallen, eine einzelne Familie, unter seiner ganz besondern Obhut und Vorsorge, zu einem großen Volke zu erziehen. Sein Diener Moses mußte sie durch eine Menge Wunder aus der Knechtschaft befreyen; Jehova selbst gab, in eigner Person, diesem seinem erwählten Knecht in Beyseyn der ganzen Nation eine Constitution und einen Gesetzcodex für sie, und begleitete und sanctionirte dieselben durch Verheissung großer Belohnungen und Androhen strenger Strafen, als Folgen ihres Gehorsams oder Ungehorsams.

Diese Constitution konnte, obgleich Gott selbst an ihrer Spitze stehen wollte (weshalb sie auch von politischen Schriftstellern Theokratie genannt wird) doch nur mittelbar durch seine Diener ausgeübt werden. Aaron und seine Söhne wurden daher, nebst Moses, als das erste Ministerium dieser neuen Regierung eingesetzt.

Man hätte denken sollen, die Anstellung dieser Männer, die sich bey der Gründung der Freyheit ihrer Nation so hervorgethan, und durch ihre öffents

öffentliche Widersetzlichkeit gegen den Willen eines mächtigen Monarchen, der die Nation gern in der Sklaverey erhalten mochte, ihr Leben gewagt hatten, müße einem dankbaren Volk höchst angenehm gewesen seyn, und eine Constitution, die Gott selbst verfaßt, müße daher eine allgemein günstige Aufnahme gefunden haben. Allein, in jedem der dreyzehn Stämme gab es einige misvergnügte, unruhige Geister, die dem Volk beständig, und zwar aus verschiedenen Gründen anlagen, die vorgeschlagene neue Verfaßung zu verwerfen.

Viele hatten noch immer eine Neigung zu Aegypten, dem Lande ihrer Geburt, und so oft diese, wenn gleich vermöge einer natürlichen und unvermeidlichen Folge ihrer veränderten Lage, irgend eine Beschwerde oder Ungemach zu dulden hatten, schrieen sie gleich gegen ihre Führer, als Urheber ihrer Leiden, und wollten nicht allein nach Aegypten zurückkehren, sondern ihre Befreyer selbst steinigen. *) Diejenigen, die am Götzendienst hingen, konnten die Zerstörung ihres goldnen Kalbes

*) Vierter Buch Moses, 14. Kap.

nicht verschmerzen. Viele von den Höhern glaubten, die neue Verfaßung müße ihrem besondern Intereße nachtheilig werden, die Familien und Freunde von Moses und Aaron würden die einträglichsten Stellen an sich reißen, und andere von gleich edler Geburt ausschließen. *) Aus dem Josephus und dem Talmud erfahren wir einige besondere Umstände, die in der Bibel nicht so ausführlich erzählt sind. Wir lernen dort: „daß „Corah nach dem Priesterthum strebte, und es sehr „hoch empfand, als es dem Aaron, und zwar „(wie er sagte) blos durch Moses Autorität, „ohne die Einwilligung des Volks, „übertragen ward. Er beschuldigte Moses, durch „verschiedene Kunstgriffe die Regierung betrüglicher „Weise erhalten und das Volk seiner Freyheiten beraubt zu haben. Moses, behauptete er, suche „gemeinschaftlich mit Aaron die Tyranney in seiner „Familie erblich zu machen. Ob nun gleich Corah

„im

*) Ebendas. 16. Kap. 3. V. „Und sie versammelten sich wider Mosen und Aaron, und sprachen zu ihnen: Ihr machts zu viel; denn die ganze Gemeine ist überall heilig, und der Herr ist unter ihnen, warum erhebt ihr euch über die Gemeine des Herrn?“ “

„im Grunde nichts suchte, als Aaron auszuste-
„chen, so beredete er doch das Volk, sein Augen-
„merk sey allein das gemeine Beste, und so fing
„es an, durch seine Eingebungen bewegt, zu
„schreyen: „Laßt uns die gemeinsamen Freyheiten
„unserer einzelnen Stämme erhalten. Wir haben
„uns selbst aus der Knechtschaft der Aegypter be-
„freyt, und sollten uns nun gutwillig von Moses
„zu Sklaven machen laßen? Müßen wir einen
„Herrn haben, so thun wir beßer, wir kehren zu
„Pharao zurück, der uns wenigstens mit Brod und
„Zwiebeln speißte, als daß wir diesem neuen Ty-
„rannen dienen, der uns durch seine Tollkühnheit
„in Hungersnoth gebracht hat.“ — Nun fingen
„sie an, die Wahrheit seines Umgangs mit Gott
„zu bezweifeln, und stützten sich dabey auf das Ge-
„heimnißreiche dieser Zusammenkünfte, auf den
„Umstand, daß niemand aus dem Volke bey diesen
„Gesprächen zugegen seyn oder sich nur der Stelle
„nähern dürfe, als auf große Gründe zum Ver-
„dacht. — Ferner gaben sie Moses Geldunter-
„schleif Schuld; er habe die goldnen Löffel
„und die silbernen Schüßeln, die die Fürsten
„Israels bey der Einweihung des Altars ge-

„opfert, *) so wie die goldnen Opfer des gemei-
„nen Volks **) und den größten Theil der Kopf-
„steuer heimlich durchgebracht. ***) Aaron beschul-
„digten sie, viel von dem Golde eingesteckt zu ha-
„ben, das er vorgeblich zu dem gegoßenen Kal-
„be gebraucht. Außerdem warfen sie Moses seinen
„Ehrgeiz vor. Zur Befriedigung dieser Leiden-
„schaft, sagten sie, habe er das Volk betrogen,
„indem er versprochen, sie in ein Land zu führen,
„wo Milch und Honig fließe, statt deßen habe er
„sie aus einem solchen Lande geführt: und er küm-
„mere sich wenig um all ihr Ungemach, wenn er
„sich nur selbst zu einem unbeschränkten Fürsten ma-
„chen könne. †) Um diese neue Würde mit Glanz
„in seiner Familie zu erhalten, folge nun auf die
„besondere Kopfsteuer, die schon erhoben und

dem

*) Ebendas. 7tes Kap.

**) Zweytes Buch Moses, 35. Kap. 22. V.

***) Viertes Buch Moses, 3. Kap. und Zweytes Buch 30. Kap.

†) Viertes Buch Moses, Kap. 16. v. 13. „Ists zu we-
„nig, daß du uns aus dem Lande geführt hast, da
„Milch und Honig innen fleußt, daß du uns tödtest in
der Wüsten, du mußt auch noch über uns herrschen.“

„dem Aaron eingehändigt worden *), eine allge„meine **), die wahrlich von Zeit zu Zeit steigen „werde, wenn man ihm verstatte, unter dem Vor„wande neu erhaltener Offenbarungen des göttlichen „Willens, so lange neue Gesetze einzuführen, bis „diese Aristokratie ihr ganzes Eigenthum verschlun„gen haben werde."

Moses läugnete die Beschuldigung des Geldunterschleifs, und seine Ankläger hatten keine Beweise vorzubringen; obgleich Thatsachen, wenn sie wahr sind, ihrer Natur nach des Beweises fähig sind. „Ich habe, sagte er mit heiligem Bewußtseyn in Gottes Gegenwart, nicht einen Esel von ihnen genommen, und habe nie einem von ihnen ein Leid gethan." Seine Feinde hatten indeß und zwar mit einigem Erfolg, die Klage beym Pöbel angestellt; denn keine Beschuldigung wird leichter vorgebracht und findet bey Gaunern leichter Glauben, als die Beschuldigung der Gaunerey.

Kurz,

*) Ebendas. Kap. 3.

**) Zweytes Buch, Kap. 30.

Kurz, nicht weniger, als zwey hundert und funfzig, „der Vornehmsten in der Gemeine, Raths-herren und ansehnliche Leute“ *) stellten sich an die Spitze des Pöbels, und reizten ihn so, daß er endlich voll Wuth und Erbitterung ausrief: „steinigt sie, steinigt sie, und sichert dadurch unsre Freyheiten. Laßt uns andere Anführer wählen, daß sie uns nach Aegypten zurückführen, wenn es uns nicht gelingt, die Kanaaiter zu bezwingen.“ —

Aus alle dem erhellt, daß die Israeliten ein auf seine jüngst erst erlangte Freyheit eifersüchtiges Volk waren. Diese Eifersucht war an sich kein Fehler; allein da sie dieselbe von arglistigen Menschen, die unter dem Vorwand des allgemeinen Besten, in der That nichts, als ihren eignen Vortheil vor Augen hatten, misbrauchen ließen, so wurden sie verleitet, sich der Einführung der neuen Konstitution zu widersetzen, wodurch sie sich viel Ungemach und Unglück zuzogen. Ferner sieht man aus jener unschätzbaren Urkunde, daß nach langen Jahrhunderten, als diese Konstitution alt geworden war, viele

*) Viertes Buch, Kap. 16.

le Misbräuche sich eingeschlichen hatten, und eine Verbesserung derselben in Vorschlag kam, der Pöbel sich eben so benahm, wie das erstemahl. So wie sie Mosen des Ehrgeizes, sich zum Fürsten machen zu wollen, beschuldigt und geschrieen hatten: Steinigt ihn, steinigt ihn; so lästerten sie jetzt, von ihren Hohenpriestern und Schriftgelehrten aufgewiegelt, den Meßias, er strebe danach, König der Juden zu werden, und schrieen: Kreuzige ihn! kreuzige ihn! Aus diesem allen können wir schließen, daß die Widersetzlichkeit des Volks gegen eine öffentliche Maasregel kein Beweis für ihre Verwerflichkeit sey, selbst dann nicht, wenn Männer von Ansehn die ersten Urheber der Opposition sind, und an der Spitze derselben stehn. Doch, eh ich schließe, bitte ich, mich recht zu verstehen. Ich folgere nicht so: unser Generalkonvent muß, als er die neue Bundeskonstitution verfertigte, einer besondern göttlichen Offenbarung genoßen haben, denn diese Konstitution hat heftigen und unvernünftigen Widerspruch gefunden: — ich muß nur gestehn, daß mein Glaube an eine allgemeine Weltregierung durch die Vorsehung zu groß ist, um mich zu überreden, eine Angelegenheit von sol-

cher Wichtigkeit für die Wohlfahrt von Millionen jezt lebender und künftig existirender Menschen einer großen Nation, könne so gänzlich zu Stande gebracht und abgeschlossen worden seyn, ohne daß jener allmächtige, allgegenwärtige und allgütige Vater, in dem alle niedern Geister leben, weben und sind, sie einigermaaßen seines nähern Einflusses, seiner Leitung und Anordnung gewürdigt haben sollte.

XXXVI.

XXXVI.

Ueber den innern Zustand von Amerika.

(Eine zuverläßige Schilderung von dem Interesse und der Politik dieses großen Landes.)

Der Sage nach hatten die ersten Ansiedler und Bebauer von Neuengland mit vielen Schwierigkeiten und Ungemach zu kämpfen: so wie es immer der Fall ist, wenn ein kultivirtes Volk den Versuch macht, sich in einer wüsten Gegend niederzulaßen. Als gute, fromme Leute suchten sie beym Himmel Hülfe, und trugen Gott dem Herrn ihren Mangel und ihre Kümmerniße an häufigen Fast- und Bettagen vor. Beständiges Nachdenken und Sprechen über diese Gegenstände erhielt sie traurig und unzufrieden, und viele von ihnen waren, gleich den Kindern Israel geneigt, in ihr Aegypten, aus welchem der Verfolgungsgeist sie vertrieben hatte, zurückzukehren. Endlich, als in der Versammlung die Einsetzung eines neuen Fasttags in Vorschlag kam, stand ein vernünftiger Landwirth auf, und bemerkte: die Ungemächlichkeiten, die sie ertragen müßten, und weshalb sie den Himmel schon so oft mit ihren Klagen belästigt hätten, wären nicht so groß,

als man sie wohl hätte erwarten können, auch nähmen sie täglich ab, so wie die Kolonie festern Fuß gewänne; die Erde fange an, ihre Arbeit zu belohnen, und reichlichen Unterhalt zu gewähren; man finde, daß die Seeen und Flüße voll Fische, die Luft mild, und das Klima gesund wären, und was mehr werth sey, als alles das, sie genößen einer vollkommenen bürgerlichen und Gewißensfreyheit: er glaube daher, es sey weit zuträglicher, über diese Dinge zu denken und zu sprechen, die sie mit ihrer Lage zufriedner machen müßten, und die Erkenntlichkeit, die sie dem höchsten Wesen schuldig wären, erfordere statt eines Fasttags, vielmehr die Anordnung eines Dankfestes. Sein Vorschlag ward angenommen, und von dieser Zeit an, bis auf den heutigen Tag, fanden sie jedes Jahr glückliche Ereigniße genug für ein Dankfest, welches daher auch jedesmahl abgekündigt und andächtig gefeyert wird.

In den öffentlichen Blättern mehrerer Staaten lese ich oft Klagen über böse Zeiten, Stockung des Handels, Seltenheit des Geldes u. s. w. Meine Absicht ist nicht zu behaupten,

oder

oder zu beweisen, daß diese Klagen ganz ungegründet wären. Unmöglich kann es ein Land oder ein Volk geben, unter dem einzelne Personen nicht in einer Lage seyn sollten, die ihnen den Erwerb ihres Unterhalts schwer macht, die kein einträgliches Geschäft für sich finden, bey denen das Geld selten ist, weil sie nichts dagegen zu vertauschen haben; ein kleines Häufchen aber hat es immer in seiner Gewalt, ein großes Geschrey zu machen. Werfen wir dagegen mit kaltem Blute einen Blick auf unsere Lage im Ganzen, so werden wir vielleicht finden, daß die Aussicht doch nicht so düster ist, als wir geglaubt hatten.

Der Hauptnahrungszweig unsers Landes ist der Ackerbau. Für Einen Handwerker oder Kaufmann haben wir, glaube ich, wenigstens hundert Landwirthe, von denen bey weitem der größte Theil seine eignen fruchtbaren Aecker baut, von denen viele nicht allein die nöthigen Nahrungsmittel zu ihrem Unterhalt, sondern auch rohen Stoff zu ihrer Kleidung erzielen, so daß sie fremder Hülfe fast ganz entbehren können. Dabey haben sie einen Ueberschuß an Erzeugnißen zu freyer Verwendung,

wovon sie sich nach und nach ein Vermögen sammeln können. Die göttliche Vorsehung hat diese Gegenden so vorzüglich gesegnet, und der Himmelsstrich ist so günstig, daß man mit Ausnahme der drey oder vier schlimmen Jahre, die unsre Vorfahren bey ihrer Niederlassung hier aushalten mußten, nie wieder von Hungersnoth oder Mangel unter uns gehört hat: im Gegentheil haben wir (wenn gleich einige Jahre weniger gegeben haben, als andere) immer Vorrath genug für uns, und dabey noch Ueberfluß gehabt, den wir ausführen konnten. So vortreflich auch die Ernte vergangenes Jahr ausfiel, so ward der Landmann doch nie beßer für die Frucht bezahlt, die er dem Kornhändler überlaßen konnte, wie dieß die Marktpreise in den Zeitungen zur Genüge beweisen. Das Land das er besitzt, steigt nothwendig immer im Werth, so wie die Bevölkerung zunimmt, und im Ganzen wird er dadurch in den Stand gesetzt, denen, die für ihn arbeiten, so guten Lohn zu geben, daß alle, die mit dem Zustand der alten Welt bekannt sind, gestehen müßen, daß man in keinem Reiche derselben die arbeitende Klasse der Armen so gut genährt, gekleidet, bezahlt und woh-

nen sieht, als in den vereinigten Staaten von Amerika.

Gehn wir in die Städte, so finden wir, daß die Eigenthümer der Häuser und Grundstücke seit der Revolution ihre Einnahme um ein beträchtliches vermehrt haben: der Miethzins ist zu einer erstaunenden Höhe gestiegen, und damit zugleich die Lust zum Bauen, die, eben so wie der vermehrte Luxus und die glänzendere Lebensweise der reicher gewordenen Einwohner eine Menge Arbeiter beschäftigt. Alle diese Arbeitsleute fordern und erhalten einen ungleich höhern Lohn, als in irgend einem andern Lande der Welt, und werden baar bezahlt. Diese Klasse des Volks hat daher nicht Ursach, über schlimme Zeiten zu klagen, und sie macht einen ansehnlichen Theil der Städtebewohner aus. Bey der Entfernung, in der ich von unsern amerikanischen Fischereyen lebe, kann ich mit Zuverläßigkeit nichts von ihnen sagen: doch habe ich nicht gehört, daß der wackere Menschenschlag, der dabey gebraucht wird, für seine Arbeit schlechter bezahlt werde, oder daß der Handel selbst weniger einträglich sey, als vor der Revolution. Es ist wahr,

die Wallfischfänger haben einen Markt für ihren Thran verloren, allein wie ich höre, wird sich bald ein neuer für sie öffnen, der, wie man hofft, nicht minder vortheilhaft seyn soll. Die Nachfrage nach ihren Wallrathlichtern wird immer stärker, und sie stehen daher viel höher im Preis, als ehedem.

Noch sind die Kaufleute und Krämer übrig. So einen kleinen Theil der ganzen Nation diese auch ausmachen, so beträchtlich und fast zu groß ist ihre Anzahl in Rücksicht auf die Natur ihres Gewerbes: denn der Waarenverbrauch hat in jedem Lande seine Grenzen: die Kräfte des Volks, das heißt, sein Vermögen zu kaufen und zu bezahlen, geht nicht über eine gewiße Quantität Fabrikate hinaus. Berechnen nun die Kaufleute dieses Verhältniß falsch und führen sie zu viel ein, so finden sie natürlich, daß der Ueberschuß sich langsam verkauft, und dann klagen manche von ihnen, der Handel stocke. Sie sollten und werden wahrscheinlich durch Erfahrung klüger werden, und weniger einführen. Wenn zu viel Handwerker in der Stadt und Wirthe vom Lande, die sich mit der Hofnung eines bequemern Lebens schmeicheln, Krämer wer-

den, so wird die ganze Summe des möglichen Absatzes, unter so viele vertheilt, auf jeden einzelnen freylich sehr wenig betragen, und nun hört man sie klagen, Handel und Wandel lägen danieder. Diese Leute suchen den Grund davon in der Seltenheit des Geldes, allein das ganze Unglück entsteht nicht so wohl aus der zu kleinen Anzahl von Käufern, als aus der übermäßigen Menge Verkäufer, und wenn jeder krämernde Landwirth und Handwerker zu seinem Pflug und in seine Werkstätte zurückkehren wollte, so würden, blos an Wittben und andern Weibspersonen, Krämer genug übrig bleiben, die die Bedürfniße befriedigen, und einen guten Verdienst bey ihrem Gewerbe finden könnten.

Wer durch die verschiedenen Theile von Europa gereist ist, und bemerkt hat, wie gering dort die Anzahl der Reichen oder Wohlhabenden im Vergleich mit den ganz Unbegüternden und Armen ist; wer dort die wenigen reichen und stolzen Güterbesitzer und die Menge der armen, elenden, geplagten Bauern, der halbbezahlten und halb verhungerten Taglöhner gesehen hat, und hier die glückliche Mittelmäßigkeit erblickt, die so allgemein

in diesen Staaten herrscht, wo der Landmann für sich selbst arbeitet und seine Familie reichlich und anständig erhalten kann — der wird, wie mich dünkt, überflüßigen Grund sehen, der göttlichen Vorsehung für den großen und sichtbaren Unterschied, der so offenbar zu unserem Vortheil ist, zu danken, und überzeugt werden, daß keine uns bekannte Nation einen größern Theil irrdischer Glückseligkeit genießt.

Es ist wahr, in einigen Staaten herrschen Uneinigkeiten und Parteyen; laßt uns aber zurücksehn, und fragen, ob wir je ganz ohne dieselben gewesen sind? Allenthalben, wo es Freyheit gibt, wird es auch Parteyen geben, und vielleicht tragen diese zu ihrer Erhaltung bey. Das Zusammenstoßen verschiedener Meinungen lockt Funken der Wahrheit hervor und verbreitet politische Aufklärung. Die verschiedenen Factionen, die uns jetzt trennen, bezielen sämmtlich das allgemeine Wohl: die Verschiedenheit liegt nur in den ungleichen Mitteln, es zu befördern. Sachen, Handlungen, Maasregeln, und Gegenstände aller Art erscheinen den Menschen in so höchst mannichfaltigem Lichte,

daß

daß wir unmöglich alle, über jeden Gegenstand, zu Einer Zeit gleichförmig denken können, da schwerlich irgend ein Mensch zu allen Zeiten dieselben Ideen darüber behält. Parteyen sind daher das allgemeine Loos der Menschheit, und unsere sind auf keine Weise verderblicher, oder weniger heilsam, als die Parteyen anderer Länder, Nationen und Jahrhunderte, die in gleichem Grade den großen Seegen politischer Freyheit genoßen. Andre von unsern Mitbürgern sind nicht so wohl mit dem gegenwärtigen Zustand unserer Angelegenheiten unzufrieden, als wegen der Zukunft besorgt. Der steigende Luxus macht ihnen bange, und schon dieses Einen Punktes wegen glauben sie, wir wären auf dem Wege zu unserm Untergang. Sie bemerken: ohne Sparsamkeit sey keine Einnahme hinreichend, und die ansehnlichsten Einkünfte eines Volks aus den natürlichen Erzeugnißen seines Landes, könnten in eitlen und unnöthigen Ausgaben verschwendet werden, und Armuth dann bald an die Stelle des Ueberflußes treten. — Dieß kann möglich seyn. Gleichwohl ist es nur selten der Fall: denn in jeder Nation scheint immer doch die Summe von Fleiß und Sparsamkeit, die zum Reichthum führt, die

Summe von Trägheit und Verschwendung, die Armuth erzeugt, zu übersteigen; so daß im Ganzen die Masse des Vermögens überall steigt. Man bedenke, was Spanien, Gallien, Deutschland und Brittannien zur Zeit der Römer waren, wo diese Länder von Völkern bewohnt wurden, die wenig mehr besaßen, als unsre Wilden, und berechne die Schätze, die sie jetzt in ihren zahlreichen, wohlgebauten Städten, verbeßerten Grundstücken, reichen Mobilien, großen Magazinen voll kostbarer Waaren u. d. g. besitzen, — des verarbeiteten Silbers, der Juwelen und des gemünzten Geldes nicht zu gedenken; und alles dieß trotz ihrer schlechten, verschwenderischen, räuberischen Regierungen und ihren tollen, verheerenden Kriegen, und ohne daß Luxus und ausschweifende Lebensart je in diesen Ländern besonders eingeschränkt worden. Von der andern Seite halte man dagegen das schöne Verhältniß fleißiger, sparsamer Landwirthe, die die innern Gegenden dieser amerikanischen Staaten bewohnen, und die den eigentlichen Stamm unserer Nation ausmachen, und entscheide dann, ob sich denken laße, daß der in unsern Seestädten herrschende Luxus je im Stande seyn werde, ein solches

Land zu Grunde zu richten. — Könnte die Einfuhr fremder Waaren des Luxus ein Volk zu Grunde richten, so wären wir es wahrscheinlich längst: denn die brittische Nation forderte und besaß das Recht, nicht allein den Ueberfluß ihrer eignen Erzeugniße, sondern auch von allen andern Nationen auf der Erde bey uns einzuführen. Wir kauften und verbrauchten sie, und gleichwohl befanden wir uns wohl und wurden reich. Jetzt können unsre unabhängigen Regierungen thun, was wir damahls nicht konnten, sie können durch schwere Abgaben oder Verbote bey hoher Strafe die Einfuhr solcher Waaren beschränken oder verhüthen, und dadurch noch reicher werden — wenn anders, worüber noch viel zu sagen wäre, der Hang, sich mit schönen Kleidern zu putzen, schöne Möbeln, elegante Wohnungen u. s. w. zu besitzen, nicht gerade dadurch, daß er zur Arbeit und zum Fleiß anspornt, Gelegenheit gibt, daß im Ganzen mehr producirt wird, als die Befriedigung jenes Hanges erfordert.

Der Ackerbau und die Fischereyen der vereinigten Staaten sind die großen Quellen unsers zunehmen-

den Wohlstandes. Wer ein Saamenkorn in die Erde legt, wird vielleicht durch einen vierzigfältigen Ertrag belohnt, und wer einen Fisch aus unsern Waßern zieht, zieht ein Stück Silber herauf.

Laßt uns auf diese Dinge aufmerksam seyn (wer könnte aber zweifeln, daß wir es thun werden?) und die ganze Macht unsrer Nebenbuhler, mit allen ihren Einschränkungen und Verboten, wird uns wenig schaden. Wir sind Söhne der Erde und Meere, und wenn wir, gleich dem Antäus in der Fabel, beym Ringen mit einem Herkules, dann und wann zu Falle kommen, so wird doch die Berührung unserer Eltern uns frische Kraft und Stärke geben, den Kampf zu erneuern.

XXXVII.

XXXVII.

Plan einer englischen Schule.

(Den Vorstehern der Akademie von Philadelphia zur Prüfung vorgelegt.)

Man erwartet, daß jeder Schüler, der die Aufnahme in diese Anstalt verlangt, wenigstens buchstabiren und lesen, und eine leserliche Hand schreiben könne. Unter — — Jahren wird keiner angenommen.

Erste oder unterste Klaße.

Man laße die erste Klaße die Regeln der englischen Grammatik lernen, und sorge zugleich, sie vorzüglich in der Rechtschreibung festzusetzen. Das letztere erreicht man vielleicht am sichersten, wenn man die Schüler gleich paart, und immer zwey und zwey, deren Geschicklichkeit hierinne sich am gleichsten ist, zusammensetzt. Diese mögen nun um den Sieg streiten: indem jeder dem andern täglich zehn Wörter richtig zu schreiben aufgibt. Derjenige, der die meisten Wörter des andern vollkommen

richtig

richtig schreibt, ist für diesen Tag Sieger. Wer die meisten Tage in einem Monat gesiegt hat, erhalte einen Preiß, irgend ein schönes Buch, das er bey seinem künftigen Studiren brauchen kann. Diese Methode heftet die Aufmerksamkeit der Kinder außerordentlich auf die Rechtschreibung der Wörter, und macht daß sie es frühzeitig darinn zu einer großen Vollkommenheit bringen. Es ist Schande für einen Mann, so unwißend in dieser kleinen Kunst in seiner eignen Sprache zu seyn, daß er beständig Wörter von ähnlichem Klang und verschiedener Bedeutung verwechselt, und das Bewußtseyn dieses Fehlers macht daher daß gewiße Leute, denen es sonst weder an Kenntnißen noch am Verstand fehlt, so schwer daran gehn, auch nur einen gewöhnlichen Brief zu schreiben.

Die Aufsätze, welche die Schüler in dieser Klaße lesen, müßen kurz seyn; wie z. B. Croxalls Fabeln und kleine Geschichten. Während der Lection lese man ihnen ein Stück laut vor, erkläre ihnen die Bedeutung der vorkommenden schweren Wörter, und laße sie daßelbe vor sich selbst durchgehn, ehe sie aufgerufen werden, es dem Lehrer laut vorzulesen. Dies-

ser sehe vorzüglich darauf, daß sie nicht zu geschwind lesen, und die Pausen, und Ruhepunkte gehörig beobachten. Ein Verzeichniß der gewöhnlichsten schweren Wörter mit Erläuterungen, für ihre Bedürfniße eingerichtet, würde gute Dienste thun. Täglich könnten sie davon, zu Uebung ihres Gedächtnißes, einige auswendig lernen, oder wenigstens eine gewiße Anzahl absichtlich in ein kleines zu diesem Zweck bestimmtes Buch eintragen, wodurch sie die Bedeutung derselben sich desto beßer einprägen, und sich zu ihrem künftigen Gebrauch ein kleines Wörterbuch sammeln würden.

Die zweyte Klaße.

Man lehre sie nun mit Aufmerksamkeit und richtiger Modulation der Stimme, dem Inhalt und Ton des Aufsatzes gemäß, lesen.

In dieser Klaße gebe man als Pensum kurze Stücke, die nicht die Länge eines Blattes vom Zuschauer überschreiten; (einige von den leichtern Nummern dieses Werks würden zu diesem Zweck sehr geschickt seyn.) Diese Lectionen gebe man den

Schü-

Schülern jedesmahl den Abend auf, und laße sie dieselben gegen Morgen studiren. Man mache es ihnen denn zum Gesetz, erstlich von den Theilen der Rede und der Wortfügung eines oder mehrerer Sätze Rechenschaft zu geben. Dieß wird sie nöthigen, oft zur Grammatik ihre Zuflucht zu nehmen, und die vornehmsten Regeln ihrem Gedächtniße einzuprägen. Dann von der Absicht des Verfassers oder dem Zweck des Stücks, dem Sinn jedes Periods, und der Bedeutung jedes ungewöhnlichen Worts. Dieß wird sie frühzeitig mit dem Sinn und der Kraft der Wörter bekannt machen, und sie, was so höchst nöthig ist, gewöhnen, mit Aufmerksamkeit zu lesen.

Der Lehrer lese hierauf den Schülern das Stück mit gehöriger Modulation der Stimme, dem erforderlichen Nachdruck und der angemeßenen Action, wo diese am rechten Orte ist vor, und gewöhne die Jugend, seine Manier nachzuahmen.

Hat der Verfasser einen nicht ganz schicklichen Ausdruck gebraucht, so bemerke man es: aber auch auf die Schönheiten desselben mache man die Jugend vorzüglich aufmerksam.

Die

Die Leselectionen wechsele man oft ab, damit die jungen Leute mit allen Gattungen des guten Styls in Prosa und Versen und der einer jeden Gattung angemeßenen Art des mündlichen Vortrags bekannt werden. — Bisweilen gebe man ihnen eine gut erzählte Geschichte, ein Stück aus einer Predigt, die Rede eines Feldherrn an seine Soldaten, eine Rede aus einem Trauerspiel, ein Stück aus einer Comödie, eine Ode, Satyre, einen Brief, reimlose, heroische, Knittelverse ꝛc. Immer aber wähle man solche Aufsätze, die einen nützlichen Unterricht gewähren, und zugleich zur Ausbildung des Verstandes und der Sittlichkeit der Jugend beytragen.

Man mache es zum Gesetz, daß sie die Lectionen vorher selbst studiren und verstehen lernen müßen, ehe man sie dieselben mündlich vortragen lehrt: zu diesem Zweck sollte jeder Schüler ein englisches Wörterbuch besitzen, um sich aus den vorkommenden Schwierigkeiten zu helfen. Wenn unsre Kinder uns ein englisches Buch vorlesen, so glauben wir nur zu leicht, sie verständen, was sie lesen, weil wir es verstehn, und weil es ihre Mut-

terſprache iſt. Allein ſie leſen oft, wie die Papageyen ſprechen, indem ſie nur wenig oder nichts von dem Sinn verſtehn. Unmöglich aber kann ein Leſer ſeiner Stimme die gehörige Modulation geben, und den richtigen Ton treffen, wenn nicht das Auge und der Verſtand der Zunge zuvoreilt, und den Sinn vollkommen gefaßt hat. Aus der Gewohnheit, die Kinder Sachen, die ſie vorher nicht verſtehn lernten, laut leſen zu laßen, entſteht bey Vorlefern der ſo gewöhnliche Leyerton, der, wenn er einmahl zur Gewohnheit worden iſt, ſich ſo ſchwer ablegen läßt: und daher kömmt es auch, daß es unter funfzig Vorleſern kaum Einen guten gibt. Aus Mangel an guten mündlichen Vortrag muß manche kleine Schrift, die in der Abſchrift herausgegeben ward, auf die Gemüther der Menſchen zu ihrem eignen oder dem allgemeinen Beſten zu wirken, die Hälfte ihrer Kraft verlieren. Gäb es in jeder Nachbarſchaft nur Einen guten Leſer, ſo könnte ein öffentlicher Redner mit denſelben Vortheilen bey einer ganzen Nation gehört werden, und denſelben Eindruck auf ſeine Verſammlung machen, als ob er ſelbſt allen gegenwärtig wäre.

Die

Die dritte Klaße.

Man lehre sie nun angemeßen und schön sprechen: eine Kunst, die mit dem guten Lesen nah verwandt ist, und beym Unterricht der Jugend natürlich zunächst folgt. Man bringe den Schülern dieser Klaße die Anfangsgründe der Rhetorik nach einem kurzen System bey, so daß sie von den gewöhnlichsten Tropen und Figuren Rechenschaft geben lernen. Man mache sie auf alle ihre bösen Angewohnheiten im Sprechen, alle Fehler gegen die Grammatik, jede verstümmelte oder Provinzialaussprache und alle unschicklichen Ausdrücke aufmerksam. Kurze Reden aus der römischen oder irgend einer andern Geschichte, aus den Parlamentsdebatten u. s. w. kann man auswendig lernen, und mit der angemeßenen Action hersagen lassen. Auch Reden und Szenen aus unsern besten Lust- und Trauerspielen (mit sorgfältiger Vermeidung alles, was das sittliche Gefühl der Kinder verderben könnte) kann man zu diesem Behuf brauchen, und die Kinder üben, sie herzusagen und aufzuführen, wobey man immer bedacht seyn muß, ihren Anstand nach den besten Mustern zu bilden.

Zu ihrer fernern Ausbildung, und um ein wenig Abwechselung in ihre Arbeiten zu bringen, mache man nun den Anfang, ihnen Geschichtbücher in die Hände zu geben, nachdem man sie vorher eine kurze Tabelle der wichtigsten Epochen der Chronologie auswendig lernen laßen. Die ersten Bücher dieser Art können Rollins alte und römische Geschichte seyn, worauf man in schicklichen Stunden, so wie sie in die höhern Klaßen hinaufrücken, die besten Geschichtschreiber unserer eignen Nation und der Kolonien folgen läßt. Nacheifer unter den Knaben erwecke man dadurch, daß man wöchentlich unter diejenigen, die am geschicktesten sind, wieder zuerzählen, was sie gelesen haben, Zeiten, Orte, Nahmen der Personen richtig anzugeben u. s. w. kleine Preise vertheile, oder sie sonst auf eine Art belohne. Die Folge davon wird seyn, daß sie mit mehr Aufmerksamkeit lesen, und die Geschichte ihrem Gedächtniß tief einprägen. Bey den mündlichen Vorträgen über die Geschichte findet der Lehrer häufig Veranlaßung, gute Lehren zu geben, moralische Pflichten einzuschärfen, und so zugleich Kopf und Herz der Knaben zu bilden.

In dieser Klaße könnte man auch den Anfang mit der Geschichte der Natur und der Künste nach dem Spectacle de la Nature machen, und sie sodann in den folgenden Klaßen, nach andern ähnlichen Büchern, fortsetzen: denn nächst der Kenntniß unserer Pflichten ist diese Gattung der Wißenschaft sicherlich die nützlichste und zugleich die unterhaltendste. Hier kann der Kaufmann sich manche nützliche Kenntniß zur Beurtheilung von Waaren erwerben, und der Handwerker sein Gewerbe durch neue Instrumente, Mischungen und rohe Stoffe erweitern und verbessern lernen. Oft giebt es hier Gelegenheit zu Winken für neue Manufakturen, oder neue Methoden zur Verbeßerung des Ackerbaues, die zum größten Vortheil des Landes eingeführt werden könnten.

Die vierte Klaße.

Unterricht in eignen Aufsätzen. Nächst dem guten Sprechen ist keine Fertigkeit nöthiger, als die Gabe sich in seiner Mutterspracbe richtig und schön auszudrücken. Dafür, daß die Knaben schöne Züge machen, und die Buchstaben gerade

und eben in Zeilen bringen lernen, hat der Schreibemeister zu sorgen: die Bildung ihres Styls aber und selbst die Sorge, daß sie die Unterscheidungszeichen und die großen Buchstaben richtig anbringen, ist das Geschäfte des englischen Sprachmeisters. Man sollte die Knaben anhalten, bey jeder Gelegenheit, die sich darbietet, über verschiedene Gegenstände, erdichtete Geschäfte u. s. w. Briefe zu wechseln, in denen sie sich kleine Geschichten erzählten, von ihrer neuesten Lectüre Nachricht gäben, sich über Stellen aus Büchern unterhielten, die ihnen gefielen und die Gründe angäben warum? Man sollte sie Glückwünschungs- und Komplimenten-Briefe, Bitt- und Dankschreiben, Empfehlungs- und Ermahnungsbriefe, Trost- und Entschuldigungsschreiben, Verweisbriefe u. s. w. schreiben laßen: man sollte sie lehren, über alle diese Gegenstände sich klar, bestimmt und natürlich, ohne gesuchte Worte und pomphafte Wendungen auszudrücken. Alle ihre Briefe müßen durch die Hand des Lehrers gehn, der die Fehler rügen, die Verbeßerungen andeuten, und was richtig ist, loben muß. Einige Sammlungen der besten Briefe, die in unsrer Sprache gedruckt worden sind, wie die

von

von Sir William Temple, von Pope und seinen Freunden, und einigen Andern, könnte man der Jugend als Muster in die Hände geben, den Lehrer ihre Schönheiten anzeigen und zergliedern, und die Briefe selbst von den Schülern zur Uebung abschreiben laßen.

Nunmehr könnte man auch Dr. Johnsons Ethices Elementa oder erste Grundsätze der Sittlichkeit mit den Schülern lesen, worüber der Lehrer Vorträge halten und so einen festen Grund für Tugend und Frömmigkeit in ihren Gemüthern legen müßte. Da ferner diese Klaße das Lesen der Geschichte fortsetzt, so laße man ihnen nun in schicklichen Stunden weitern Unterricht in der Chronologie und jenem Theil der Geographie (von dem Lehrer der Mathematik) geben, der zum Verständniß und Gebrauch der Landkarten und Erdkugeln nöthig ist. Auch sollte man sie mit den neuern Nahmen der Oerter, die sie in alten Schriftstellern erwähnt finden, bekannt machen. Die Uebungen im guten Lesen und richtigen Sprechen müßten zur gehörigen Zeit fortgesetzt werden.

Die fünfte Klaße.

Zu weiteren Fortschritten in der Kunst zu schreiben, führe man nun die Jugend, (nächst der Fortsetzung des Briefschreibens) zur Verfertigung kleiner Aufsätze in Prosa, bisweilen auch in Versen an; nicht um sie zu Dichtern zu machen, sondern weil man auf keine Weise die Sprache geschwinder in seine Gewalt bekömmt, als wenn man sich selbst in die Nothwendigkeit setzt, Worte und Redensarten zu finden, die sich in ein bestimmtes Sylbenmaas oder zu einem gegebenen Reim oder Ton paßen, und doch zugleich den Gedanken richtig ausdrücken. Diese Versuche müßen durch des Lehrers Hände gehn, der die Fehler anzeigt, und die jungen Verfaßer zur Verbeßerung derselben anhält. Da wo der Verstand zu eignen Aufsätzen noch nicht reif genug ist, gebe man die Gedanken z. B. aus einem Stücke vom Zuschauer, und laße den Schüler sie mit seinen Worten vortragen, oder erzähle ihm die Hauptumstände einer Geschichte, und laße ihn dann die Ausdrücke dazu finden. Man gebe ihnen bisweilen auf, einen Perioden aus einem wortreichen Schriftsteller abzukürzen, bisweilen laße man sie einen gedrängten Satz erweitern und ausführen. Und nun leſe

man

man auch Dr. Johnsons Noëtica oder erste Grundzüge menschlicher Kenntniße ꝛc. ꝛc. (die eine Logik oder Kunst zu schließen u. s. w. enthalten) mit der Jugend und erkläre ihr die Stellen, bey denen sie anstößt. Das Lesen der Geschichte und die Uebungen im guten mündlichen Vortrag und richtigen Lesen setze man dabey immer fort.

Sechste und letzte Klaße.

In dieser Klaße kann man, nächst der Fortsetzung des Unterrichts in der Geschichte, Rhetorik, Logik, Moral, Naturgeschichte, die besten englischen Schriftsteller als z. B. den Tillotson, Milton, Locke, Addison, Pope, Swift, die schwerern Stücke aus dem Zuschauer und Guardian, die besten Uebersetzungen von Homer, Virgil, Horaz, Telemach, den Reisen des jüngern Cyrus u. s. w. lesen laßen und erklären.

Einmahl im Jahre stelle man öffentliche Uebungen und Prüfungen im Schulgebäude, im Beyseyn der Vorsteher und Einwohner des Orts an. Die Knaben, die sich auszeichnen und die übrigen

in irgend einer Art von Kenntnißen übertreffen, beschenke man dabey mit schönen vergoldeten Büchern: so, daß man z. B. drey Grade der Vergleichung annimmt. Den ersten Preis erhalte derjenige, der irgend etwas am besten macht: einen geringern, der, welcher diesem am nächsten kömmt, und einen noch geringern der Erste nach diesem. Lob, Aufmunterung, guter Rath und Warnung für die andern! Auch suche man ja bey ihnen die Hofnung zu erhalten, daß sie durch Fleiß ein andermahl den Preiß erlangen könnten. Die Nahmen derer, die Preise erhalten, laße man jährlich in einer besondern Liste drucken.

Die Stunden jedes Tages müßen so eingetheilt und angewendet werden, daß einige Klaßen bey dem Schreibemeister sich im Schönschreiben üben; andere bey dem Lehrer der Mathematik Rechnen, Geometrie, Geographie, den Gebrauch der Erd- und Himmelskugeln, Zeichnen, Mechanik ꝛc. ꝛc. lernen — indeß der Rest unter den Augen des englischen Lehrers sich mit seiner Mutterspracbe beschäftigt.

Bey diesem Unterricht werden die Knaben, wenn sie die Schule verlaßen, geschickt seyn, sich jedem Geschäfte, Beruf oder Profeßion (diejenigen allein ausgenommen, welche Sprachkenntniße erfordern) zu widmen, und wenn gleich mit allen alten und ausländischen Sprachen unbekannt, werden sie doch ihrer eignen Sprache Herr seyn, wovon der Nutze unmittelbarer und allgemeiner ist; daneben auch sich manches schätzbare Talent erworben haben, indem die Zeit, die man gewöhnlich und oft ohne Gewinn der Erlernung jener Sprachen widmet, hier angewandt wird, einen Grund für Kenntniße und Geschicklichkeiten zu legen, der die Jugend, wenn sie weiter darauf fortbaut, in den Stand setzen muß, nach und nach von einem bürgerlichen Amte und Geschäfte zu einem höhern fortzuschreiten und sie alle mit Vortheil und zu ihrer eignen und ihres Vaterlandes Ehre zu verwalten.

XXXVIII.

XXXVIII.

Rede beym Schluß der allgemeinen Staaten-versammlung. *)

Herr Präsident,

Ich gestehe, daß ich die gegenwärtige Constitution nicht ganz billige, doch wage ich nicht zu behaupten, ich werde sie nie billigen: denn da ich lange gelebt habe, so ist mir oft der Fall vorgekommen, daß bessere Erkundigung oder reiferes Nachden-

*) Die Amerikaner genoßen nach dem Friedensschluß, der ihnen die Unabhängigkeit sicherte, nicht sogleich alle die erwarteten Vortheile derselben. Der Credit mehrerer Staaten war ungemein gesunken; andere wurden von den Intriguen streitender Factionen zerrißen; die Regierung war ohne Kraft und Würde; ihr Handel war in sehr enge Grenzen eingeschränkt, und ihre meisten Kaufleute vom Bankrutt nicht weit entfernt. In dieser Lage der Dinge hielt man es für nöthig, einen Generalkonvent zusammenzurufen, um eine wirksame Constitution zu bilden. Dieser Konvent versammelte sich demnach 1788. zu Philadelphia; Franklin erschien in demselben als Stellvertreter der Provinz Pennsylvanien und hielt am Schluß seiner Berathschlagungen und nachdem die neue Verfaßung dekretirt war, nachstehende Rede.

denken mich nöthigten, selbst über wichtige Gegenstände, die ich anfangs für recht hielt, nachher aber nicht so fand, meine Meinung zu ändern. Je älter ich daher werde, desto mistrauischer werde ich gegen mein eignes Urtheil, und desto mehr achte ich die Einsicht anderer.

Die meisten Menschen, so wie die meisten Religionssekten glauben, sie wären allein im Besitz der Wahrheit, und andere irrten in allen den Punkten, worinn sie von ihnen abweichen. Steel, ein Protestant, sagt in einer Zueignungsschrift an den Pabst: „der einzige Unterschied unserer beyden „Kirchen in Rücksicht auf die Gewißheit ihrer Leh„ren besteht darinn, daß die römische Kirche un„fehlbar ist, und die englische sich niemahls irrt.“ Die meisten Menschen halten sich selbst für eben so unfehlbar, als ihre Sekte, nur äußern es wenige so naiv, als jene junge Dame in Paris, die bey einem kleinen Streit mit ihrer Schwester sagte: „Ich weiß nicht, wie es zugeht, Schwester, aber „ich kenne Niemand, der immer Recht hat, als „mich.“ Il n' y a que moi qui a toujours raison.“

Bey jener Ueberzeugung, Herr Präsident, nehme ich diese Constitution, mit allen ihren Fehlern, wenn sie deren hat, an; denn ich glaube, daß uns eine gemeinschaftliche Regierung unentbehrlich, und daß jede Regierungsform, wenn sie gut verwaltet wird, gut ist; auch bin ich der Meinung, daß die unsrige leicht eine Reihe von Jahren hindurch gut verwaltet werden, und so wie andere ähnliche Verfaßungen, nur dann in Despotismus ausarten kann, wenn das Volk so verderbt seyn wird, daß es ohne einen Despoten nicht länger bestehn kann. Ueberdieß zweifle ich, daß irgend eine andere Versammlung, die wir wählen könnten, im Stande wäre, eine beßere Constitution zu machen. Denn so oft sich eine Anzahl von Menschen versammelt, die Vortheile ihrer vereinigten Einsichten zu benutzen, so versammeln sich ganz unvermeidlich mit ihnen auch alle ihre Vorurtheile, ihre Leidenschaften, ihre Irrthümer, ihr Localinteresse und ihre eigennützigen Absichten. Wie dürfte man von solch einer Versammlung etwas Vollkommnes erwarten? Ich bewundere vielmehr, daß unser System sich der Vollkommenheit so sehr naht, als wirklich der Fall ist, und ich denke, auch

unsre

unsre Feinde sollen sich wundern, die mit Zuversicht zu hören hofften, unsere Berathschlagungen würden ein Ende nehmen, wie die über den Bau des babylonischen Thurms — die da wähnten, unsere Staaten wären im Begriff sich zu trennen, und nie wieder zu nähern, als in der Absicht, einander den Dolch in das Herz zu stoßen.

So gebe ich denn dieser Constitution meine Stimme, weil ich keine beßere erwarte, und weil ich nicht gewiß weiß, ob sie nicht wirklich die beste ist? Mein Privaturtheil über ihre Fehler opfere ich dem gemeinen Besten auf. Nie habe ich mir außer diesem Saale eine Sylbe über sie entschlüpfen laßen: innerhalb diesen Mauern entstanden sie, hier müßen sie sterben. Wenn jeder von uns, bey der Rückkunft zu seinen Constituenten, die Einwürfe die er gegen diese Constitution vorgetragen hat, wiederhohlen und sich bemühen wollte, Anhänger zu ihrer Unterstützung zu gewinnen, so könnte es leicht geschehn, daß sie nicht allgemein angenommen würde, und dadurch die heilsamen Wirkungen und großen Vortheile verlohren gingen, die so wohl bey fremden Nationen, als unter uns selbst die natürliche

liche Folge von unserer wahren, oder auch nur scheinbaren Eintracht seyn müßen. Die Stärke und das Vermögen jeder Regierung, das Glück des Volks zu gründen und zu sichern, beruht größtentheils auf Glauben, auf dem allgemeinen Glauben an die Güte dieser Regierung, und die Weisheit und Rechtschaffenheit der Regenten.

Ich hoffe daher, wir alle werden uns unsrer selbst willen, als eines Theiles vom Ganzen, und dann auch zum Besten unsrer Nachkommen, mit Herz und Mund vereinigen, diese Constitution, so weit unser Wirkungskreis sich erstreckt, zu empfehlen, und für die Zukunft all unser Dichten und Trachten auf die Ausmittelung zweckmäßiger Maasregeln richten, die Vollziehung derselben in gute Hände zu bringen.

Vor allen Dingen aber, Herr Präsident, kann ich mich des Wunsches nicht erwehren, daß jedes Glied des Convents, das vielleicht noch einige Einwendungen hat, bey dieser Gelegenheit, so wie ich, seiner Unfehlbarkeit nicht zu viel trauen, und zum Zeugniß unsers Einmuths seinen Nahmen unter diese Urkunde setzen möge. — —

Auf einen vorgängigen Antrag ward nun einstimmig beschloßen, der Urkunde noch folgende Worte beyzufügen:

„So geschehn im Convent, mit einmüthiger Zustimmung u. s. w.“

XXXIX.

Unterricht für diejenigen, die nach Amerika auszuwandern gedenken.

Eine Menge Personen in Europa äußerten gegen den Verfaßer dieses Aufsatzes, der Nordamerika genau kennt, so wohl mündlich als schriftlich ihr Verlangen, nach diesem Lande zu gehen und sich dort niederzulaßen. Die meisten hegten, aus Unkunde, ganz falsche Begriffe und Erwartungen von dem Glück, das dort zu finden sey; er glaubt also nichts unnützes zu thun, wenn er einen Versuch macht, die herrschenden Vorstellungen von jenem Welttheil zu berichtigen, und manchen, der dort seine Rechnung unmöglich finden könnte, eine schädliche Uebereilung und eine kostspielige und fruchtlose Reise zu ersparen.

Wie er bemerkt hat, stehn viele in dem Wahn, die Bewohner von Nordamerika wären reich, im Stande und geneigt, alle Arten freyer Künste zu belohnen; dabey gänzlich unbekannt mit allen Wissenschaften, so daß Ausländer mit Talenten für Poesie, schöne Künste u. d. g. hoch geschätzt und

so gut bezahlt würden, daß sie mit leichter Mühe selbst reich werden könnten. Sie glauben, man habe eine Menge einträglicher Aemter zu vergeben, zu denen die Eingebornen nicht die nöthige Geschicklichkeit besäßen, und da sie wenig Personen von Familie unter sich hätten, so ständen Fremde von Geburt in hoher Achtung, könnten folglich mit leichter Mühe die besten dieser Stellen erhalten, und so alle ihr Glück machen. Sie glauben, auch die Regierungen bezahlten nicht allein, die Einwanderungen aus Europa zu befördern, die Kosten des persönlichen Transports, sondern vertheilten auch umsonst Ländereyen an die Fremden, Neger, die für sie arbeiten müßten, Haus- und Ackergeräthe, Zucht- und Lastvieh. Alles das sind leere Träume; und wer mit Erwartungen, die sich hierauf gründen, nach Amerika geht, der wird sich zuverläßig sehr getäuscht finden.

Die Sache verhält sich so. Es gibt zwar in diesem Lande nur wenig so ganz elende Menschen, wie die Armen in Europa, aber auch nur sehr wenige, die man dort reich nennen würde: vielmehr herrscht im Ganzen eine glückliche Mittel-

mäßigkeit. Es gibt wenig große Grundbesitzer und wenig Pachter und Taglöhner: die meisten bauen eignes Feld, treiben ein Handwerk, oder Handel: nur sehr wenige sind reich genug, von ihren Renten oder Einkommen müßig zu leben, oder die hohen Preise zu bezahlen, die man in Europa für Gemählde, Bildsäulen, schöne Gebäude und andere Kunstwerke gibt, die mehr für den Liebhaber, als zum nöthigen Gebrauch sind. Leute von Genie zu diesen Künsten, die Amerika selbst hervorgebracht hat, sind daher auch ohne Ausnahme nach Europa ausgewandert, wo sie angemeßenere Belohnung für sich finden. Allerdings werden Wißenschaften und besonders mathematische Kenntniße hier geschätzt, allein sie sind keinesweges so selten, als man sich einbildet; denn schon jetzt bestehen neun Collegien oder Universitäten, nehmlich, vier in Neuengland, und in den Provinzen Neuyork, Neujersey, Pennsylvanien, Maryland und Virginien in jeder eine; die sämmtlich mit gelehrten Profeßoren besetzt sind, eine Menge kleinerer Akademien ungerechnet. In diesen erhalten eine große Anzahl junger Leute Unterricht in denjenigen Sprachen und den Wißenschaften, die Geistlichen, Advokaten und Richtern,

Aerz-

Aerzten ꝛc. ꝛc. unentbehrlich sind. Fremde sind zwar keinesweges von der Ausübung dieser Profes-sionen ausgeschloßen, und die überall schnell wach-sende Bevölkerung gibt ihnen so gut, als den Ein-gebornen, Hofnung unterzukommen: bürgerliche Aemter oder Stellen aber gibt es nur wenig; keine entbehrlichen, wie in Europa; und in einigen Staaten ist sogar durch Gesetze verordnet, kein öffentliches Amt so einträglich werden zu laßen, daß man sich der Einkünfte wegen darum bemühe. Der sechs und dreyßigste Artikel der Constitution von Pennsylvanien sagt ausdrücklich: „da jeder „freye Mann zu Erhaltung seiner Unabhängigkeit „(wenn er nicht hinlänglich eignes Vermögen hat) „sich irgend einem Gewerbe, Beruf, Handel oder „Pachtung widmen muß, wobey er sich ehrlich und „anständig nähren kann, so ist es weder nöthig, „noch nützlich, einträgliche Aemter zu errichten, da „die gewöhnlichen Folgen davon, sowohl bey den „Besitzern, als Expektanten, Abhängigkeit und skla-„vischer Sinn, der keinem freyen Mann geziemet, „Factionen, Uneinigkeit, Bestechung und Unord-„nung bey dem Volke sind. Sobald demnach ir-„gend ein Amt durch Anwachs der Sporteln, oder

„auf sonst eine Weise, so einträglich wird, daß „mehrere anfangen, danach zu streben, so soll die „gesetzgebende Gewalt die Einkünfte deßelben her„absetzen.“

Da diese Ideen in allen vereinigten Staaten mehr oder weniger herrschen, so wäre es große Thorheit, wenn jemand, der in seinem Vaterlande zu leben hat, in der Hofnung auswandern wollte, einen einträglichen Civildienst in Amerika zu bekommen; Stellen beym Militär aber haben mit dem Krieg ein Ende, da die Armeen sogleich entlaßen werden. Noch weniger kann man jemand rathen, dorthin zu gehn, der keine andere Eigenschaft zur Empfehlung hat, als seine Geburt. In Europa hat sie freylich ihren Werth, ist aber eine Waare, die auf keinen schlechtern Markt verführt werden kann, als nach Amerika, wo die Leute, wenn von einem Fremden die Rede ist, nicht fragen: Was ist er? sondern: Was kann er? Besitzt er eine nützliche Geschicklichkeit, so ist er willkommen; übt er sie aus, und führt sich dabey gut auf, so wird er sich von allen, die ihn kennen, geachtet sehn; ein bloßer Mann von Geburt aber, der des-

halb

halb auf Unkosten des Staats von einem Ehrenamt oder einer Pension leben will, wird verachtet und nicht angesehn. Der Landwirth und selbst der Handwerker stehn dort in Ehren, weil ihre Beschäftigungen nützlich sind. Die Leute in Amerika haben ein Sprichwort, Gott der Vater sey selbst ein Handwerker, der größte, den es gebe, und man verehrt und bewundert ihn mehr wegen der Mannichfaltigkeit, der Kunst und dem Nutzen von seiner Hände Werk, als wegen seiner uralten Familie. Sie ergetzen sich sehr an jener Bemerkung eines Negers und führen sie oft an: „Die Boccarorra *) laß die schwarz Mann „arbeit, laß die Pferd arbeit, laß die Ochs arbeit, „laß all Thier arbeit, nur die Schwein nicht. Sie, „die Schwein arbeit nicht; sie ißt, sie trinkt, sie „geht spatzir, sie geht zu Bett, wenn sie will; sie „lebt wie die Edelmann.“ — Bey diesen Begriffen der Amerikaner würde jeder einem Genealogisten mehr Dank wißen, der ihm beweisen könnte, daß seine Vorfahren und Verwandte seit zehn Genera-

*) So nennen die Neger die Weißen.

Bibliothek des Philos. Hochschule Paris

tionen, Ackerleute, Schmidte, Zimmerleute, Drechsler, Weber, Böttcher, Schuster oder Schneider, folglich nützliche Glieder der Gesellschaft gewesen, als wenn er blos darthun könnte, daß sie Edelleute gewesen, die nichts gethan, was der Mühe lohnte, sondern im Müßiggang von der Arbeit Anderer gelebt, eitel:

Fruges consumere nati *)

und nicht eher zu etwas nutzten, als bis nach ihrem Tod ihre Güter, gleich dem gestochnen hochadlichen Schweine unsers Negers zerlegt wurden.

Was die Unterstützung der Fremden von den Regierungen betrifft, so schränkt sich diese allein auf die Vortheile der Freyheit und guter Gesetze ein. Ausländer sind willkommen, weil für sie alle Raum genug ist, und die alten Einwohner folglich nicht eifersüchtig auf sie sind. Die Gesetze schützen sie hinreichend, so daß sie der Gunst vornehmer Herren ganz entbehren können, und jeder sicher ist, den

*) Geboren, die Früchte der Erde zu verzehren.

den Ertrag seines Fleißes zu genießen. Bringt er aber kein Vermögen mit sich, so muß er, wenn er leben will, arbeiten und fleißig seyn. Ein Aufenthalt von zwey oder drey Jahren im Lande gibt ihm alle Rechte eines Bürgers; heut zu Tage aber geben die Regierungen den Leuten kein Handgeld mehr, um sich anzusiedeln, (wenn es auch sonst geschehen seyn sollte) bezahlen keine Ueberfahrt, geben weder Land, noch Neger, noch Geräthe, noch Vieh oder sonst irgend eine Art von Unterstützung. Mit Einem Wort, Amerika ist das Land der Arbeit, und keinesweges das, was die Franzosen Pays de Cocagne, die Deutschen Schlaraffenland nennen, wo die Straßen mit Raspelbrödchen gepflastert, die Häuser mit Pfannkuchen gedeckt sind, und die jungen Hühner gebraten herumfliegen und rufen: Kommt, eßt mich!

Was für Leuten könnte man nun aber die Auswanderung nach Amerika anrathen? und worinn bestehn die Vortheile, die sie vernünftiger Weise erwarten dürfen?

Bey den weiten, noch unbewohnten Wäldern, die schwerlich in dem nächsten Jahrhundert ganz

besetzt werden dürften, ist das Land dort so wohlfeil, daß das Eigenthum von hundert Morgen fruchtbaren, mit Holz bewachsenen Bodens, in den Grenzgegenden an manchen Orten für acht oder zehn Guineen verkauft wird; junge, arbeitsame und starke Leute also, die den Ackerbau und die Viehzucht, welche von der europäischen Art und Weise wenig abweichen, verstehn, können sich dort leicht niederlaßen. So lange sie für andre arbeiten, erhalten sie einen so guten Lohn, daß sie bequem so viel ersparen können, sich ein Stück Land zu kaufen und eine Pflanzung anzulegen, wobey ihnen der gute Wille der Nachbarn und etwas Credit zu statten kömmt. So sind eine Menge armer Leute aus England, Irland, Schottland, und Deutschland, die in ihrem Vaterlande, wo jeder Fußbreit Landes besetzt, und der Gesindelohn niedrig ist, ewig in dem armseligen Zustande, worinn sie geboren wurden, hätten bleiben müßen, in einer Zeit von wenig Jahren in Amerika wohlhabende Landsleute geworden.

Wegen der gesunden Luft, dem heilsamen Klima, dem Ueberfluß an guten Nahrungsmitteln und

der Aufmunterung zu frühen Ehen durch die Gewißheit, mit dem Anbau der Erde seinen Unterhalt zu gewinnen, vermehren sich die Einwohner von Amerika durch natürliche Zeugung äußerst schnell und noch mehr durch das Zuströmen von Ausländern; daher ist beständig Nachfrage nach allerley nöthigen und nützlichen Handwerkern, um diese Landanbauer mit Häusern, Geräthe und gröbern Werkzeug, das so leicht nicht aus Europa eingeführt werden kann, zu versehen. Leidlich gute Arbeiter in irgend einer von diesen mechanischen Künsten sind sicher, Beschäftigung zu finden, und für ihre Mühe gut bezahlt zu werden, indem man nichts von lästigen Einschränkungen weiß, die den Ausländern wehrten, irgend eine Kunst, die sie verstehn, auszuüben, wozu man hier keines Menschen Erlaubniß bedarf. Sind sie arm, so fangen sie als Knechte oder Taglöhner an, und wenn einer mäßig, fleißig und sparsam ist, so kann er bald sein eigner Herr werden, sich auf seine Hand niederlaßen, ein Gewerbe anfangen, heurathen, eine Familie erziehn, und ein angesehener Staatsbürger werden. Auch Personen von mittelmäßigen Vermögen und kleinen Capitalen, die eine Anzahl

Kinder zu versorgen haben, die sie gern zu fleißigen Menschen erziehen und denen sie dereinst ein gutes Auskommen sichern möchten, finden in Amerika zu diesem Zweck beßere Gelegenheit, als in Europa. Dort können sie ein einträgliches Handwerk lernen und treiben, ohne daß sie sich deßelben zu schämen brauchen, im Gegentheil ist mit Geschicklichkeiten dieser Art Achtung und Ehre verbunden. Ein kleines Capital, an Grundstücke gelegt, die bey der zunehmenden Volksmenge täglich im Werthe steigen, eröffnen dort eine glänzende und sichere Außicht auf ein reichliches Vermögen für ihre Kinder. Der Verfasser dieses Aufsatzes hat mehrere Beyspiele erlebt, daß große Striche Landes an der damaligen Grenze von Pennsylvanien, von denen hundert Morgen für zehn Pfund Sterling verkauft wurden, nach zwanzig Jahren, wo die Ansiedlungen sich viel weiter hinaus erstreckten, ohne daß sie die geringste Verbeßerung erhalten hatten, ohne Schwierigkeit, der Morgen zu drey Pfund verkauft wurden. Der Acker in Amerika ist eben so gros als der Acker *) (acre) in England oder der Normandie.

Per-

*) Ein acre enthält 43,560 engliſche oder 38,285. Pariſer Quadratfuß.

Personen, die die amerikanische Verfaßung kennen zu lernen wünschen, werden wohl thun, wenn sie die Constitutionen der verschiedenen Staaten, und den Unionsvertrag lesen, der das Ganze zu gemeinschaftlichen Zwecken, unter der Leitung einer Versammlung, die der Congreß heißt, verbindet. Diese Constitutionen sind auf Befehl des Congreßes in Amerika gedruckt worden; auch in London hat man zwey Ausgaben davon gemacht, und ohnlängst ist eine gute französische Uebersetzung derselben in Paris erschienen.

Verschiedene Fürsten in Europa haben seit einiger Zeit, in der Meinung, es sey ein großer Vortheil, wenn alle Bedürfniße und Manufakturen in ihren eignen Gebiete verfertigt würden, so daß die Einfuhr derselben vermindert, oder gar entbehrt werden könne, sich viel Mühe gegeben, Arbeiter aus andern Ländern durch große Besoldungen, Privilegien u. s. w. herbeyzulocken. Eine Menge Leute, die in verschiedenen wichtigen Manufakturen besondere Erfahrungen zu besitzen vorgaben, und sich einbildeten, auch Amerika könne derselben nicht entbehren, und der Congreß werde sich geneigt finden

laßen,

laßen, dem Beyspiel jener Fürsten zu folgen, ließen ihm den Vorschlag thun, unter der Bedingung hinüber zu kommen, daß man ihre Ueberfahrt bezahle, ihnen Land gebe, Besoldungen und ausschließende Privilegien für mehrere Jahre ertheile u. s. w. Wenn diese Personen den Unionsvertrag lesen, so werden sie finden, daß dem Congreß zu solchen Zwecken weder Gewalt verliehen, noch Geld in die Hände gegeben worden, und daß, wenn ja einzelne Unterstützungen der Art bewilligt worden, dieß von der Regierung irgend eines besondern Staats geschehen seyn muß. Zuverläßig aber ist dieß in Amerika selten der Fall gewesen, und wenn es geschah, so glückte es doch selten, Manufakturen in Aufnahme zu bringen, für die das Land noch nicht reif genug war, um Privatpersonen zu Anlage derselben auf eigne Kosten zu ermuntern. Die Arbeit ist nehmlich im Ganzen zu theuer; es fällt schwer, die Hände beysammen zu behalten, da jeder sich sehnt, sein eigner Herr zu werden, und die Wohlfeilheit des Landes manche veranlaßt, ihr Handwerk mit dem Ackerbau zu vertauschen. Einige haben allerdings Fortgang gehabt, und wurden mit Vortheil betrieben, diese sind aber durch-

aus

aus von der Art, daß sie nur wenig Hände erfordern, oder daß die größte Arbeit durch Maschinen verrichtet werden kann. Grobe Waaren von so geringem Werth, daß sie die Kosten der Fracht nicht abwerfen, können oft im Lande wohlfeiler verfertigt werden, als man sie einführt, und die Verfertigung solcher Waaren kann einträglich werden, wenn hinlängliche Nachfrage nach denselben ist. Die Landwirthe in Amerika erzeugen wirklich eine ziemliche Menge Wolle und Flachs, die nicht ausgeführt, sondern sämmtlich verarbeitet wird: dieß geschieht aber nicht fabrikmäßig, sondern in den Familien selbst, zu eignem Gebrauch. Zu wiederhohlten Mahlen hat man in verschiedenen Provinzen den Versuch gemacht, Vorräthe von Wolle und Flachs in der Absicht aufzukaufen, Spinner, Weber ꝛc. ꝛc. anzustellen, große Anlagen zu machen, und wollene und leinene Waaren in großer Quantität zum Verkauf verfertigen zu laßen; alle diese Projekte aber sind ohne Ausnahme gescheitert, weil Waaren von gleicher Güte wohlfeiler eingeführt werden. Und so oft man die Regierungen angegangen ist, Unternehmungen der Art durch Prämien in Gelde oder durch Auflagen auf die Ein-

füh-

führung solcher Waaren zu unterstützen, haben sie es immer abgeschlagen, dem Grundsatz zufolge: sobald das Land für die Manufaktur reif sey, so würden Privatpersonen auch ohne Hülfe sie mit Vortheil unternehmen; wo nicht, so sey es Thorheit, die Natur zwingen zu wollen. Große Fabriken setzen eine Menge armer Leute voraus, die für geringen Lohn arbeiten: dergleichen Arme gibt es in Europa, wird es in Amerika aber nicht eher geben, als bis alles Land besetzt und angebaut und der Ueberfluß von Menschen, die kein Eigenthum bekommen können, sonst keine einträglichere Beschäftigung finden wird. Seidenmanufakturen, sagt man, wären Frankreich von Natur so angemeßen, als England die Tuchmanufakturen, weil jedes Land das rohe Produkt in Ueberfluß erzeuge: wollte nun aber England eben so wohl eine Seiden- als Tuchmanufaktur und Frankreich so wohl eine Tuch- als Seidenmanufaktur haben, so müßten diese widernatürlichen Operationen durch wechselseitige Verbote oder durch hohe Auflagen auf die Waare des andern Theils unterstützt werden. Durch solche verkehrte Einrichtungen wird nichts erreicht, als daß die Arbeiter in den Stand kommen,

men, den einheimischen Verzehrer durch einen höhern Preiß zu besteuern, indeß der stärkere Lohn, den sie bekommen, sie selbst weder glücklicher noch reicher macht, da sie nun blos mehr trinken und weniger arbeiten. Deswegen thun auch die Regierungen in Amerika nichts zur Unterstützung solcher Projekte. Auf diese Weise wird das Volk weder von dem Kaufmann noch von dem Fabrikanten besteuert. Will der Kaufmann an seinen eingeführten Schuhen zuviel Profit nehmen, so kauft es bey dem Schuhmacher; und fordert dieser einen zu hohen Preiß, so geht es zum Kaufmann: so halten beyde einander im Zaum. Indeß hat doch der Schuhmacher im Ganzen in Amerika einen ansehnlichen Gewinn von seiner Arbeit, da er zu seinem Preiß eine Summe schlagen kann, die sämmtlichen Fracht- und Commißionskosten, dem Risico oder der Assekuranz u. s. w. die der Kaufmann nothwendig tragen muß, beynahe gleich kömmt. Dasselbe gilt von den Arbeitern in allen übrigen mechanischen Künsten. Daher leben Handwerker überhaupt beßer und bequemer in Amerika, als in Europa, und die guten Haushalter unter ihnen legen ein ansehnliches Stück Geld für ihre alten Tage und

ihre Kinder zurück. Leute dieser Art können sich deshalb mit Vortheil nach Amerika begeben.

In den alten, langbewohnten Ländern von Europa, sind alle Künste, Gewerbe, Profeßionen, Pachtungen u. s. w. so überfüllt, daß es einem armen Mann schwer fällt, seine Kinder so anzubringen, daß sie sich ein anständiges Auskommen verschaffen, oder es sich zu verschaffen lernen können. Die Handwerker, die sich künftige Nebenbuhler in ihrem Gewerbe zu erziehen fürchten, nehmen Lehrlinge nur für Lehr- oder Kostgeld oder unter Bedingungen an, die die Eltern zu erfüllen außer Stande sind. So kömmt es, daß die jungen Leute aufwachsen, ohne ein einträgliches Geschäft zu erlernen, und blos um zu leben, Soldaten, Bediente oder Diebe werden müßen. In Amerika verhindert der schnelle Anwachs der Volksmenge diese Besorgniß, sich einen schädlichen Nebenbuhler zu ziehn, und die Profeßionisten nehmen gern Lehrlinge auf, weil der Ertrag ihrer Arbeit während der festgesetzten Lehrjahre, nachdem sie den nöthigen Unterricht erhalten, ansehnlich genug ist. Daher wird es armen Familien leicht, ihren

Kin-

Kindern etwas lernen zu laßen; denn die Handwerker sind so begierig auf Lehrlinge, daß viele von ihnen sogar den Eltern Geld bieten, ihre zehn und funfzehnjährigen Knaben bis zum ein und zwanzigsten Jahre in die Lehre zu bekommen; und viele arme Eltern haben bey ihrer Ankunft hier sich auf diese Weise Geld genug zusammengebracht, um ein Stück Land zu kaufen, das hinreichend war, sich zu etabliren, und sich und ihre übrige Familie vom Feldbau zu nähren. Diese Kontrakte für Lehrlinge werden vor der Obrigkeit gemacht, die die Bedingungen nach Vernunft und Gerechtigkeit festsetzt, und da sie die Bildung eines künftigen nützlichen Staatsbürgers im Auge hat, so nöthigt sie den Meister, sich durch ein schriftliches Versprechen verbindlich zu machen, den Lehrling während der bestimmten Lehrzeit nicht allein gehörig mit Eßen, Trinken, Kleidern, Wäsche, Wohnung, und nach Ablauf derselben mit einem vollständigen neuen Anzug zu versehen, sondern ihm auch lesen, schreiben und rechnen lehren zu laßen, und vor allen Dingen ihn in seiner eignen Kunst und Gewerbe, oder in irgend einer andern vollkommen zu unterrichten, so daß er sich dereinst seinen

Unterhalt verdienen, und gleichfalls mit der Zeit im Stand seyn möge, eine Familie aufzubringen. Der Lehrling oder seine Verwandten erhalten eine Abschrift von diesem Versprechen, und die Obrigkeit verwahrt das Protokoll darüber, auf welches man sich berufen kann, wenn der Meister sich in irgend einem Punkt von seinen Verbindlichkeiten loszählen will. Dieser Wetteifer unter den Meistern, viel Hände für sich beschäftigt zu haben, macht, daß sie oft sogar die Ueberfahrt junger Leute beyderley Geschlechts aus Europa bezahlen, die bey ihrer Ankunft sich verbindlich machen, ihnen ein, zwey, drey oder vier Jahre zu dienen. Diejenigen, die schon ein Handwerk gelernt haben, verpflichten sich im Verhältniß ihrer Geschicklichkeit und dem folglich unmittelbaren Werthe ihres Dienstes auf eine kürzere Zeit: andere, die noch nichts verstehn, machen sich auf längere Zeit verbindlich, in Betrachtung, daß sie nun ein Handwerk lernen, wozu sie in ihrem Vaterlande aus Armuth nicht gekommen wären.

Die fast allgemeine Mittelmäßigkeit des Vermögens, die in Amerika herrscht, und die Bewoh-

ner zwingt, zu ihrem Unterhalt ein Gewerbe zu treiben, verhüthet zugleich großentheils jene Laster, die gewöhnlich aus Müßiggang entstehn. Fleiß und beständige Beschäftigung sind große Erhaltungsmittel der Tugend und guten Sitten bey einer Nation. Schlechte Beyspiele sind deshalb seltner in Amerika *): ein Umstand, der allein schon Eltern

*) „In dieser Behauptung kann ich Franklin nicht beystimmen. In Amerika herrscht weniger Kunstfleiß, „als in den gebildeten Staaten Europens: und schon „aus diesem Umstand allein läßt sich folgern, daß die „Jugend vertrauter mit Lastern und bösen Sitten wird. „In dem größten Theil von Amerika, den ich durchreißt bin, sah ich die Kinder der Einwohner, der reichen sowohl, als der armen, ohne alle Erziehung „aufwachsen, einige aus Nachläßigkeit der Eltern, „andere wegen der außerordentlichen Schwierigkeit, „sich gute Lehrer zu verschaffen. Dieß ist unläugbare „Thatsache, und hiezu kömmt noch, daß wenn auch „der arme Eingeborne seinem Kinde ein Handwerk „lernen läßt, dieses doch selten ein guter Arbeiter „wird: denn die Meister geben immer denen, die (ihrem Ausdruck nach) aus dem alten Lande kommen, den Vorzug, und wenn einer von diesen sich „etablirt, so benachrichtigt er das Publikum sorgfältig, „daß er aus Europa gekommen sey, was hier eine „große Empfehlung ist.“ Mémoires de la Vie priv. „de B. Franklin. P. II. p. 206.

großen Muth machen muß. Hierzu kann man mit Wahrheit fügen, daß ächte Religiösität, unter ihren verschiedenen Benennungen, nicht allein geduldet, sondern geachtet, und geübt wird. Atheismus ist dort unbekannt; Unglaube selten und verborgen; so daß jemand ein hohes Alter erreichen kann, ohne daß seine Frömmigkeit durch Zusammentreffen mit einem erklärten Gotteslängner oder Ungläubigen geärgert wird. Ja, das höchste Wesen selbst scheint sein Wohlgefallen über die gegenseitige Verträglichkeit und Milde, womit die verschiedenen Sekten einander behandeln, durch den vorzüglichen Seegen, womit es seiner Güte gefallen hat, das ganze Land zu begünstigen, an den Tag zu legen.

* * *

*) „Leute, die sich in den Wäldern niederlaßen, haben gewöhnlich ihr Vermögen und ihren „Cre-

*) Zur Erläuterung und Berichtigung des vorhergehenden Aufsatzes (in welchem der Zustand der ersten Anbauer des neuen noch mit Bäumen bedeckten Landes in einem viel

„Credit in den cultivirten Theilen des Staats über-
„lebt. Der Monat April ist die beste Zeit zu dies-
„ser Wanderung. Die erste Sorge bey ihrer An-
„kunft ist, sich aus dicken Zweigen eine kleine Hütte
„für ihre Familie zu bauen. Der Fußboden dieser
„Hütte ist von Erde, und das Dach von kleinen
„Bretern. Licht erhält sie durch die Thüre, bis-
„weilen durch ein kleines Fenster von geöhltem Pa-
„pier. Hierauf errichtet der Pflanzer neben seiner
„Hütte ein zweytes noch plumperes Gebäude, wo-
„hin er eine Kuh und zwey Ziegen stellt. Ist diese
„Arbeit geendigt, so fängt er an, die Bäume eini-
„ge Acker weit um die Hütte her auszuroden, indem
„er um jeden Stamm die Erde zwey oder drey
„Fuß tief im Zirkel ausgräbt. Diesen Boden pflügt
„er sodann, und sät indianisches Korn. Die Zeit
„dazu ist ohngefehr der 20. May. In der neuen

viel zu glänzenden Lichte gezeigt wird) aus einer lehr-
reichen, kleinen Schrift gezogen: Bemerkungen
eines Bürgers von Philadelphia über die
Fortschritte der Bevölkerung, des Acker-
baues, der Sitten u. s. w. von Pennsylva-
nien, in einem Briefe an seinen Freund
in England." d. Ue.

„Erde wächst dieses Korn gewöhnlich ohne große „Wartung und trägt im Oktober zwischen 40 — 50 „Maaß auf den Acker. Vom ersten September an „liefert es dem Pflanzer und seiner Familie reichli„che Nahrung, indem es da in voller Grüne steht. „Den Sommer hindurch leben sie von Fischen, „Wildpret und einer kleinen Quantität Früchte, „die sie mitbringen. Die Ziegen und Kühe nähren „sich von wilden Kräutern oder saftigen Baum„sproßen.“

„Im ersten Jahr hat dieser Pflanzer viel von „Hunger, Kälte und andern zufälligen Uebeln zu „ertragen: selten klagt er jedoch, und eben so selten „erliegt er darunter. Da er in der Nachbar„schaft der Indianer wohnt, so nimmt seine Lebens„art bald merklich die Farbe der ihrigen an. Seine „Arbeit ist schwer, so lange sie dauert, doch hat er „lange Zwischenzeiten von Ruhe. Sein einziger „Zeitvertreib ist Jagd und Fischfang. In seiner „Hütte ißt, trinkt und schläft er in Schmutz und „Lumpen. In seinem Verkehr mit andern verräth „er ganz die Arglist, welche die Indianer unsers „Landes auszeichnet. In dieser Lage bringt er

„zwey oder drey Jahre zu. So wie aber die Bevöl-
„kerung um ihn wächßt, wird ihm seine Wohnung
„zuwider. Sonst ließ er sein Vieh frey und ohne
„Huth umherschweifen, jetzt deuten ihm seine Nach-
„barn an, es in seinen Pfählen eingeschloßen zu
„halten. Sonst nährte er seine Familie von Wild:
„jetzt hat er nur über Hausthiere zu schalten, und
„die Zucht derselben ist ihm zu beschwerlich. Vor-
„züglich empört er sich gegen die Gesetze, und kann
„sich nicht entschließen, für alle die Wohlthaten,
„die er von der Regierung empfängt, ein einziges
„von seinen natürlichen Rechten aufzugeben. So
„verläßt er seine kleine Pflanzung, und sucht eine
„andere waldige Oede, wo er sich von neuem
„allen erwähnten Mühseligkeiten unterwirft. Man
„hat Beyspiele von Leuten, die auf diese Weise bis
„viermahl weitergezogen sind, immer in entlegene-
„re Theile des Staats. Dieses Wegziehen reißt,
„wie man bemerkt hat, vorzüglich dann ein, wenn
„ein Geistlicher in die Gegend kömmt, deßen Lehren
„sich mit der ungebundenen Lebensart dieser Men-
„schen nicht vertragen. Ist der Pflanzer Eigen-
„thümer des Stückes Land, das er angefangen hat
„anzubauen, so verkauft er es, und immer mit an-

„sehnlichem Gewinn, seinem Nachfolger: ist er „aber nur, wie dieß oft der Fall zu seyn pflegt, blos „Pachter eines reichen Einwohners, so verläßt er „gewöhnlich die Pachtung verschuldet. Da er je„doch fast immer eine gewiße Anzahl Sachen, die „er nicht mitnehmen kann, zurückläßt, so über„nimmt ein zweyter Pflanzer gewöhnlich die Woh„nung "

„Dieser zweyte Pflanzer ist meistens ein Mann, „der einiges Eigenthum besitzt. Beym Einzug in „seine Pflanzung, die aus drey bis hundert Ackern „(acres) besteht, bezahlt er das Drittheil oder Vier„theil baar, und den Rest in Fristen. Die erste „Sorge von diesem ist, neben die Hütte ein Haus „von Holzstämmen zu setzen. Hier sind die Fuß„boden von Bretern, und die Dächer von dicken „Eichenplanken. Diese Häuser haben gemeiniglich „ein Unter- und ein Oberstock, jedes von zwey „Abtheilungen, auch einen gemauerten Keller. Die „Hütte wird nun als Küche gebraucht. Sind diese „Vorbereitungen geendigt, so beschäftigt sich der „neue Pflanzer, sein Land ein wenig zu reinigen. „Er legt einen Obstgarten von zwey bis dreyhun„dert

„dert Stämmen an, vergrößert seinen Stall, und nach „einem oder zwey Jahren baut er eine lange Scheu„re, gewöhnlich mit einem Strohdach. Dann dehnt „er sein Ackerland weiter aus, und statt des indiа„nischen Korns sät er Weizen und Dinkel. Der „letzte wird fast nur zum Brantweinbrennen ge„braucht

„Auch dieser zweyte Pflanzer zieht bey weitem „nicht allen Vortheil aus seinem Lande, den er „daraus ziehen könnte. Er pflügt schlecht und er„hält nur sehr mäßige Ernte. Oft bricht sein Vieh „durch die schlechte Verzäunung, verwüstet die „Saat und zerstört die Hofnung des Jahres. Die „Pferde arbeiten nur halb soviel, als sie bey be„ßerm Futter thun würden, und da es ihm oft an „hinlänglichen Vorrath fehlt, so stirbt sein Horn„vieh nicht selten im Frühjahr, eh es wieder fri„sches Futter gibt. In und um dem Hause verräth „alles die Muthlosigkeit des Besitzers: die Fenster„scheiben sind zerbrochen, und die Löcher mit alten „Hüten, Küßen u. s. w. verstopft. Auch dieser „Pflanzer will selten etwas von Religion oder den „Pflichten des Bürgers hören; er weigert sich zum

„Un-

„Unterhalt seiner Kirche beyzutragen, und den Kopf „voll hoher Freyheitsideen glaubt er sich nicht ver„bunden, auf die festgesetzten Fristen zur Bezah„lung der erhaltenen Vorschüße zu achten. Da„bey ist er ein Liebhaber von Gesellschaft, trinkt „hitzige Getränke, oft bis zum Uebermaaß und ver„dirbt in jeder Woche zwey, drey Tage in Zusam„menkünften mit seinen Nachbarn, Zeitungen zu „lesen und die Welthändel zu schlichten. So stürzt „er sich in Schulden, die ihn nach wenig Jahren, „wenn er keinen Credit mehr findet, nöthigen, die „Anlage einem Pflanzer der dritten und letzten Kla„ße zu verkaufen.“ „Dieser ist gewöhnlich ein „wohlhabender Mann, von guten Ruf, bisweilen „der Sohn eines reichen Landwirths aus einem „ältern und innern Theile des Staats. Seine er„ste Sorge ist, den ganzen Theil seines Landes, „wohin er Waßer bringen kann, zur Wiese zu ma„chen, und dieser Theil ist gewöhnlich der frucht„barste seiner Pflanzung. Bald baut er eine Scheuer „von Steinen, die theils mit zum Stalle dient. „Dieses Gebäude hat bisweilen hundert Fuß in die „Länge und vierzig in die Breite. Die Mauern „sind dick, um im Winter die Kälte beßer abzuhal„ten:

„ten: denn die Leute haben in der Gegend die Be-
„merkung gemacht, daß ihre Pferde und ihr übri-
„ges Vieh viel weniger freßen, wenn sie warm ste-
„hen, als wenn sie der Kälte ausgesetzt sind. Die-
„se Methode erspart ihm auch Holz: denn im har-
„ten Winter wärmt er sich selbst im Stall. Er
„beßert die Verzäunungen aus, und vermehrt die
„Anzahl der Artikel, die er baut und zieht. Er
„begnügt sich nicht, Korn, Gerste und Weizen zu
„säen, sondern legt auch einen Gemüsgarten an,
„wo er Kohl, Erdäpfel u. dgl. pflanzt. Die neu-
„angebauten Stellen bringen ihm Rübsaamen in
„Ueberfluß: beym Eintritt des Frühlings, wo es
„Waßer genug gibt, legt er ein Milchhaus an,
„und verbeßert seinen Obstgarten. Das ganze
„Jahr über arbeiten seine Söhne ihm zur Seite;
„zur Erntezeit laßen Frau und Töchter das Milch-
„faß und Spinnrad stehn, und helfen schneiden
„und einfahren. Der letzte Gegenstand seines Flei-
„ßes ist die Erbauung eines Hauses, womit er nicht
„selten sein ganzes Leben zubringt, und oft über-
„trägt er im Testament seinem Sohn oder einem
„andern Erben die Sorge, es zu vollenden. Da-
„her ist bey ihnen das Sprichwort entstanden:

„der

„der Sohn muß immer da anfangen, wo der Va-
„ter aufgehört hat, — das heißt, sich ein beque-
„mes, dem Werth der Pflanzung angemeßenes
„Haus bauen.“ „Die Emigranten aus Pensyl-
„vanien wandern immer gegen Süden. Der Bo-
„den und das Klima der abendlichen Striche von
„Virginien, der beyden Carolinen und Georgiens
„verschaffen dem trägen Pflanzer ein bequemeres
„Leben, als der weniger freygebige aber dauerhaf-
„tere Boden von Pensylvanien. Hier muß das
„Land, wenn es fruchtbar werden soll, tief und
„mehr als einmahl gepflügt werden: dort braucht
„man die Erde nur aufzukratzen, um eine leidlich
„gute Ernte zu bekommen. In Pensylvanien ist
„der Landmann genöthigt, bey dem langen und har-
„ten Winter für die Nahrung seines Viehstandes
„schwere Arbeiten zu übernehmen: in den mittägli-
„chen Provinzen hingegen findet das Vieh, den
„größten Theil des Winters über, hinreichende
„Weide im freyen Feld und in den Wäldern. Da-
„her kömmt es, daß die meisten Einwohner der
„abendlichen Gegenden dieser Provinzen ursprüng-
„lich aus Pensylvanien sind. Im letzten Kriege
„wurde die Miliz der Grafschaft Orange, in Nord-
„caro-

„carolina gemuſtert, und man fand darunter 3500
„Mann, die alle aus Penſylvanien ausgewandert
„waren.“ “ — *)

*) Penſylvanien iſt der große Hafen, wo alle europäiſchen Ankömmlinge einlaufen. Die beſten und fleißigſten darunter werder hier, gleichſam wie in einem Siebe, feſtgehalten, den Reſt ſchickt dieſe Provinz den übrigen Staaten zu, die ihrer Trägheit und den Laſtern derſelben angemeßener ſind. Vorzüglich lockend für die Faulheit ſind die ſüdlichen Provinzen, beſonders das mittägliche Carolina, ſeines ungeſunden und vornehmlich den Fremden gefährlichen Klimas ohnerachtet. Der ſchon erwähnte, anonyme Verfaſſer eines Lebens von Franklin führt davon verſchiedene merkwürdige Beyſpiele an. „Das Klima von Carolina, ſagt er, iſt in „der That fürchterlich. Im Auguſt 1785. war ich in „Charlestown: die Luft glühte faſt; ein Thermometer „nach Farenheit ſtand auf 105 Grad. In dieſer ſchlimmen Jahrszeit kam das Schiff, Georg von Belfaſt „mit 227 Paſſagieren, nach einer Reiſe von zehn Wochen, an. Da keine dieſer Perſonen je noch eine ſo „brennende Luft geathmet hatte, ſo ward der größte „Theil von ihnen krank, und in einer einzigen Woche „wurden funfzig von dieſen armen Emigranten zu „Grabe getragen. Es iſt bey weitem nicht genug bekannt, wie gefährlich die mittäglichen Provinzen Amerikas von jeher den Europäern geweſen ſind. Jährlich wanderten ſie zu tauſenden hieher aus. Der größte Theil von ihnen ſtarb und ward vergeßen. Die

„leb-

„letzten dreyßig Jahre, über ist, das Auswandern aus „England doch nicht so stark gewesen, als aus Schott„land und Irland. Ich erinnere mich, daß kurz vor „der Revolution ein Dutzend englischer Familien fast „zu gleicher Zeit nach Carolina gingen. Sie bestanden „sämmtlich aus jungen, rüstigen Personen voll Muth, alle „von der Hofnung beseelt, ein großes Glück zu ma„chen: allein, sie starben größtentheils in den ersten „fünf Jahren und vor dem zehnten Jahre war von ih„nen keine Spur mehr da. " "

XL.

XL.

An Lord Howe.

Philadelphia am 30 Jul. 1776.

Mylord,

Die Briefe, mit denen Ew. Herrl. mich beehrten, habe ich richtig erhalten, und ersuche Sie, meinen Dank dafür anzunehmen.

Die freundschaftlichen Depeschen, worauf Sie mich verweisen, sagen nichts mehr, als was die Parlamentsakte schon enthielt: sie bieten uns nehmlich Vergebung an, wenn wir uns vorher unterwerfen wollen. Es that mir leid, so etwas darinn zu finden: denn es muß Ew. Herrl. empfindlich seyn, daß man Sie in einer so hoffnungslosen Sache so weit geschickt hat.

Ja, es ist ganz im Geist Ihrer stolzen, noch nicht klug gewordenen Nation, den Kolonien, die der beleidigte Theil sind, Verzeihung anzubieten, und es beweißt, für welche unwißende, gefühllose, niederträchtige Wesen sie uns halten muß.

Dieß kann sonst keine Wirkung haben, als daß es unsern Unwillen vermehrt. Wie könnten wir uns einer Regierung unterwerfen wollen, die aus der muthwilligsten Barbarey und Grausamkeit unsre wehrlosen Städte mitten im Winter verbrennt? die die Wilden, die friedlichen Landleute und unsre Sklaven aufwiegelt, ihre Herren zu ermorden, und die jetzt sogar fremde Miethlinge sendet, unsre Pflanzungen mit Blut zu begießen? Diese schändliche Beleidigung hat jeden Funken von Wohlwollen gegen das Mutterland, das uns einst so theuer war, erstickt. Doch, wär auch uns es möglich, zu vergeben, so ist es doch Ihnen (ich meyne Ihrer Nation) nicht möglich, dem Volke zu vergeben, das sie so schrecklich beleidigt hat. Wie könnte sie wieder zu uns, als Mitunterthanen, Zutrauen gewinnen, noch uns, denen sie, wie ihr eignes Gefühl sie belehren muß, so viel Grund zu ewiger Feindschaft gegeben, den Genuß gleicher Freyheit verstatten? Nein, dieses Gefühl müßte sie, wären wir einmal wieder unter ihrer Herrschaft, antreiben, unsern Muth durch die härteste Tyranney zu beugen, und das Wachsthum unserer Kraft und unsers Wohlstandes durch alle in ihrer Hand stehenden Mittel zu verhindern.

Ew.

Ew. Herrl. sprechen von der väterlichen Sorge des Königs für die Beförderung und Sicherung eines dauerhaften Friedens und herzlicher Einigkeit mit den Kolonien. Verstehn Sie hier unter dem Worte Frieden, eine Versöhnung mit den einzelnen, jetzt im Kriege begriffenen Staaten; hat der König Ihnen Vollmacht ertheilt, mit uns über einen solchen Frieden zu unterhandeln, so dürfte ich, wiewohl nicht vermöge eines förmlichen Auftrags die Aeußerung wagen, daß wir eine Unterhandlung der Art einem fremden Bündniße vorziehen würden. Ich weiß aber gewiß, daß Sie eine solche Vollmacht nicht haben. Allerdings könnte Ihre Nation, wenn sie diejenigen Statthalter, die dee Uneinigkeit nährten, strafen, unsere verbrannten Städte wieder aufbauen, und den uns zugefügten Schaden soviel möglich ersetzen wollte, einen großen Theil unserer Achtung und den größten Theil unsers zunehmenden Handels, so wie alle Vortheile der Hülfsquellen, die unsre Freundschaft ihr darbietet, wieder erhalten; allein ich kenne ihren ausschweifenden Stolz und Mangel an Klugheit zu gut, als daß ich solche heilsame Maasregeln je von ihr erwarten sollte. Immer wird ihre Ero-

berungssucht, als kriegerische, ihre Herrschsucht, als ehrgeizige, ihre Begier nach einträglichen Monopolen, als handelnde Nation sich verbinden, und (wiewohl nichts von alle dem rechtmäßige Ursache zum Krieg ist) sie dennoch, mit Aufopferung ihres eignen wahren Vortheils, immer von neuem zu diesen schädlichen fernen Zügen anfeuern, die ihr so viel Geld und Menschen kosten, daß sie am Ende eben so verderblich für sie werden müßen, als ehedem die Kreuzzüge den meisten europäischen Nationen wurden. *)

Ich

*) Beym Ausbruch des Krieges zwischen England und seinen Kolonien erschien in London ein kleines Sinnbild, für deßen Erfinder man den D. Franklin hielt, weil er zufälliger Weise einige Billets auf Karten geschrieben hatte, auf welche dieses Sinnbild gedruckt war. Es stellte Großbrittannien auf einer Weltkugel sitzend vor. Seine Glieder, die Kolonien lößten sich von ihm ab; die Augen und die verstümmelten Ueberreste erhob es gen Himmel. Der Schild, den es zu regieren unvermögend war, lag ungebraucht neben ihm. Seine Lanze hatte Neuengland durchbohrt, der Lorberzweig war der Hand Pensylvaniens entfallen, die englische Eiche hatte ihren Gipfel verloren, und ihr Stamm stand, bis auf einige verdorrte Aeste, nakt da. Dornen und Disteln wuchsen umher, auf den Topmasten der englischen Schiffe steckten Tannenkränze, zum Zeichen, daß sie verkauft werden sollten. Brittannia, auf-

Ich bin weit entfernt von der Eitelkeit, zu glauben, daß ich Ihnen, Mylord, durch Prophe-

 zeihung

ser Stand, sich länger im Gleichgewicht zu halten, gleitete von der Kugel herab, und zu ihren Füßen stand die Inschrift: „theilt dem Belisar eine Gabe mit.“ (Date obolum Belisario.) Sicherer, als die Erfindung dieses Sinnbildes, ist folgende moralisch-politische Deutung desselben, die auf einem fliegenden Blatte gedruckt ward, von Franklin.

„Der politische Sinn dieses Gemähldes ist leicht „entdeckt. Die Geschichte liefert uns viele Beyspiele „von Staaten, die dadurch zu Grunde gerichtet wur„den, daß man Maximen hartnäckig befolgte, die sich „mit dem Charakter und Geist ihrer Einwohner nicht „vertrugen. Keine Politik ist falscher und verkehrter, „als gesetzliche Anordnungen zu machen, die einem „Theil der Nation, zum Nachtheil, und unter dem „Druck eines andern Theils begünstigen. Jeder Theil „ist zu gleichen Ansprüchen auf Schutz, Gerechtigkeit, „Freyheiten und Vortheile berechtigt, und sollte sie „daher auch genießen. Was hat der Staat für Ge„winn, ob der Unterthan an der Themse, oder dem Ohio, „in Edinburgh oder Dublin reicher wird, als die übri„gen? Solche Einrichtungen erzeugen immer Haß „und Eifersucht zwischen den begünstigten und den un„terdrückten Theilen. Nothwendig entspringt hieraus „am Ende eine gänzliche Trennung der gegenseitigen „Neigung, des Interesse, der politischen Verpflichtun„gen und aller Arten von Verbindung. So wird „der ganze Staat geschwächt, und am Ende zu Grun„de gerichtet.“ — „Kein Mensch, pflegte Franklin

„lin

zeihung der Folgen des Kriegs Furcht einjagen könnte: ich weiß zu gut, daß sie in England das Schicksal aller meiner frühern Weißagungen haben, und daß man sie nicht eher glauben wird, als der Ausgang sie bestätigt.

Lang bemühte ich mich mit ungeheucheltem und unermüdetem Eifer dieß zarte und edle chinesische Gefäß (das Brittische Reich!) vor einem Riß zu bewahren: ich wußte, daß es einmahl zerbrochen, in sämmtlichen getrennten Theilen weder die Stärke noch den Werth behalten könnte, den vorher das Ganze besaß, und daß eine völlige Wiedervereinigung dieser Theile kaum zu hoffen sey. Ew. Herrl. erinnern sich vielleicht noch der Freudenthränen, die meine Wangen netzten, als Sie mir bey Ihrer

„I i n auch im gleichem Geist zu sagen, kann den „ganzen Gang einer Sache vorhersehn, darum habe ich „es das wichtigste Geschäfte meines Lebens seyn las„sen, die Hauptsache zu sichern, und den Bemühun„gen entgegengearbeitet, über einen so großen Theil des „Brittischen Reichs eine willkührliche Regierungsform „einzuführen, wodurch der einträglichste Handel, die „Nationalstärke, Sicherheit und Wohlfahrt, die von „E i n i g k e i t und F r e y h e i t abhängen, offenbar wäre „aufs Spiel gesetzt worden. “ —

Ihrer guten Schwester in London die Hofnung machten, es könne bald eine Aussöhnung Statt finden. Unglücklicherweise mußte ich diese Hofnung scheitern, und mich selbst als den Urheber des Unheils, dem ich vorzubeugen strebte, verschrieen sehn. Mein Trost bey dieser unverdienten, und boshaften Behandlung war, daß mir die Freundschaft vieler guten und weisen Männer im Lande, und auch einiger Antheil an der Achtung des Lord Howe blieb.

Die gegründete Hochachtung, und wenn Sie mir erlauben zu sagen, die Zuneigung, die ich stets zu Ew. Herrl. behalten werde, erwecken in mir ein schmerzhaftes Gefühl, Sie zur Führung eines Kriegs gebraucht zu sehn, dessen Hauptgrund, wie es in Ihrem Briefe heißt, auf der Nothwendigkeit beruht, zu verhüten, daß der amerikanische Handel nicht in fremde Kanäle fließe. Mich dünkt, weder die Erwerbung noch die Erhaltung eines, wenn auch noch so einträglichen Handels sey ein Gegenstand, der die Menschen berechtige, sich unter einander zu morden: mich dünkt, die wahren und unfehlbaren Mittel, den Handel zu erweitern und zu sichern, sey Güte und Wohlfeilheit der Waa-

ren, und kein Handel könne so einträglich seyn, die Unkosten zu ersetzen, welche Flotten und Heere erfordern, wenn man ihn mit Gewalt erzwingen und behaupten will. Aus diesen Gründen halte ich den Krieg gegen uns für eben so ungerecht als unbesonnen, und bin überzeugt, die kaltblütige und unpartheyische Nachkommenschaft wird die Anstifter desselben mit Schimpf und Schande belegen, und selbst das Glück und der Erfolg derer, die sich freywillig zu Werkzeugen deßelben brauchen laßen, wird sie nicht ganz gegen alle Schmach sichern.

Das weiß ich: bey Ihnen, Mylord, war die Hofnung, Friedensstifter zu werden, der Hauptgrund, warum Sie hieherkamen: und ich glaube, sobald Sie es unmöglich finden, unter den Ihnen verstatteten Bedingungen einen Vergleich zu Stande zu bringen, werden Sie keinen Augenblick anstehen, ein so gehäßiges Commando niederzulegen, und in den Schatten eines ehrevollen Privatlebens zurückzukehren.

Mit der aufrichtigsten und tiefsten Verehrung u. s. w.

XLI.

XLI.

Gesetze für einen in Philadelphia errichteten Club.

Jedes Mitglied verpflichtet sich, vor jeder Zusammenkunft, folgende Fragen durchzulesen, und sie, so viel Zeit und Umstände erlauben, der Gesellschaft zu beantworten:

„Ist dir in dem Buche, das du zuletzt gelesen, etwas merkwürdiges, der Mittheilung werthes, vorgekommen? Besonders etwas, das auf Geschichte, Moral, Poesie, Naturkunde, Statistik, mechanische Künste und ähnliche Theile der Gelehrsamkeit Bezug hat?“

„Hast du vielleicht vor kurzem eine Geschichte gehört, deren Erzählung der Gesellschaft Vergnügen machen könnte?“

„Hat irgend ein Bürger neulich in seinen Verrichtungen Fehler begangen, und was war, den erhaltenen Nachrichten zufolge, die Ursache davon?“

„Hast du nicht gehört, ob irgend ein Bürger Glück gemacht, und auf welche Weise?“

„Hast du nicht in diesen Tagen erfahren, wie ein anjetzt reicher Mann, hier oder auswärts, zu seinem Reichthum gekommen?“.

„Kennst du nicht jemand, der ohnlängst eine edle That, die Lob und Nachahmung verdient, verrichtet — oder einen Fehler begangen hat, der zur Warnung, und als Wink zur Vorsicht dienen kann?“

„Was hast du neulich für unglückliche Folgen von Unmäßigkeit, Unvorsichtigkeit, Hitze, oder sonst eines Lasters oder einer Thorheit bemerkt oder gehört?“.

„Was für glückliche Wirkungen der Nüchternheit, Klugheit, Mäßigung oder irgend einer andern Tugend?“.

„Bist du, oder ist einer deiner Bekannten neulich krank oder verwundet gewesen? Was für Mittel wurden gebraucht, und mit welchem Erfolg?“

„Kennst

„Kennst du Leute, die im Nothfall, als hurtige und sichere Boten zu empfehlen sind?“

„Fällt dir etwas ein, wodurch die Gesellschaft dem menschlichen Geschlecht, ihrem Vaterlande, ihren Freunden oder sich selbst einen Vortheil verschaffen könnte?“

„Hast du etwas von einem verdienten Ausländer gehört, der seit der letzten Versammlung in der Stadt angekommen? Was hast du von seinem Charakter und Verdiensten vernommen oder selbst bemerkt? Wäre die Gesellschaft wohl im Stande, ihm Gefälligkeiten zu erzeigen, oder ihn nach Verdienst aufzumuntern?“

„Kennst du irgend einen jungen, geschickten Anfänger, der sich ohnlängst etablirt hat, und den die Gesellschaft auf irgend eine Weise unterstützen könnte?“

„Hast du neulich einen Mangel in den Gesetzen des Vaterlandes bemerkt, deßen Abstellung von der gesetzgebenden Macht zu erbitten rathsam wäre?

re? oder kennst du irgend ein heilsames Gesetz, das noch fehlt?“

„Hast du neulich Eingriffe in die gegründeten Rechte des Volks bemerkt?“

„Hat jemand deinen guten Nahmen angegriffen, und was kann die Gesellschaft zur Rettung der Sicherheit deßelben thun?“

„Gibt es irgend einen Mann, deßen Freundschaft du suchst, und ist die Gesellschaft oder ein Glied derselben im Stande, sie dir zu verschaffen?“

„Hast du neulich den Charakter eines Mitglieds angreifen hören, und wie hast du ihn vertheidigt?“

„Hat dich irgend jemand beeinträchtigt, und kann die Gesellschaft dir Genugthuung verschaffen?“

„In wie fern kann die Gesellschaft oder ein Glied derselben dir zu irgend einer löblichen Absicht beförderlich seyn?“

„Hast du irgend ein wichtiges Geschäfte unter der Hand, zu welchem der gute Rath der Gesellschaft dir dienlich seyn könnte?“

„Was für Gefälligkeiten sind dir neulich von einem hier nicht Anwesenden erzeigt worden?“

„Bist du neulich auf irgend eine Schwierigkeit in Dingen gestoßen, die sich auf Meinungen, auf Recht und Unrecht beziehen, und die aus einander gesetzt zu seyn wünschtest?“

„Findest du in der jetzigen Verfaßung und dem Verfahren der Gesellschaft etwas fehlerhaftes, das verbeßert werden könnte?“ “ — —

Jedes Glied muß bey der Aufnahme in die Gesellschaft folgende Fragen, stehend, die Hand auf der Brust, beantworten:

„Haben Sie irgend eine besondere Abneigung gegen eines der jetzigen Mitglieder?“ — Antwort: Nein.

„Können Sie mit Wahrheit sagen, daß Sie das Menschengeschlecht überhaupt lieben, und kei-

nen Menschen, seiner Religion oder seines Gewerbes wegen, haßen oder verachten?“ — A. Ja.

„Glauben Sie, man müße oder dürfe jemand, blos speculativer Meinungen, oder der Art seines äußern Gottesdienstes wegen, an seinem Körper, guten Nahmen oder Vermögen kränken?“ — A. Nein.

„Lieben Sie die Wahrheit ihrer selbst willen, und wollen Sie sich bestreben, sie unpartheyisch zu suchen, anzunehmen, und auch andern mitzutheilen? — A. Ja.

XLII.

XLII.

Noch eine Parabel.

Man weiß, daß die Fürsten des Morgenlandes, von den ältesten Zeiten an, einander Wahrheiten und wichtige Sätze unter dem Schleyer von Apologen, Parabeln oder Räthseln vorzulegen pflegten. Diese alte Sitte ist in jenen Gegenden noch nicht ganz abgekommen. Einer der vornehmsten indischen Nabobs schickte vor kurzem einem benachbarten Monarchen folgende Parabel zu:

„Ein Schiffer am Ganges wäre in seiner Kindheit beynah ertrunken. Sein Vater und Grosvater ertranken, weil sie nicht schwimmen konnten; seine älteste Tochter ertrank fast unter seinen Augen, sein Schwiegersohn und eine Enkelinn ertranken in einiger Entfernung von ihm. Noch sind ihm ein paar Kinder und Enkel übrig, von denen ein Einziger schwimmen gelernt hat. Würde dieser Vater nicht wohl thun, wenn er seine übrige Familie gleichfalls schwimmen lernen ließe?“

Diese

Diese Parabel, erwiederte der Monarch sogleich, ist nicht schwer zu verstehn. Ich selbst bin der Vater, die Familie des Schiffers ist mein Volk, der Fluß Ganges sind die Blattern, und die Kunst zu schwimmen — die Einimpfung.

XLIII.

Ueber die Musik.

(Auszug eines Briefs an Lord Kaims zu Edinburgh.)

Am 2. Jan. 1762.

— — Sogleich nach meiner Ankunft in Amerika las ich Ihr vortrefliches Werk: Grundsätze der Kritik *), das mir viel Vergnügen gewährte. Nur wünschte ich wohl, Sie hätten das, was die Musik betrifft, tiefer untersucht und gezeigt, daß das Vergnügen, welches Tonkünstler beym Anhören

*) Die dritte, von mir durchgesehene und vermehrte Ausgabe der deutschen Uebersetzung deßelben erschien zu Leipzig 1790, 3 Bände, gr. 8. d. Ue.

ren der meisten Compositionen im neuesten Geschmack empfinden, nie das reine, natürliche Vergnügen ist, welches aus der Melodie oder Harmonie der Töne entspringt, sondern in Eine Klaße mit dem Vergnügen gehört, welches Luftspringer und Seiltänzer verschaffen, wenn sie schwere Künste und erstaunliche Sprünge machen. Ich für mein Theil glaube, daß beydes ganz auf eins hinausläuft, und bin gewiß, daß Personen, die keine Kenner der Tonkunst sind, folglich diese Schwierigkeiten gar nicht bemerken, bey dieser Gattung von Musik auch wenig oder kein Vergnügen empfinden können. Die meisten Compositionen dieser Art sind nichts als gewaltsame Wendungen. Oft traf es sich, daß ich in Concerten, wo die Gesellschaft wie gewöhnlich sehr gemischt war, so zu sitzen kam, daß ich fast alle Anwesenden im Gesicht hatte; gleichwohl konnte ich während der Aufführung einer Menge solcher Stücke, — die Bewunderung der spielenden Tonkünstler! bey den Zuhörern keine Spur von Vergnügen bemerken. Eine alte, ganz einfache schottische Arie hingegen, welche die Musiker verachteten, und die zu spielen man sie kaum bewegen konnte, verursachte augenscheinlich allge-

meines Vergnügen. Erlauben sie mir, daß ich Ihrem Satze: „Melodie und Harmonie sind, jede für sich angenehm, und in der Vereinigung entzückend“ etwas mehr Ausdehnung gebe, und Ihnen meine besondere Meinung über den Grund vorlege, warum die altschottischen Arien sich so lange erhalten haben, und wahrscheinlich immer erhalten werden, wenn sie anders der Gefahr entgehen können, von den gezwungenen Zierrathen der neuern Spieler erstickt zu werden. Diesen Grund finde ich einzig und allein darinn, daß sie in der That Compositionen sind, in denen sich Melodie und Harmonie vereinigen, oder richtiger, weil ihre Melodie eine wahre Harmonie ist. Ich rede blos von den simpeln, einstimmigen Arien. Da dieß etwas paradox klingt, so muß ich mich näher erklären.

Freylich nennt man nach der gemeinen Bedeutung blos die Folge angenehmer Töne Melodie, so wie die gleichzeitige Existenz solcher Töne Harmonie: weil wir aber vermöge der Gedächtnißkraft im Stande sind, einige Augenblicke lang, eine vollkommene Vorstellung von den Schwingungen eines vergangenen Tones festzuhalten, ihn mit dem dar-

auf

auf folgenden Tone zu vergleichen und ihre Harmonie oder Dissonanz zu beurtheilen, so wird dadurch ein Gefühl von Harmonie zwischen einem gegenwärtigen und einem vergangenen Tone, die eben so angenehm ist, als zwischen zwey gegenwärtigen Tönen, möglich und wirklich. Nun ist die Einrichtung der alten schottischen Arien von der Beschaffenheit, daß alle Haupttöne, die auf einander folgen, Terzen, Quinten, Oktaven, kurz solche Töne sind, die mit dem vorhergehenden Tone accordiren. Die Terzen sind die gebräuchlichsten, weil es sehr angenehme Accorde sind. Ich brauche das Wort Hauptton, um die Noten, auf denen man beym Anfang einer Arie aushält, von den kleinen Verbindungsarten zu unterscheiden, die, wie die grammatischen Artikel in der gewöhnlichen Sprache, zur Verbindung der Redetheile dienen.

Wenn ich sage, wir hätten eine ganz vollkommene Vorstellung von einem eben aufgehörten Tone, so berufe ich mich dabey auf das Zeugniß eines jeden, der etwas von Musik versteht. Man weiß, wie leicht es ist, einen Ton, den man eben gehört hat, zu wiederhohlen. Eben so leicht kann ein ge-

tes Ohr beym Stimmen eines Instruments entscheiden, ob zwey Saiten accordiren, man mag sie zusammen, oder jede einzeln anschlagen. Eben so leicht ist die Entscheidung vom Gegentheil: ich glaube sogar, die Dißonanz ist merklicher und leichter zu finden, wenn man jeden Ton einzeln angibt. Denn, schlägt man beyde Saiten zusammen an, so hört man zwar, daß die eine höher ist, als die andere, allein man kann nicht sagen, welche?

Ich habe das Vermögen, die Höhe eines gegenwärtigen mit der Höhe eines vergangenen Tons zu vergleichen, der Erinnerungskraft zugeschrieben. Sollte aber, wie wohl möglich wäre, im Ohre etwas ähnliches von dem Statt finden, was wir im Auge bemerken; so würde dieses Vermögen nicht jener Kraft allein zustehen. Vielleicht dauern die, den Nerven des Gehörs, durch irgend einen Ton, mitgetheilten Schwingungen noch einige Zeit fort, wenn auch die Ursache derselben aufgehört hat, und die Vergleichung derselben hilft uns vielleicht, das Accordiren oder Nichtaccordiren des folgenden Tons beßer unterscheiden Der Eindruck, den ein leuchtender Gegenstand auf die Sehnerven macht,

dauert

dauert zwanzig bis dreyßig Sekunden. Sieht man an einem heitern Tage, wenn man im Zimmer sitzt, eine Zeitlang in die Mitte eines Fensters, und schließt sodann die Augen, so bleibt die Gestalt des Fensters eine Zeitlang im Auge, und zwar so deutlich, daß man im Stande ist, die einzelnen Fächer zu zählen. Merkwürdig ist bey dieser Erfahrung der Umstand, daß der Eindruck der Form sich beßer erhält, als der Eindruck der Farbe. Denn, so bald man die Augen schließt, scheinen die Glasfächer, wenn man das Bild des Fensters anfängt wahrzunehmen, dunkel, die Querhölzer der Kreuze aber, die Rahmen und die Wand umher weiß oder glänzend. Vermehrt man jedoch die Dunkelheit der Augen dadurch, daß man die Hände über sie hält, so erfolgt sogleich das Gegentheil. Die Fächer erscheinen leuchtend, und die Querhölzer dunkel. Zieht man die Hand weg, so erfolgt eine neue Veränderung, die alles wieder in den ersten Stand setzt. Ein Phänomen, das ich so wenig zu erklären weiß, als folgendes. Hat man lange durch eine gemeine, grüne, oder sogenannte Conversationsbrille gesehn, und nimmt sie nun ab, so sieht das weisse Papier eines Buchs röthlich aus, so wie

es grünlich aussieht, wenn man lange durch rothe Brillen gesehen hat. Dieß scheint eine noch nicht erklärte Verwandschaft der grünen und rothen Farbe anzuzeigen.

Ich komme wieder auf meinen ersten Gegenstand zurück. Betrachten wir die Urheber jener alten Arien, und die Art, wie sie anfangs gespielt wurden, so finden wir, daß diese harmonischen Tonfolgen natürlich und sogar dieser Succeßion nothwendig waren. Sie wurden von Minstrels gesetzt, in Begleitung der Stimme auf der Harfe gespielt zu werden. Die Harfe war damahls mit eisernen Saiten bezogen, die einen lang anhaltenden Ton von sich geben, und hatten nicht die Vorrichtungen unserer neuen Clavecins, keine Dämpfer, wodurch man den Ton der vorhergegangenen Note in eben dem Nu aufhält, als der folgende anfängt. Um also einen wirklichen Mislaut zu vermeiden, mußte nothwendig die folgende Hauptnote mit der vorhergehenden accordiren, weil sie zusammentönten. Auf diesem Umstand beruht die Schönheit dieser Arien, die so lange gefallen haben, und stets gefallen werden, wenn man gleich kaum an das

denkt,

denkt, wodurch sie gefallen. Meine Vermuthung, daß jene Arien ursprünglich für die Harfe (und zwar für die einfachste Gattung derselben, welche blos die halben Töne der natürlichen Skale und nur zwey Oktaven von E bis C hatte) gesetzt wurden, wird noch durch einen andern Umstand bestätigt. Keine von diesen wirklich alten Arien enthält nehmlich auch nur einen einzigen künstlichen halben Ton, und in den Arien, da wo es der Stimme bequemer gewesen wäre, die Töne in der Mitte der Harfe zu brauchen und den Schlüßel in F zu setzen, wird das b, das ein halbbetontes b hätte seyn müßen, wenn es gebräuchlich gewesen wäre, immer ausgelaßen, und man springt über daßelbe durch eine Terze hinweg. Die Kenner der neuen Musik, die Virtuosen werden sagen, ich besitze keinen Geschmack. Dennoch erkühne ich mich, hinzuzufügen, daß ich überzeugt bin, unsere Vorfahren empfanden ein lebhafteres Vergnügen, wenn sie ein deutlich ausgesprochnes, nach einer dieser Melodien gesungenes, mit der Harfe begleitetes Liedchen hörten, als unsre meisten neuen Opern geben können, bey denen das größte Vergnügen aus den Decorationen und Tänzen geschöpft wird. Da den meisten Arien von

neuer Composition jene natürliche Harmonie sammt ihrer Melodie fehlt, so hat man seine Zuflucht zur künstlichen Harmonie eines Baßes und anderer Begleitung genommen. *) Die alten Melodien konn-

*) Der berühmte Jean Jaques Roußeau scheint, nach seinem Dictionaire de Musique zu schließen, ähnliche Ideen von der Harmonie der Neuern gehegt zu haben. Er drückt sich darüber also aus: „Rameau „behauptet, Diskante von einer gewißen Einfachheit „gäben ihre Bässe von selbst an, und jeder, der nur „ein richtiges, wenn gleich ungeübtes Gehör habe, „könne mit bloßer natürlicher Anlage, diesen Baß sehr „leicht finden. Allein das ist ein Vorurtheil dieses „Tonkünstlers, welches mit aller Erfahrung streitet. „Wer weder Baß noch Harmonie gehört hat, wird „nicht allein von selbst weder diesen Baß noch diese Harmo„nie finden: sie werden ihm sogar, wenn er sie hört, „misfallen, und er wird den bloßen Einklang weit vor„ziehen. — — Wenn man bedenkt, daß unter allen „Bewohnern der Erde, die sämmt ich Musik und Ge„sang kennen, die Europäer die einzigen sind, die eine „Harmonie und Accorde haben, und diese Mischung „schön finden; wenn man bedenkt, daß die Welt so „viel Jahrhunderte gestanden hat, ohne daß Eine von „allen den Nationen, die sich mit den schönen Kün„sten beschäftigten, auf diese Harmonie gerathen ist; „daß kein Thier, kein Vogel, kein Wesen in der Na„tur einen andern Accord hervorbringt, als den Ein„klang, noch eine andere Musik, als die Melodie; „daß die so ins Ohr fallende, so musikalische morgen„län-

konnten, meines Bedünkens, dieser Nothhülfe entbehren, die in ihnen mehr Unordnung verursacht, als Annehmlichkeit erzeugt haben würde. Schwerlich wird jemand, der sie von Jakob Oswald auf seiner Violine spielen hören, mir dieß abstreiten wollen. Mehr als einmahl sah ich, wie seinen Zuhörern Freudenthränen in die Augen traten. Ja, ich bin überzeugt, er würde durch seinen Vortrag von dergleichen Arien noch weit entzückenderes

„ländischen Sprachen, das so feine, empfindliche und „in der Kunst geübte griechische Ohr diese so empfind„samen und wollüstigen Völker nie auf unsere Harmo„nie gebracht haben; daß die Musik, ohne sie, sonst so „wunderbare und jetzt, mit ihr, nur so schwache Wir„kungen hervorbringt; daß es endlich nordischen Völ„kern, deren gröbere und rohe Organen mehr von dem „Geräusch und der Stärke der Stimmen, als von der „Annehmlichkeit der Accente und den lieblichen Wen„dungen der Melodie gerührt werden, vorbehalten blieb, „diese große Entdeckung zu machen, und sie als Richt„schnur aller Regeln der Kunst aufzustellen — bedenkt „man alles das, so kann man sich der Vermuthung „nicht erwehren, unsere ganze Harmonie sey nichts, „als eine gothische und barbarische Erfindung, die uns „nie in den Sinn gekommen wäre, wenn wir für wirk„liche Kunstschönheit und natürliche Musik mehr Em„pfänglichkeit gehabt hätten.“

Vergnügen erregt haben, wenn er sie mit weniger neuem Aufputz gespielt hätte.

XLIV.

Ueber eine Ballade.

(An Hrn. Johann Franklin zu Newport in Neu-England.)

Lieber Bruder,

Deine Ballade hat meinen Beyfall, und ich finde, daß sie ihrem Zweck, den Geschmack an thörigten Verschwendungen zu tadeln, und zum Fleiß und häuslicher Sparsamkeit aufzumuntern, vollkommen entspricht. Kannst du es dahin bringen, daß sie in deiner Provinz durchgehends gesungen wird, so muß sie wahrscheinlich einen guten Theil der Wirkung hervorbringen, die du von ihr erwartest. Da es aber deine Absicht war, sie in jedermanns Hände zu bringen, so nimmt michs desto mehr Wunder, daß du eine so ungewöhnliche Versart gewählt hast, die sich für ein Lied, das von jedermann ge-

sungen

sungen werden soll, schwerlich schickt Hättest du das Metrum nach einer alten, wohlbekannten Melodie eingerichtet, so würde sie sich ohnfehlbar ungleich schneller verbreitet haben, als jetzo selbst mit der besten Melodie, die du ausdrücklich dafür setzen kannst, schwerlich geschehen wird. Auch glaube ich, wenn du deine Ballade einem jungen Bauermädchen aus einem Thale von Maßachusets gäbest, die außer den Kirchenliedern, dem Chevichase *), the children in the wood, la Dame Espagniole oder sonst einem alten schlichten Gesang nie eine Musik gehört, dabey jedoch von Natur ein gutes Ohr hätte, sie würde wahrscheinlich eine angenehmere, und für den Zweck deines Gedichts paßendere Volksmelodie wählen, als irgend einer unsrer

*) Chevy-jagd, (chevy - chase.) Diesen Nahmen führt dieses alte Lied von der Jagd, die der Graf Piercy von Northumberland in dem Gebirge Chevy oder Cheviat, im Gebiete des schottischen Grafen Douglas, mit dem er in Feindschaft lebte, anstellte, und welche zu dem kleinen Kriege zwischen beyden Grafen, den es besingt, Anlaß gab. Dieses alte Lied ist die Lieblingsballade des gemeinen Volks in England, und Brn Johnson pflegte zu sagen, er möchte es lieber gemacht haben, als alle seine Werke. d. Ue.

unsrer größten Virtuosen. Dieser Zweck würde nehmlich weit vollständiger erreicht werden, wenn man, indem man die Ballade singen hörte, nicht allein kein Wort davon verlöre, sondern auch beym Singen eben so gut, als beym Lesen den Nachdruck, den du auf gewiße Worte gelegt haben willst, bemerken könnte: denn von diesen Umständen hängt die Wirkung und der Eindruck, den ein Gesang hervorbringen soll, großentheils ab. Doch will ich versuchen, eine so viel möglich paßende Melodie setzen zu laßen.

Glaube nicht, ich suche die Geschicklichkeit unserer Komponisten zu verkleinern. Ihre Werke sind für Kenner vortreflich, und sie verschaffen sich einander gegenseitig den schönsten Genuß: nur in der Composition der Volkslieder scheint der Geschmack ganz außer der Natur, oder vielmehr wider die Natur zu seyn: gleichwohl laßen sie sich alle, einer oder zwey ausgenommen, von dem Strohme hinreißen.

Du suchst, ganz im Geist der alten Gesetzgeber, durch den Einfluß der mit Tonkunst vereinig-

ten

ten Poesie, deinem Vaterlande Sitten zu geben. So weit man von den alten Gesängen urtheilen kann, war ihre Musik einfach, und stimmte von selbst in Ansehung der Mensur, der Cadencen des Accents u. s. w. mit der gewöhnlichen Aussprache der Wörter überein, ohne je durch Verkürzung langer, oder Verlängerung kurzer Sylben der Sprache Gewalt anzuthun. Singen war bey ihnen nichts, als eine angenehmere, melodische Art zu sprechen. Ihr Gesang war aller Annehmlichkeit der deklamirenden Prosa fähig, womit er noch das Vergnügen der Harmonie verband. Bey einem neuen Gesange hingegen fallen alle diese Eigenschaften und Schönheiten der gemeinen Rede hinweg, und an deren Stelle treten Fehler und kindische Schnirkel, die für Reize verkauft werden. Da es dir vielleicht Ueberwindung kosten dürfte, mir auf mein Wort zu glauben, so muß ich einen förmlichen Beweis führen. Hier ist das erste beste Lied, das mir in die Hände fällt. Es ist von der Composition eines unsrer größten Meister, des unsterblichen Händel: und zwar nicht etwa ein jugendlicher Versuch, ehe sein Geschmack gereift war; nein, er hat es verfertigt, als er schon den Gipfel seines Ruhms erreicht

reicht hatte. Alle Anhänger dieses Künstlers bewundern es, und wirklich ist es auch in seiner Art vortreflich. Ich meine den berühmten Gesang aus dem Nachtrag zum Judas Maccabäus. Unter den vielen Mängeln und Versündigungen gegen die Sprache bemerke ich nur folgende:

1) Den schlecht angebrachten Accent, der auf unbedeutenden Worten, oder auf falschgebrauchten Sylben steht.

2) Das Schleppen, wodurch die Aussprache der Worte und Sylben über ihr natürliches Maas ausgedehnt wird.

3) Daß Stammeln, indem er aus Einer Sylbe mehrere macht.

4) Die Unverständlichkeit, die aus den drey angegebenen Umständen zusammen entsteht.

5) Die Tautologie, oder unnütze Wiederhohlung, endlich

6) der volle Ausbruch der Instrumente, ohne Zweck.

Man gebe einem großen Sänger eine unsrer schönsten Arien, und laße sie ihm in einer Gesellschaft

schaft singen, die sie nicht schon kennt, so wird man finden, daß die Leute von zehn Worten sicher nicht drey verstehn. Daher die Gewohnheit, daß man in Concerten und Opern, in den Händen derer, die dasjenige, was die besten Sänger singen, gern verstehen mögen, Bücher sieht. Nimmt man dagegen einen von diesen schönen, mit Noten überfüllten Gesängen, und liest die Worte desselben ohne die Wiederhohlungen, so findet man die Zahl derselben sehr gering, diese aber mit einem Schwall von Noten überladen. Vielleicht gestehst du mir zu, l. B. daß in den alten Gesängen die Worte die Hauptsache gewesen, daß man dagegen in den neuern, wo sie, so zu sagen, blos als Veranlaßung zur Composition eines Singstücks angesehen werden, sie kaum einiger Aufmerksamkeit würdigt. Ich bin unwandelbar

Dein

zärtlicher Bruder
B. Franklin.

N. S. Noch hätte ich die undeutliche Aussprache unter die Zahl der Fehler gegen die Sprache setzen können, die in den neuen Gesängen für

Schön-

Schönheiten gelten. Allein, da dieses mehr Fehler der Sänger, als der Componisten zu seyn scheint, so habe ich hier, wo ich blos von der Composition sprach, deßelben nicht gedacht. Ein geschmackvoller, das heißt ein modischer Sänger, den ich kenne, läßt alle harten Mitlauter aus, und mildert alle harten Sylben der Wörter, die doch dazu dienen, sie von einander zu unterscheiden. Auf diese Weise hört man blos eine bewundernswürdige Kehle, und versteht das, was gesungen wird, so wenig, als wenn die Arie auf irgend einem Instrumente gespielt würde. Sonst bemühten sich die Tonkünstler, Instrumente zu machen, die die Menschenstimme nachahmten: jetzt thun sie gerade das Gegentheil, indem sie aus der Stimme gern ein bloßes Instrument machen möchten. So verfertigte man die Peruken anfangs zur Nachahmung von schönen natürlichen Haupthaar: nachdem sie aber, zum Theil unter sehr unnatürlichen Formen, allgemein Mode worden waren, so erlebten wirs, die natürlichen Haare so frisirt zu sehn, daß man sie für Perrucken halten möchte.

XLV.

Der Triumph der Künste.

(Eine Ode auf die Stiftung der Königlichen Akademie der Künste zu London, am 1. Januar 1769. *))

Als Zwietracht jüngst ihren tödlichen Athem auf die schönen Reiche der Kunst und Wißenschaft hauchte, neigte der vernachläßigte Genius sein sinkendes Haupt, und erfüllte jedes tonvolle Herz mit Kummer. Apoll beweinte die zerbrochene Leyer; er weinte, als er das traurige Chor seiner geliebten Musen, verbannt, und auf ihren Sitzen Alekto herrschen sah.

Aber siehe! Brittannia trug ihren Jammer vor dem Thron der Güte, wo nie der Schmerz unerhört weinte, nie das gekränkte Verdienst vergebens flehte. Der Monarch vernahm ihre gerechte Bitte; er sah, er fühlte, und er half. Schnell

stimmt

*) Dieses Gedicht ward am Tage der Eröffnung der Societät, bey einem Gastmahle, in Gegenwart vieler Großen des Reichs abgesungen.

stimmt er mit Meisterhand die Saiten, und aus Zwietracht geht Harmonie hervor. So fließt, auf den Wink des Himmels, aus Bösem Gutes; so entstand einst aus dem Chaos die Schöpfung, da Ordnung mit Verwirrung sich vereinte, und streitende Elemente sich verbanden, durch gegenseitige Kraft den großen Plan zu zieren, und die Gottheit des Architekten zu verkünden.

Indeß morgenländische Tyrannen auf ihren trophäenbeladenen Wagen die rothe Fahne des zerstörenden Krieges schwingen, wärmt eine edlere Flamme Georgens Brust; ein schönerer Ehrgeiz erwacht in ihm — einheimisches Verdienst zu pflegen, den verborgenen Saamen des Genies hervorzulocken, den erbitterten Factionen Schweigen zu gebieten, und die sanften Künste des Friedens zu nähren.

Und sieh; von diesem deutungsvollen Tag an verbreitet die Sonne der Wißenschaft einen reinern Strahl: seht, eine glänzendere Reihe von Jahren beginnt, ein neues Augustisches Alter. Die Zeit wird kommen, und schon naht sie, da Englands

Ge-

geschmackvolle Jugend nicht mehr zu Italiens klaßischem Ufer wandern, nicht unter fremden Himmeln mehr umher schweifen wird, Muster zu suchen, die sie beßer in der Heimat findet. Mit Entzücken sieht die prophetische Muse den aufblühenden Ruhm des Vaterlandes; schon sieht sie, Bewunderung im Aug, unsre Titiane, unsre Guido sich erheben, sieht neue Palladios die Jahrbücher zieren, und brittische Raphaele ein künftiges Jahrhundert entzücken.

Unterdeß, ihr Söhne der Kunst, bringt eure Opfer dar, euern Beschützer und König zu ehren. Gebietet der Sculptur, seinen gepriesenen Nahmen in Marmor zu graben, der so lange daure, wie sein Ruhm; gebietet dem magischen Pinsel der Mahlerey, die Gestalten seines geliebten Stammes zu zeichnen, und laßt ihn, so wie er die ganze königliche Linie hindurch fliest, von höherer Wärme und göttlicher Kraft glühen. Kann die stolze Baukunst noch ihrer alten Schöpferkraft sich rühmen, so heißt ihr, ein majestätisches Gebäude aufführen, seiner würdig und eurer; wo Kunst mit Natur und Sinn sich vermähle, Glanz mit Anmuth, Pracht mit Ge-

schmack, wo, zum vollkommenen Bild der Seele des Meisters, Schönheit sich mit Stärke verbinde!

Und o! wenn die Muse es wagen darf, ihren niedrigen Gesang mit dem harmoniereichen Chore zu vermischen, so vergönnt ihr, in euerm fröhlichen Gefolge zu erscheinen, und willig, wenn gleich arm, aufrichtig, wenn gleich roh, den König zu preisen, den ihr Herz sich erwählt hat, und den Künsten, die sie liebt, diesen Tribut zu zollen!

XLVI.

XLVI.

Papier.

Ein witziger Kopf zu Olims Zeiten (dergleichen gab es damahls) deren Winke bedeutend, deren Allegorien voll Sinn waren, nannte, das ganze Menschengeschlecht durch Einen kühnen Zug zu zeichnen, jede Kinderseele ein reines, weisses Papier, worauf, je nachdem die erwachende Vernunft sich Lebensregeln wähle, die schöne Tugend ihr Siegel, oder das Laster einen Makel drücke.

Der Gedanke war glücklich, wahr und paßend; mich dünkt ein Genie könne ihn weiter verfolgen. Ich — wird man mir meine Vermeßenheit verzeihen? — ich, kein witziger Kopf, kein Genie, will es gleichwohl versuchen.

Die mancherley Arten Papier dienen zu mancherley Gebrauch; für die Bedürfniße der Mode, der Pracht und des Nutzens. Eben so mancherley sind die Menschenarten, und, irr' ich mich nicht, so stellt jede Sorte Papier irgend eine Menschenklaße vor.

Seht dort den Stutzer — halb Flittern, halb Puder — funkelnd wie ein Toilettendöschen ist sein Zimmer. Er gleicht dem Schuldschein, den man bey Seite legt, und sorgfältig vor fremden Händen im Schreibtisch verwahrt.

Handwerker, Bedienten, Taglöhner und so weiter sind Conceptpapier, von wohlfeilern Preis, weniger geschätzt, wenn gleich nützlicher, für den Arbeitstisch bestimmt, im jeden Nothfall bey der Hand, und zugänglich für jede Feder.

Der Filz, der gierig zusammenscharrt und schabt, und maust und betrügt und vor Hunger stirbt, um lachende Erben zu bereichern, ist grobes Packpapier, dergleichen die Krämer um Waaren wickeln, die beßere Leute brauchen werden.

Und womit vergleichen wir sein Gegenbild, den Verschwender, der in einem Kreis von Lustbarkeiten Gesundheit, guten Nahmen und Vermögen vergeudet? Wird auch für ihn eine Sorte sich finden? O gewiß; er ist ein Pariser Assignat.

Der verwirrte Kopf des politischen Kannengießers sieht auf dieser Seite durchaus Recht, auf jener durchaus Unrecht; Widerspruch macht ihn rasend, Beyfall närrisch; sein schwacher Verstand glaubt jedes Mährchen, das seinen Vorurtheilen schmeichelt: wird sein Client geschlagen, so prophezeiht er ihm Siege. Dieser Tropf gleicht jener Sorte Papier, die zum Zeichen eine Narrenkappe hat.

Der Hitzkopf, deßen Blut immer siedet, mit dem ihr Händel kriegt, wenn ihr ihm einen Fingerbreit zu nahe kommt, der keine Bewegung, keinen Wink, keinen Blick ertragen kann — wem gleicht dieser? wem? dem Seidenpapier. *)

Was sind unsre Dichter, durch die Bank, gut, schlecht, reich, arm, gelesen oder ungelesen? Sie und ihre Werke gehören am Ende in Eine Klaße — in das Makulatur.

*) Eine Art sehr feines, und dünnes Papier, das bey jeder nicht äußerst behutsamen Betastung zerknillt wird oder zerreißt.

Seht dort das sanfte, unschuldige Mädchen, sie ist schönes weißes Papier, ein unbeflecktes Blatt, worauf der glückliche Mann, den das Schicksal begünstigt, seinen Nahmen schreiben, und die er für seine Bemühung nehmen kann.

Ein Beyspiel noch erlaubt mir, ein einziges nur, und ich schließe. Wem gleicht der große Mann, der Kleinigkeiten verschmäht, deßen Gedanken, deßen Handlungen, deßen Grundsätze sein Eigenthum und allein nach den Gefühlen seines Herzens gebildet sind? der reinsten, besten, köstlichsten Sorte von allen, dem wahren, ächten Royalpapier!

XLVII.

Bruchstücke.

(1.)

Ueber Neuerungen in der englischen Sprache und im Druck.

(Aus einem Briefe an Noah Webster d. Jüng. Esq. zu Hartford. *))

— — Die lateinische Sprache, die lange Zeit zum Vehikel diente, wodurch sich unter den verschiedenen Nationen von Europa Kenntniße verbreiteten, wird von Tag zu Tage mehr vernachläßigt; dagegen scheint eine der neuern Sprachen, die französische, in Rücksicht der Allgemeinheit an ihre Stelle getreten zu seyn. Sie wird an allen Höfen Europens gesprochen, und die meisten Gelehrten, selbst diejenigen, die sie nicht sprechen, verstehen doch so viel von ihr, daß sie darinn geschriebene Bücher ohne Mühe lesen können. Dieß verschafft der französi-

*) Verfaßer einer Schrift unter dem Titel: Dissertations on the English Language. 1789. die Franklin zugeeignet ist.

schen Nation beträchtliche Vortheile. Es setzt ihre Schriftsteller in den Stand, bey andern Nationen über wichtige Gegenstände Ideen und Meinungen zu verbreiten und einzuschärfen, wie sie ihrem Interesse am zuträglichsten sind, oder die durch Beförderung des gemeinschaftlichen Interesse der Menschheit, den Ruhm ihres Volks vergrößern. Vielleicht verdankt Voltaire's Abhandlung über die Toleranz ihre schnelle und große Wirkung auf Andächteley, die sie fast ganz aus Europa verscheuchte, größtentheils dem Umstand, daß sie französisch geschrieben ist. Die allgemeine Bekanntschaft der französischen Sprache hat auch einen sehr vortheilhaften Einfluß auf einen wichtigen Handelszweig, den Buchhandel: denn wie bekannt nimmt hier der Gewinn in ungleich größerm Verhältniß zu, wenn man von Einer Auflage eine größere Anzahl Exemplare absetzt, als wenn man in einer irgend andern Art von Manufaktur eine größere Menge von Stücken verfertigen kann. Gegenwärtig ist in ganz Europa keine Hauptstadt ohne einen französischen Buchladen, der mit Paris in Verkehr steht. Unsere englische Sprache gibt gute Hoffnung, die zweyte Stelle zu erhalten. Die große Anzahl vor-

treff-

trefflicher gedruckter Predigten im Englischen, und der Geist der Freyheit, der in unsern politischen Schriften herrscht, hat eine Menge Geistlicher von verschiedenen Sekten und Nationen, so wie Männer, die mit Staatsangelegenheiten zu thun haben, veranlaßt, sie wenigstens so weit, als zum Lesen eines Buchs nöthig ist, zu erlernen. Gewiß würde das Studium derselben noch weit allgemeiner werden, wenn wir uns Mühe gäben, ihre Ausbreitung zu erleichtern. Wer einen Theil seiner Zeit auf die Erlernung einer neuen Sprache verwendete, hat sicher oft bemerkt, daß, so lange seine Kenntniß derselben noch sehr unvollkommen war, kleine Schwierigkeiten seine Fortschritte eben so aufhielten, als große. Ein schlecht gedrucktes Buch, z. B. oder eine etwas undeutliche Aussprache kann allein einen Satz unverständlich machen, den man bey einem leserlichen Druck oder aus dem Munde eines deutlichen Sprechers sogleich gefaßt hätte. Wollen wir daher den Vortheil genießen, unsere Sprache allgemeiner bekannt zu sehn, so müßen wir uns bemühen, alle auch noch so kleine Schwierigkeiten hinwegzuräumen, die von Erlernung derselben abschrecken können. Zu meinem Verdruß aber bemer-

ke ich, daß diese Schwierigkeiten, die letztern Jahre über nicht vermindert, sondern vermehrt worden sind.

Betrachtet man die englischen Bücher, die zwischen der Wiederherstellung und der Thronbesteigung Georgs des Zweyten gedruckt worden, so sieht man alle Nennwörter mit großen Buchstaben gedruckt, worinn wir unsrer Stammsprache, der Deutschen, nachahmten. Dieß war besonders für Personen, welche die englische Sprache nicht vollkommen verstanden, eine große Erleichterung, da eine so erstaunende Menge von unsren Wörtern Substantiva und Verba zugleich sind, und auf dieselbe Art geschrieben, wenn gleich in der Aussprache oft verschieden accentuirt werden. Diese Gewohnheit ist in den letztern Jahren durch eine Grille der Druscker ganz bey Seite gelegt worden, weil man sich einbildete, die Unterdrückung der Anfangsbuchstaben gebe der Schrift ein vortheilhafteres Ansehen, sie nehme sich ohne dieselben beßer aus, indem diese Buchstaben, die über die Zeile heraufgehen, die Gleichheit und das Ebenmaas störten. Die Wirkung dieser Veränderung ist so beträchtlich, daß ein

französischer Gelehrter, der, ohne unsre Sprache vollkommen zu verstehen, doch englische Schriften lesen konnte, in einer Unterhaltung, die ich mit ihm über unsere Schriftsteller hatte, die größere Dunkelheit, die er in unsern neuern Büchern, in Vergleichung mit denen aus der oben erwähnten Periode fand, einer Veränderung des Styls unserer Autoren ins Schlimmere zuschrieb. Aus diesem Irthum zog ich ihn dadurch, daß ich in einem Satz, den er nicht verstand, jedes Nennwort mit einem großen Buchstaben andeutete, worauf er sogleich den Sinn faßte. Beweis genug für den Nachtheil dieser angeblichen Verbeßerung!

Aus derselben Vorliebe für ein gleiches und einförmiges Aussehn der Schriftzeilen, haben die Drucker seit einiger Zeit auch die Cursivschrift *) verkannt, aus der man sonst vorzüglich bedeutende Wor-

*) Venetica, Italique, Italic types, von ihrem Erfinder Aldus Manutius in Venedig. Im Deutschen braucht man statt dieser schrägliegenden Schrift die sogenannte Schwabacher, doch wird es immer gewöhnlicher an deren statt die Buchstaben durch größere Spatien zu trennen. Auch dieß ist ein Gebrauch, wobey man Deutlichkeit der Schönheit aufopfert. D. Ue.

Worte, und solche, auf die beym Lesen der Ton gesetzt werden sollte, zu drucken pflegte. Eine andre Grille der Drucker verleitet sie seit kurzem, kleine runde s statt der langen ſ zu brauchen, die sonst den guten Dienst leisteten, daß man ein Wort leicht durch sein verschiedenes Aussehn unterschied. Freylich haben nun die Zeilen, ohne diesen hervorragenden Buchstaben, mehr Ebenmaas, man hat aber zugleich das Lesen erschwert; so wie das Gleichmachen aller Nasen den Gesichtern der Menschen mehr Sanftheit und Aehnlichkeit geben, gewiß aber auch die Unterscheidung ihrer Physiognomien erschweren würde. Zu allen diesen Verbeßerungen rückwärts gehört auch die neue Grille, daß ein grauer Druck schöner sey, als ein schwarzer. Die neuen englischen Bücher sind daher so blas gedruckt, daß alte Augen sie ohne helles Licht und gute Brillen nur mit Mühe lesen können. Wer einen Band von Gentlemans Magazine aus den Jahren 1730 bis 1740 mit einem aus den letzten zehn Jahren vergleichen will, der kann sich durch den Augenschein belehren, wie ungleich deutlicher ein schwarzer Druck ist, als ein grauer. Lord Chesterfield rügte diese Neuerung sehr gut an Faulkener, den

Dru-

Drucker des Journals von Dublin, der sein Blatt lächerlicher Weise als das vollkommenste in der Welt anprieß. „Aber, Mr. Faulkener, sagte „der Lord, glauben Sie nicht, Ihr Blatt würde „sich noch schöner ausnehmen, wenn die Farben „von Druck und Papier etwas verschiedener wären?“ — Aus allen diesen Gründen muß ich daher wünschen, daß unsre Drucker in Amerika in ihren Ausgaben sich dieser eingebildeten Verbeßerungen enthalten, und dadurch gewiß zum großen Vortheil unsers Buchhandels, den Ausländern in Europa ihre Werke angenehmer machen mögen.

Um sich von den Vortheilen eines deutlichen und distinkten Drucks noch mehr zu überzeugen, betrachte man nur, was für gute Dienste er beym lauten Vorlesen thut. Hier muß das Auge nothwendig drey oder vier Worte vor der Stimme voraushaben. Unterscheidet das Gesicht nun die kommenden Worte leicht und deutlich, so hat man Zeit, den Ton der Stimme für den richtigen Ausdruck derselben zu finden. Sind sie aber undeutlich gedruckt, oder durch die Weglaßung der langen ſ, der großen Buchstaben u. dgl. verdunkelt, so wird

der Leser oft einen falschen Ton greifen, und wenn er seinen Irrthum inne wird, so muß er zurückgehn, und den Satz von neuem anfangen, was das Vergnügen des Zuhörers sehr schwächt. Dieß erinnert mich auch an einen alten Fehler in unserer Art zu drucken. Man weiß, daß wenn man beym Lesen auf eine Frage stößt, die Stimme auf eine besondere Weise gebogen werden muß. Man hat daher, um dieses anzudeuten, ein eigenes Zeichen eingeführt, das bey jeder Frage gesetzt wird. Auf eine höchst widersinnige Art geschieht dieß erst am Ende derselben, so daß der Leser das Fragzeichen erst dann sieht, wenn er merkt, daß er einen falschen Ton gebraucht hat, und folglich den Satz wieder von vorn anfangen muß. Dieß zu verhüthen setzen die spanischen Drucker sehr vernünftig das Zeichen sowohl zu Anfang, als an das Ende der Frage. *) Einen ähnlichen Fehler bemerkt man in

*) Schon vor mehrern Jahren machte ein berühmter deutscher Schriftsteller, Hr. Bertuch in Weimar, den Versuch, diese Verbeßerung auch bey uns einzuführen: allein diese nützliche Neuerung hatte nicht das Glück so mancher entbehrlichen, selbst schädlichen, Eingang

in unsern gedruckten Schauspielen, wo oft Reden vorkommen, die bey Seite gesprochen werden sollen. Auch dieses bey Seite wird an das Ende der Rede gesetzt, da es doch als ein Wink für den Leser, die Stimme danach abzumeßen, vorangehn sollte. Die Gewohnheit unserer Frauenzimmer, zu fünfen und sechsen zu kleinen Arbeitspartien zusammen zu kommen, wobey jede sich auf eine nützliche Weise beschäftigt, indeß eine den übrigen vorliest, ist an sich so rühmlich, daß es wohl der Aufmerksamkeit der Schriftsteller und Drucker werth ist, sie den Lesern und Zuhörern so leicht und angenehm, als nur möglich, zu machen. — — —

gang und Nachahmer zu finden. Außer der phlegmatischen Gleichgültigkeit der meisten deutschen Schriftsteller gegen ihr Hauptwerkzeug, die Sprache, mag der Grund der Vernachläßigung jenes Vorschlags auch wohl darinn liegen, daß in Deutschland so wenig laut gelesen und vorgelesen wird, und man also das Bedürfniß dieser Verbeßerung nicht sehr dringend fühlte. D. Ue.

(2.)

Ueber das Matrosenpreßen.

(Abschrift eigenhändiger Noten von Franklin am Rande eines Exemplars von Fosters berühmter Vertheidigung des Preßens der Seeleute.)

„Jeder einzelne Bürger des Staats ist verbunden, für das Ganze u. s w.“ — Der Schluß von dem Ganzen auf einen Theil scheint hier nicht von der besten Logik zu seyn. Wenn das Alphabet sagte: „Laßt uns alle für die Vertheidigung des Ganzen fechten!“ so träfe es alle gleich, und könnte für gerecht gelten. Allein wenn es sagte: „Laßt uns A. B. C. und D. hinschicken und für uns fechten, indeß wir zu Hause bleiben und auf heiler Haut schlafen;“ so wäre das eine Verletzung der Gleichheit und folglich ungerecht.

„Der Staat braucht die Matrosen u. s. w.“ Um Vergebung! Der Ausdruck jemand brauchen heißt so viel: Jemand durch Anbieten eines Lohns, der hinreichend ist, ihn meinen Dienst dem Dienste anderer vorziehn zu laßen,

zu bewegen, daß er für mich arbeite. Ganz etwas anders aber ist es, einen zwingen, auf mir beliebige Bedingungen für mich zu arbeiten.

„Ob sie einem Kaufmann dienen, oder vom Staate gebraucht werden u. s. w.“ Ganz falsch. Jenem dienen, und von diesem sich brauchen laßen, sind zwey höchst verschiedene Dinge. Unter dem Kaufmann geht der Matrose in einem unbewaffneten Schiffe zur See, ohne Verbindlichkeit zu fechten, blos um Waaren zu verführen. Im Dienste des Königs dagegen ist er verbunden zu fechten, und sich allen Gefahren einer Schlacht auszusetzen. Auf Kriegsschiffen sind ferner Krankheiten viel häufiger und gefährlicher. Den Dienst des Kaufmans kann er überdieß am Ende der Reise verlaßen: nicht so den Dienst des Königs. Auch gibt der Kaufmann ungleich höhern Sold.

„Ich sehe wohl ein u. s. w.“ — Hier werden zwey Dinge in Vergleichung gesetzt, die keine Vergleichung zulaßen: nehmlich der Schade, den der Matrose leidet, und der Nachtheil, den der

Handel leiden kann. Der Schade des ganzen Handels einer Nation, kann keine Ungerechtigkeit, selbst nicht gegen einen einzigen Matrosen rechtfertigen. Leidet der Handel ohne seinen Dienst, so kann er und sollte er ihm einen Sold anbieten, der ihn freywillig bewöge, für die Vertheidigung deßelben zu fechten.

„Privatnachtheile müßen mit Geduld ertragen werden, um ein Nationalunglück zu verhüthen.“ — In welchem Gesetz, in welcher gesunden Politik ist diese Maxime gegründet? Wie kann etwas eine Maxime seyn, das dem gesunden Menschenverstand widerstreitet? Hieße es: „Privatnachtheile, die ein Nationalunglück verhüthen, müßen großmüthig von der Nation vergütet werden“, so wüßte man doch, was es heißen sollte: aber daß solche Privatnachtheile allein mit Geduld ertragen werden sollen, das ist widersinnig!

„Ich kann mich nicht überzeugen.“ — Wenn dieser Verfaßer von dem Preßen der Seeleute spricht, so verringert er die dabey vorfallenden Abscheu-

scheulichkeiten so viel möglich, und schildert uns blos Einen Matrosen, der, wie er sich zärtlich ausdrückt, nur eine Ungemächlichkeit, und auch diese nur in einigen „besondern Fällen", leide; und diesem Privatnachtheil setzt er den Schaden des Handels vom ganzen Königreich entgegen. Wenn nun aber, wie dieser Fall häufig genug eintritt, der Matrose, der gepreßt und gezwungen wird, zur Vertheidigung des Handels zu fechten, den Monath für fünf und zwanzig Schillinge*) dienen muß, da er von dem Kaufmann drey Pfund funfzehn Schillinge hätte bekommen können, so raubt ihr ihm ja monathlich funfzig Schilling, und wenn ihr deren hunderttausend im Dienst habt, so raubt ihr dieser ehrlichen, fleißigen Volksklaße und ihren armen Familien monathlich 250,000 Pf. St. oder jährlich drey Millionen, und zwingt sie zugleich, ihr Leben für euern Handel zu wagen, zu deßen Vertheidigung doch sicherlich alle ohne Ausnahme, nach dem Verhältniß des Vortheils, den sie von demselben haben, (und so auch nur der Matrose) beytragen sollten.

*) Das Pfund Sterling hat zwanzig Schillinge, deren einer ohngefehr 8 Groschen gilt.

Diese drey Millionen sind nun aber an sich schon mehr, als auf ihren Theil kommen würde, auch wenn sie nicht mit ihrer Haut bezahlten. Zwingt ihr sie aber hierzu, so solltet ihr sie wenigstens von jenem freysprechen.

Allein, hör ich mir einwenden, sollten die Matrosen im Dienst des Königs Kaufmannssold bekommen, so würde dieß der Nation zu schwer fallen, und neue Auflagen nöthig machen. Die Frage wäre folglich diese: „Ist es gerecht, daß in einem Staate der reichere Theil die Befugniß hat, den ärmern zu zwingen, zu Vertheidigung seiner und seines Eigenthums für einen ihm beliebigen Lohn zu fechten, und ihn zu strafen, wenn er sich deßen weigert?“ — Unser Autor versichert, dieß sey gesetzmäßig. Ich verstehe nicht genug von den Rechten, um seine Autoritäten zu bestreiten, unmöglich aber kann ich mich überreden, daß es billig sey. Gleichwohl will ich vor der Hand die Gesetzmäßigkeit im wirklichen Nothfall einräumen: nur behaupte ich sodann, man könne durch diese Gewohnheit denselben guten Zweck — die öffentliche Sicherheit — erreichen,

ohne

ohne so viel himmelschreyendes Unrecht zu begehen, als mit der jetzt gewöhnlichen Art des Matrosenpreßens verbunden ist.

Um mich beßer verständlich zu machen, will ich zwey Punkte voraussetzen. Erstlich: es würde gewiß nicht an freywilligen Seeleuten für den Dienst fehlen, wenn man sie hinlänglich bezahlte. Zum Beweis dient, daß ihr nicht nöthig habt, Capitains, Lieutenants, Unterlieutenants, Midshipmen, Zahlmeister u. d. gl. zu preßen, um auf demselben Schiffe zu dienen, und dieselben Gefahren zu laufen, wie der gemeine Matrose. Woher kömmt dieß sonst, als weil die einträglichen Stellen oder die erwarteten Vortheile hinlängliche Lockungen sind? Es kömmt also nur darauf an, durch Pressen Geld zu schaffen, das hinreichend ist, die gemeinen Matrosen eben so gut als ihre Offizire zu Freywilligen zu machen, und zwar ohne dem Handel eine neue Last aufzubürden. Meine zweyte Voraussetzung ist: da fünf und zwanzig Schillinge für den Monath, mit einer Portion Pökelfleisch, Speck und Erbspudding, als hinreichend für den Unterhalt eines Matrosen, der so schwere Arbeiten ver-

richten muß, gelten; so werden sie es sicher auch für einen sitzenden Gelehrten, Geistlichen, Cavalier u. s. w. seyn.

Nun zur Sache! Mein Vorschlag geht dahin, eine Kaße zu errichten, aus der die Summen zur Unterstützung der Matrosen genommen werden könnten. Diese Kaße zu füllen, würde ich eine Anzahl Civilbeamten preßen, die gegenwärtig starke Besoldungen ziehn, und sie zwingen, ihre respectiven Aemter monathlich für fünf und zwanzig Schillinge und eine bestimmte Quantität Speisen zu verwalten; den Rest ihrer Besoldung würde ich in die Matrosenkaße werfen. Erhielt ich die Vollziehung einer solchen Preßvollmacht, so wäre der erste, den ich preßte, ein Recorder von Bristol, oder ein Herr Richter Foster, weil ich vielleicht ihr erbauliches Beyspiel nöthig haben könnte, zu zeigen, wie viel Preßzwang ertragen werden müße; denn sicher würde er finden, daß ob es gleich ein „Privatnachtheil“ seyn mag, den Monath auf fünf und zwanzig Schillinge gesetzt zu werden, dieser doch, seiner Maxime von Recht, Gesetz und guter Politik gemäß „mit Geduld ertra-

gen

gen werden müße“ um ein Nationalunglück zu verhüthen. Dann würde ich die übrigen Richter, und nach Anleitung des rothen Buchs jeden bürgerlichen Staaatsbedienten von funfzig bis funfzig tausend Pfund jährlichen Gehalts preßen, wodurch eine unermeßliche Summe in unsre Kaße kommen müßte, ohne daß diese Herren Ursache hätten, sich zu beschweren. Sie bekämen ja den Monath fünf und zwanzig Schillinge nebst ihrer Ration, und zwar ohne daß sie dafür zu fechten brauchten. Am Ende, glaub ich, preßte ich selbst den *.**

(3.)

Ueber den Verfolgungsgeist; Vergleichung des Zustandes der Duldung in Alt- und Neu-England. *)

Gehn wir in der Geschichte der jetzt bestehenden christlichen Sekten zurück bis zu ihrem Ursprung, so finden wir nur wenige darunter, die nicht abwech-

*) Dieser Aufsatz ward 1772. in London geschrieben.

selnd Verfolger und Verfolgte gewesen wären. Die ersten Christen hielten die Verfolgungen, die sie von den Heiden erduldeten, für äußerst ungerecht, übten sie aber gegen einander selbst aus. Die ersten Protestanten der englischen Kirche tadelten die Intoleranz der römischen Kirche, waren aber selbst gegen die Puritaner intolerant. Diese warfen der bischöfflichen Kirche ihren Verfolgungsgeist vor, fielen aber sowohl in England als in Amerika in denselben Fehler. Man wird dieß leicht begreifen, wenn man sich erinnert, daß die Lehre der Duldung damahls noch nicht bekannt war, oder doch erst unmerkliche Fortschritte gemacht hatte. Der Verfolgungsgeist war also nicht sowohl ein Fehler der Sekten, als der Zeiten: er galt an sich nicht für etwas Böses. Die herrschende Meinung war blos, die Irrenden sollten die Wahrheit nicht verfolgen, wohl aber wären die Bekenner der Wahrheit befugt, den Irrthum zu verfolgen, um ihn zu vertilgen Nun glaubte aber jede Sekte, sie sey allein im Besitz aller Wahrheit, und jeder Satz, der von den ihrigen abweiche, sey Irrthum. Sie wähnte daher, Verfolgung, wenn sie in ihrer Macht stehe, sey eine Pflicht, welche Gott, der

ihrer Meinung nach durch Ketzereyen beleidigt ward, von ihr fordere. Nach und nach kamen in der Christenheit billigere und gemäßigtere Gesinnungen in Aufnahme, vorzüglich verwerfen die Protestanten durchaus alle Verfolgung; keiner vertheidigt sie, und nur wenige üben sie aus. Wir sollten also aufhören, einander die Fehler unsrer Väter vorzurücken, und den jetzigen Charakter der Sekten oder Kirchen blos nach ihrem jetzigen Betragen beurtheilen. *)

Man beschuldigt die Dissenter in Amerika der Intoleranz; laßt uns sehn, mit welchem Rechte? — Sie kamen aus England, auf eigne Kosten ein neues Land anzubauen, in dem sie, nach ihrer eig-

nen

*) So einleuchtend die Religionsduldung dem gesunden Menschenverstand scheint, so war sie doch nicht die Frucht der Vernunft, sondern des Handels. Schon längst sahen die Portugiesen ein, wie sehr die Duldung zur Beförderung des Handels beytrage: sie waren aber zu eifrige Katholiken, um diese kühne Maasregel in Portugall zu wagen. Nur in Goa ward sie verstattet, und die Inquisition in dieser Stadt blos auf Römisch-katholische eingeschränkt. S. Lord Kaims's Sketchies of the History of Men. Vol. II. p. 474.

nen Weise, freye Religionsübung genießen könnten. Nachdem sie das Land von den Eingebornen im Ganzen gekauft hatten, so vertheilten sie es in Dörfer, verlangten weder Kaufgeld noch Erbzinns dafür, sondern machten blos die Bedingung, daß die freyen Eigenthümer (Frecholders) einen Prediger (natürlich meinten sie einen der herrschenden Sekte) und eine Freyschule im jeden Dorfe unterhalten sollten: und so ward der Presbyterianismus die herrschende Landesreligion. Im Anfang ging alles gut, da durchaus einerley Denkungsart in der Religion herrschte; der Unterhalt des Predigers und der Schule ward durch eine verhältnißmäßige Taxe auf Ländereyen aufgebracht. In der Folge aber, da mehrere Quaker *), Wiedertäufer und Dissenter durch

*) In Neu-England gab es bis 1656. d. i. ohngefehr sechs und dreyßig Jahre nach der Gründung der Kolonie Niemand, der sich öffentlich zur Lehre der Quaker bekannt hätte. Erst um gemeldetes Jahr kamen Mary Fisher und Anna Austin aus Barbados und kurz darauf mehrere aus London an. Ihre Predigten fanden Eingang. Die Provinzialregierung, die die Kolonie von ihnen zu reinigen wünschte, schickte diejenigen, die ihr bekannt wurden, fort, und suchte die Niederlaßung neuer zu verhüthen. Man führte zu diesem Zweck Geldstrafen, Landesverweisung, Gefängniß-

Leibes-

durch die Bemühungen einer bischöflichen Missionen zur englischen Kirche zurückkehrten, so weigerte man sich hie und da, eine Abgabe zum Unterhalt einer Kirche zu bezahlen, mit der man nicht gleich denke, und die man verlaßen habe. Die Obrigkeit fuhr indeß fort, die Abgabe, vermöge der Grundgesetze, die ihre Gültigkeit nicht verloren hatten, zu erheben und zu verwenden. Sie that dieß desto unbedenklicher, da sie für recht und billig hielt, daß die Landeigenthümer dasjenige bezahlten, was bey der Verleihung zur einzigen Bedingung gemacht worden war, was alle nachherigen Käufer als eine auf den Grundstücken haftende Verbindlichkeit betrachtet und derentwegen sie eine verhältnißmäßig geringere Summe dafür bezahlt hatten — eine Abgabe also, der sich, wie man meynte, kein rechtlicher Mann unter dem Vorwand, seine Religionsüberzeugung geändert zu haben, entziehen könne.

(Dieß

Leibesstrafen und Cautionen ein: alles das aber half so wenig, daß endlich ein Gesetz gegeben ward, welches jeden, der nach der Landesverweisung zurückkehren würde, zum Tode verdammte. Wirklich henkte man auch einige. S. History of the British dominions. 1774. 4. p. 118. sq.

(Dieß ist auch wohl einer der besten Gründe, aus dem man in England von den Dißentern den Zehnten fordern kann.) Da aber die Bischöffe wider dieses Verfahren, als eine Verfolgung schrieen, so machte die gesetzgebende Gewalt der Provinz Massachusets eine Verordnung, vermöge deren die Abgabe zwar, nach wie vor, bezahlt, der Antheil der Glieder der englischen Kirche aber an die Prediger ihrer eigenen Gemeinde abgegeben werden sollte.

Die Gesetzgeber erwogen, wie es scheint, den wahren Zweck der Abgabe, nehmlich die Sicherung und Verbeßerung der Sittlichkeit des Volks und die Beförderung ihrer Glückseligkeit durch die Erhaltung des öffentlichen Gottesdienstes und der Predigt des Evangeliums. Sie glaubten, daß wenn eine besondere Gemeinde sich eine besondere Art des Gottesdienstes ersänne, diese ihr wohl am angemeßensten seyn dürfte, und daß, wenn nur das Gute geschehe, es so ziemlich gleichgültig sey, wie und durch wen es geschehe. — —

Die Dißenter in Amerika könnten es freylich nicht gern sehen, wenn sich ein Stand (der Orden

der

der Bischöffe) unter ihnen festsetzte, deßen Verfolgungen zu entgehen, ihre Väter einst in diese Wildniß flohen, und von deren Herrschsucht sie in der Zukunft allerdings zu fürchten haben, da ihnen ganz unbekannt ist, daß ihr Geist sich verändert habe. Indeß würden sie es nicht hindern können, wenn die englische Regierung einen Geistlichen in dieser Qualität dahin schicken wollte. Diese vermeidet aber sehr weise die Einführung der Bischöffe in Gegenden, wo die Gemüther des Volks noch nicht genug vorbereitet sind, sie gutwillig anzunehmen, und wo folglich die öffentliche Ruhe gefährdet werden könnte.

Nun laßt uns sehn, wie die Intoleranz-Rechnung der beyden Parteyen steht. In Neu-England, wo unter den gesetzgebenden Collegien fast kein einziges Mitglied der bischöfflichen Kirche ist, gibt es 1) keinen Eid, der die Geistlichen dieser Kirche hindert, ihr Amt zu verwalten 2) genießen die Söhne derselben das völlige Universitäts-Benefiz 3) werden die Auflagen zur Erhaltung des öffentlichen Gottesdienstes, in so fern sie von Gliedern der englischen Kirche bezahlt werden, an die

Geist-

Geistlichen derselben abgegeben. In Alt-England hingegen sind 1) die Dißenter von allen einträglichen und Ehrenämtern ausgeschloßen. 2) Erhalten die Benefizien auf Universitäten nur Söhne der bischöflichen Geistlichkeit. 3) Bekömmt die Geistlichkeit der Dißenter nichts von den Zehnten, die ihre Glaubensgenoßen bezahlen, sondern diese haben noch besonders die Last, ihren Gottesdienst unterhalten zu müßen.

Auch sind es keinesweges die Dißenter allein, die sich in Amerika der Einführung der Bischöffe widersetzen: die Laien überhaupt, und selbst einige Geistliche der englischen Kirche sind dagegen. Die Einwohner von Virginien sind fast alle bischöflich: die Kirche ist dort völlig eingeführt, das Conseil und die Aßembly sind vielleicht ohne Ausnahme Mitglieder derselben; gleichwohl äußerte letztere, als ohnlängst bey einer Synode der Geistlichkeit beschloßen worden war, um einen Bischoff anzuhalten, bey ihrer nächsten Zusammenkunft ihre Unzufriedenheit hierüber auf die nachdrücklichste Weise, und votirte einstimmig eine Dankaddreße von Seiten des Hauses an diejenigen Geistlichen, welche gegen jenen Beschluß protestirt hatten.

Zu-

Zuverläßig würden die Dißenter diesem Projekt weniger Hinderniße in den Weg legen, wenn es den Bischöffen in England nach ihrer Weisheit und Güte gefallen sollte, ihren heiligen Charakter dadurch in ein milderes Licht zu setzen, daß sie ihrem Widerspruch gegen das Ansuchen der Dißenter, von der Unterzeichnung der 39 Artikel befreyt zu werden, entsagten, und wenn sie zugäben, daß die Dißenter zu Aemtern im Staate gelangen, an den Benefizien auf Universitäten Theil nehmen könnten, und das Privilegium erhielten, daß die Zehnten von ihren Gütern, auf den Unterhalt ihrer eignen Geistlichkeit verwendet würden. In allen diesen Punkten der Duldung scheinen sie aber den jetzigen Dißentern von Neu-England noch weit nachzustehn. Vielleicht glauben einige, die Nachahmung des Beyspiels dieser Niedrigern sey unter der Würde der Bischöffe: indeß zweifle ich nicht, daß sie diesen Schritt über lang oder kurz thun werden, da einer wahren christlichen Demuth keine gutthätige Handlung zu schwer fallen kann. — —

(4.)

Ueber den Anbau und die Beförderung des Wohlstandes ferner Länder. *)

Brittannien soll ursprünglich nichts als Schlehen hervorgebracht haben. Welche unbeschreiblichen Vortheile hat es aber nicht durch die Früchte, Saamen, Wurzeln, Kräuter, Thiere und Künste anderer Länder erhalten! Durch sie sind wir eine reiche und mächtige Nation geworden, die einen Ueberfluß an nützlichen Dingen aller Art besitzt. Erwächßt uns hieraus nicht eine Pflicht gegen andere Länder, die sich noch jetzt in unserm ehemaligen Zustande befinden? Brittannien ist jetzt die größte Seemacht in der Welt. Es hat unzählige Schiffe, die vermöge ihrer Gestalt, Größe und Festigkeit im Stande sind, alle Meere zu befahren.

Sei-

*) Aus einem von Franklin und Alex. Dalrymple gemeinschaftlich entworfenen Plane einer Reise auf Unterzeichnung, um allerley Bequemlichkeiten des Lebens, als Geflügel, Rindvieh, Ziegen, Getreide, Eisen u. s. w. in entfernte Gegenden, wo sie noch mangeln, zu bringen, und von daher solche Produkte einzuführen, die in England mit Vortheil angebaut werden könnten u. s. w.

Seine Matrosen sind kühn, geschickt und stark, zu Erforschung der fernsten Gegenden aufgelegt, und bereit, mit Verachtung der größten Gefahren, Reisen nach unbekanten Ländern zu thun. Die Bewohner dieser Länder, unsre Brüder, haben blos Nachen, und können, da ihnen das Eisen unbekannt ist, keine Schiffe bauen; verstehen wenig von der Astronomie und kennen den Compaß nicht. Sie können daher nicht zu uns kommen, noch einen unserer Vortheile erlangen. Verbinden diese Umstände uns nicht zu gewißen Pflichten gegen sie? Scheint die Vorsehung uns durch diese ausgezeichnete Begünstigung nicht aufzufordern, etwas für das gemeinsame Interesse der Menschheit zu thun? Sollten diejenigen, die es für Schuldigkeit halten, den Himmel täglich um Brod und andere Güter des Lebens zu bitten, sich nicht auch für verbunden achten, diese Güter, wenn sie dieselben erhalten haben, weiter zu verbreiten, und durch das einzige Mittel, das in ihrer Gewalt ist — die Beförderung der Glückseligkeit seiner übrigen Kinder — ihre Dankbarkeit gegen den großen Wohlthäter an den Tag zu legen?

Von der Ceres sagt man, sie habe viele Länder durchreist, den Einwohnern den Gebrauch des Korns und die Kunst zu lehren, es zu bauen. Wegen dieser einzigen Wohlthat erhielt sie von den dankbaren Völkern göttliche Verehrung. Welch ungleich größern Ruhm könnten die Engländer verdienen, wenn sie nicht allein die Kenntniß und den Gebrauch des Getreides, sondern auch alle andere Bequemlichkeiten, welche die Erde erzeugt, und in deren Besitz sie sind, rohen Völkern schenken wollten? Güter unter Alle vertheilen ist ein Göttergeschäft. Schon viele Reisen wurden aus Gewinnsucht, um zu plündern, zu Befriedigung der Rache, theils uns selbst zu nutzen, theils andern zu schaden, unternommen: hier ist der Vorschlag zu einer Reise, entfernte Nationen auf der andern Hälfte des Erdballs aufzusuchen, nicht um sie zu betrügen, zu bestehlen, ihnen ihr Land zu rauben, oder sie selbst zu Sklaven zu machen; sondern blos, ihnen Gutes zu thun, und so weit unsre Kräfte reichen, ihnen ein eben so angenehmes Leben zu verschaffen, als wir selbst führen!

Löblich ist gewiß der Wunsch, daß alle Völker der Erde sich kennen, und wechselsweise ihren Ueberfluß gegen einander austauschen möchten: vorzüglich aber hat eine handelnde Nation Interesse, eine allgemeine Verfeinerung des Menschengeschlechts zu wünschen, weil der Handel mit Völkern, die Künste und Bequemlichkeiten des Lebens haben, viel ausgebreiteter und bedeutender ist, als der mit nakten Wilden. Wir dürfen uns daher von dieser Unternehmung einigen Nutzen sowohl für unser Land, als jene armen Völker versprechen, die, so weit sie auch entfernt sind, doch zu Einer Familie mit uns gehören, und deren Wohlfahrt gewißer Maßen Jeden angeht, der von sich sagen will: „Ich bin ein Mensch, und nichts, was die Menschheit betrift, ist mir fremd.“ — —

(5.)

Politische Rhapsodieen.

Alles, was lebt, braucht Unterhalt, und dieser Unterhalt kostet etwas. Wer arbeitet, bringt durch

seinen Fleiß etwas hervor, was seinem Unterhalt gleich kömmt, und wodurch er ihn bezahlt. So ist er keine Last für die Gesellschaft. Der Unthätige hingegen verursacht eine Ausgabe, die durch nichts ersetzt wird.

Jede Beschäftigung, die verrichtet werden kann, ohne daß es schadet, wenn sie unterbrochen wird; wo man die Arbeit den Tag über mehrmahls in die Hand nehmen und wieder weglegen kann, als Spinnen, Stricken, Weben u. s. w. ist ungemein vortheilhaft, denn durch sie können, so zu sagen, alle Brocken der Zeit gesammelt werden, die in jedem Haushalt zwischen den nothwendigern und anhaltendern Geschäften, womit das weibliche Geschlecht sich abgiebt, nothwendig ausfallen: z. B. die Zeit zwischen dem Aufstehn und der Besorgung des Frühstücks; zwischen diesem und der Beschickung des Mittagseßens u. s. w. Der Betrag aller dieser Brocken macht in jeder Familie im Jahr etwas ansehnliches aus: wie viel mehr für den ganzen Staat! Und deshalb ist es sehr nützlich, jenen göttlichen Wink immer vor Augen zu haben: „Sammlet die Brocken, daß

nichts

nichts umkomme.“ Verlorne Zeit ist verlorne Nahrung, folglich ein verlorner Schatz.

Manche Familie, die sich auf die Benutzung dieser Brocken verstand, verfertigte im Jahre viele Ellen Leinwand: da eine andere eben so zahlreiche, welche dieselben vernachläßigte, gleichen Aufwand und weniger Vortheil hatte.

Vortreflich ist daher der Gedanke jenes Kaisers von China: „Wo möglich werde ich keinen „Müßiggänger in meinem Gebiete dulden, denn „für jeden Menschen, der müßig geht, muß ein anderer Hunger oder Kälte leiden.“ Ich verstehe nehmlich diese Aeußerung so: wenn die Arbeit, die jedes einzelne Glied dem Staate schuldig ist, von dem Trägen nicht verrichtet wird, so fällt sie natürlich auf die andern, die darunter leiden müßen, zurück. — —

In hoch gelegenen, von der See entfernten Ländern, mit kleinen Flüßen, die nicht Landein sondern auswärts fließen (wie z. B. in der Schweitz) können eine paar schlechte Ernten nach

einander große Noth verursachen, wenn die öffentlichen Magazine nicht gut versorgt und wohl gefüllt sind. Ehedem, wo die Schiffahrt noch nicht so allgemein, die Schiffe minder zahlreich, und die Handelsverbindungen weit unvollkommener waren, litten sogar an der See liegende Länder durch schlechte Ernten Noth. Jetzt aber ist das Verkehr unter mehrern Staaten so erleichtert, daß ein freyer Handel sie sämmtlich zur Genüge versorgt. Nur da, wo eine Regierung so unklug seyn könnte, sich am eingeführten Getreide zu vergreifen, die Ausfuhr deßelben zu verbieten, oder gewiße Verkaufpreise festsetzen zu wollen, könnte die Nation in Gefahr gerathen, Hunger zu leiden, weil die Kaufleute ihre Häfen vermeiden würden. Da hingegen, wo der Handel stets frey und der Kaufmann vollkommen freye Hände hat, wie in Holland, wird es nie an genugsamer Zufuhr fehlen.

Steht das Korn in fremden Ländern in hohem Preise, und nimmt daher die Ausfuhr zu, so entsteht gewöhnlich ein Geschrey, wir würden uns dadurch im Lande selbst eine Hungersnoth zuziehn. Sodann folgt ein Verbot, das sich auf die einge-

bil-

bildete Noth der Armuth gründet. Allerdings sollte man dem Armen, wenn er Noth leidet, helfen; muß man aber deshalb den Landmann, der sein Getreide, wenn es von Ausländern gesucht wird, zu hohen Preis los werden kann, durch ein Ausfuhrverbot zwingen, nicht nur von dem Armen, sondern von jedem, auch dem Reichsten einen niedrigen Preis zu nehmen? Die Pflicht, dem Armen beyzustehn, kömmt dem Reichen zu; durch diese Vorkehrung aber wird die ganze Last dem Landmann aufgebürdet, der, nächst den Armen, auch die Reichen frey halten muß. Diejenigen Armen, die von den Gemeinden ernährt werden, können nicht fodern, daß der Landmann sich aufopfere, und da sie auf alle Fälle Brod bekommen, so kann es ihnen gleich viel seyn, ob es wohlfeil oder theuer ist. Aber auch die Klaße arbeitender Armen, die jetzt vier oder fünf Tage in der Woche arbeiten, haben noch kein Recht sich zu beschweren, und vom Staat Unterstützung zu fordern, wenn gleich das Brod so theuer werden sollte, daß sie nun, wie die zehn Gebote befehlen, sechs Tage lang arbeiten müßten. Im Verhältniß bleiben also in jeder Gegend gewiß nur einige wenige Familien übrig, die

bey

bey Krankheiten, bey einer großen Menge Kinder u. s. w. durch einen hohen Fruchtpreis so gedrückt werden, daß sie auf Unterstützung Anspruch hätten: für diese sollte man aber durch besondere Wohlthaten sorgen, ohne den Vortheil des Landmanns zu beschränken.

Diejenigen, die da besorgen, durch die Ausfuhr des Getreides könne das Land so erschöpft werden, daß wir am Ende selbst verhungern müßten, fürchten etwas, das nie geschah, und nie geschehen kann. Mit gleichem Grund könnten sie bey der Ebbe des Meers fürchten, das Waßer werde ganz verlaufen. Der Kornpreis wird schon, so wie das Waßer, sein richtiges Verhältniß finden. Je mehr wir ausführen, desto theurer wird es bey uns: je mehr sie im Ausland bekommen, desto wohlfeiler wird es dort: so bald die Preise gleich werden, legt sich die Ausfuhr. Da die Witterung in verschiednen Ländern verschieden ist, so kann das Unglück eines Mißwachses nie allgemein seyn. Ständen nur alle Häfen immer offen, und wäre aller Handel frey, so würde jedes an der See liegende Land Brod zu einem Mittelpreis, nach dem Verhältniß sämmtli-

cher

cher Ernten haben. Wahrscheinlich würde sich von selbst alles beßer ausgleichen, als wir es durch unsere künstlichen Anstalten bewirken können, und der Ackerbau würde weit kräftigere Aufmunterung erhalten, als unsere Prämien u. d. g. sind. Die ganze Nation würde ihr Brod um diesen Mittelpreis eßen: ein Volk aber, das zu irgend einer Zeit auf eine unmenschliche Weise sich weigert, fremdes Elend zu erleichtern, verdient kein Mitleid, wenn es selbst in Noth ist. — —

Der Pöbel arbeitet nie aus Vergnügen, immer nur aus Noth. Wohlfeile Lebensmittel machen ihn träge: es geschieht dann weniger, die Arbeit wird verhältnißmäßig theuerer bezahlt, und gewöhnlich steigt der Preis der Fabrikate. Theurung der Lebensmittel hingegen nöthigt den Fabrikanten mehrere Tage und mehrere Stunden zu arbeiten; so wird mehr verfertigt, als die gewöhnliche Consumtion erfordert; die Arbeit wird wohlfeiler, und mit ihr die Manufakturen. — —

Vielleicht wär es im Ganzen weit beßer, wenn die Regierung sich nicht weiter mit dem Handel ab-

gäbe,

gäbe, als daß sie ihn schützte, und ihm seinen Lauf ließe. Die meisten Akten, Verordnungen, Beschlüße und Plakate der Parlamenter, Fürsten und Staaten zur Einrichtung, Leitung oder Einschränkung des Handels sind entweder politische Sünden, oder Spekulationen schlauer Köpfe zu ihrem eignen Vortheil, die sie unter dem Vorwand des allgemeinen Besten durchsetzten. Als Colbert einige alte und verständige französische Kaufleute zusammenkommen lies, und ihren Rath verlangte, wie er dem Handel am besten aufhelfen könne, so gaben sie, nach einiger Ueberlegung, ihr Gutachten mit drey Worten: Laissez nous faire! (Laßen Sie uns machen.) Ein sehr gründlicher Schriftsteller eben dieser Nation versichert, derjenige sey in der Politik weit gekommen, der die Maxime: Pas trop gouverner: (Nicht zu viel regieren) in ihrer ganzen Bedeutung einsehe. Ihre Anwendung auf den Handel würde vielleicht nützlicher seyn, als auf irgend eine andere Angelegenheit, und es wäre wohl zu wünschen, der Handel möchte zwischen allen Nationen der Erde eben so frey seyn, wie zwischen den verschiedenen Grafschaften von England; so würden sie alle durch gegenseitige Mittheilung

mehr Annehmlichkeiten des Lebens genießen. So wenig jene Grafschaften sich durch freyen Handel schaden, so wenig würden die Nationen einander schaden. Nie ward eine Nation durch Handel, war es auch offenbar der nachtheiligste, zu Grunde gerichtet. Ueberall, wo entbehrliche Dinge gesucht und eingeführt werden, erhält der Fleiß einen Sporn und erzeugt Ueberfluß. Dürfte man nur nöthige Dinge kaufen, so würden die Menschen nicht mehr, als sie hierzu brauchten, arbeiten. — —

Hätten die Spanier und Portugiesen den Zweck ihrer thörigten Gesetze zur Einsperrung des Guckgucks (wie Locke sich ausdrückt) erreicht; hätten sie alle ihr Gold und Silber bey sich behalten, so würden diese Metalle jetzt nicht viel mehr, als Bley oder Eisen gelten. Die Menge hätte nothwendig den Werth vermindert. Wir erkennen die Thorheit jener Verordnungen; sind aber unsere eignen verbietenden und einschränkenden Gesetze, die mit der bestimmten Absicht gegeben werden, eine uns günstige Balance des Handels mit andern Nationen zu bewirken, und diese zu nöthigen, uns mit baarem Gelde zu bezahlen — sind Gesetze,

welche

welche die unvermeidliche Geldausfuhr verhindern sollen, und die, wenn ihre Befolgung zu erhalten wäre, den Werth des Geldes, eben seines Ueberflußes wegen, so sehr herabsetzen müßten — sind diese und ähnliche Gesetze mit jenen spanischen nicht Geschwisterkinder? nicht Thorheiten aus Einer Familie? — —

Haben wir gegen die Erzeugniße fremder Länder nicht Produkte unsers eigenen Landes oder unsers Fleißes zu vertauschen, so können wir uns dieselben schwerlich anders als durch Betrug und Raub verschaffen. Haben wir Gold und Silbergwerke, so können wir Gold und Silber unsere Landesprodukte nennen; besitzen wir dergleichen nicht, so können wir uns diese Metalle ehrlicher Weise nur dadurch verschaffen, daß wir Produkte unsers Landes oder Fleißes für sie geben. Diese Metalle sind gleichsam Produkte und Fleiß, nur unter einer andern Gestalt. Wir geben sie, wenn der Handel es fordert im Tausch für die Produkte eines andern Landes, welches uns Dinge liefert, die wir nöthiger brauchen, oder wonach wir mehr verlangen. Haben wir mehr Gold und

Sil-

Silber ausgegeben, als wir füglich entbehren können, so wird unser Fleiß von neuem angereizt, mehr von ihnen zu erwerben, um durch sie die nehmlichen Bedürfniße und Bequemlichkeiten zu erhalten. — —

Bekriegen Regenten einander durch Handelsverbote, so schadet sich jeder selbst eben so sehr, als dem Feinde. Kaufleute, die durch ihre Geschäfte das allgemeine Beste des Menschengeschlechts, so gut als Ackerleute, Fischer u. d. g. befördern, sollten nie in ihren Verrichtungen gehindert oder gekränkt werden, sondern im Kriege eben so wohl als im Frieden alles Schutzes genießen. Diese Politik wird fast ganz von Leuten, die wir Barbaren nennen, befolgt. Die handeltreibenden Unterthanen aller Mächte, mit denen der Kaiser von Marokko Krieg führt, werden so lange sie sich, auf der Hin- und Herreise im Gesicht seines Gebietes befinden, nicht aufgebracht noch in die Gefangenschaft geschleppt; im Gegentheil sie genießen einer unbeschränkten Freyheit in seinen Staaten zu wohnen und zu handeln. — —

Beym Handel ist es nicht wie beym Spiele, wo ein Theil nothwendig verlieren muß, wenn der andere gewinnen soll. Der Gewinn kann hier für beyde gleich seyn. Hat A. mehr Korn, als er verbrauchen kann, dabey aber Mangel an Vieh; B. hingegen umgekehrt Ueberfluß an Vieh und Mangel an Korn; so gewinnen beyde beym Tausche, und so wird durch ihn der Lebensgenuß vermehrt. — —

Keine Regierung ist im Stande, den Papierkredit, der gewöhnlich unsicher ist, einzuschränken, oder ihm Grenzen zu setzen. Sie könnte eben so gut jedem Individuum für sein ganzes Leben Vorschriften geben, was es in jedem Fall thun und glauben solle. Jedes fühlbare, entstehende und vorübergehende Uebel führt, der Natur der Sache nach, sein Gegengift bey sich, und heilt sich am Ende selbst. — — —

(6.)

Zerstreute Ideen über Krieg und Frieden; Abtretung von Ländern; Aussichten auf die künftige Blüthe von England und Amerika; über Englands Betragen im Krieg mit seinen dortigen Kolonien u. s. w.

Sicherheit und Ruhe der Regenten und Staaten galten, wofern sie von Macht unterstützt wurden, von jeher für hinreichende Bestimmungsgründe ihrer Rechte. Der Fürst, der sich durch solche Triebfedern leiten läßt, wird von Unpartheyischen nie eines Mangels an Mäßiggung und Billigkeit beschuldigt werden, und jene Rücksichten waren immer die Grundlage der allgemeinsten Friedensschlüße.

Deutschlands Sicherheit war der Grund, warum man den Schweden ansehnliche Besitzungen darinn einräumte. Europens Sicherheit wegen ward die spanische Monarchie durch den bekannten Theilungstraktat zergliedert, welchen Mächte schloßen, die sonst kein Recht hatten, auch nur über einen Theil derselben zu schalten.

Jede Nation, die einen nachtheiligen Krieg angefangen hat und außer Stande ist, ihn fortzusetzen, verliert ihre Unabhängigkeit in gewißem Betracht, muß sich Bedingungen vorschreiben lassen, und dem Gegner Sicherheit geben. Abtretung von Land und Leuten ist die beste, und in den meisten Fällen selbst dem Ueberwundenen die zuträglichste Sicherheit. Selten wird ein Friede geschlossen, ohne daß irgend ein Land gefordert und abgetreten würde. So hat z. B. jeder zu Frankreichs Vortheil geendigter Krieg, die Macht Frankreichs oder des Hauses Bourbon um etwas vermehrt. Selbst in dem Kriege von 1733. den es mit der Erklärung anfing, keine ehrgeizigen Absichten zu haben, und den es durch einen Vertrag endigte, bey welchem die französischen Gesandten zu wiederhohltenmahlen versicherten, Frankreich begehre nichts für sich, erhielt es gleichwohl Lothringen, eine Entschädigung, die zehnmahl mehr werth war, als alle seine Besitzungen in Nordamerika.

Jede Abtretung vermehrt natürlich die Macht desjenigen Theils, an den sie geschieht. Genug, wenn er ein Recht hat sie zu fordern, das heißt,

wenn

wenn er, außer der Macht, auch durch die Sorge für seine eigne, wahre Sicherheit zu der Forderung befugt wird, und sie nicht blos zur Befriedigung eines gefährlichen Ehrgeizes thut.

* * *

Englands Handel muß, wie seine Seemacht beständig wachsen, so lange bis Amerika *) eben so bevölkert ist, als Großbrittannien, das heißt auf Jahrhunderte hinaus: denn da das Meer zwischen ihm und seinen Kolonien liegt, so müßen mit dem Handel auch Schiffe und Seeleute zunehmen. Der menschliche Körper unterscheidet sich dadurch von dem politischen, daß der erste von der Natur auf eine bestimmte Größe beschränkt ist, die er gewöhnlicher Weise nicht überschreitet, der letztere hingegen, nachdem er lange stillgestanden, oft durch eine verbeßerte Regierungsform und weisere Politik, durch veränderte Sitten und andere Umstände neue Kräfte zum Wachsthum erhält, und den Umfang,

*) Nachstehendes ist ein Bruchstück aus einer, vor der amerikanischen Staatsveränderung geschriebenen, Abhandlung über das Interesse von Großbrittanien in Ansehung seiner Kolonien.

in den er ganze Jahrhunderte hindurch eingeschlos-
sen war, um zehn und mehrere Mahle vergrößern
kann. Die heranwachsende Tochter wird der völ-
lig ausgewachsenen Mutter in wenig Jahren gleich:
mit einem Mutterlande und seinen Kolonien aber
ist der Fall ganz verschieden. Das Wachsthum
der Kinder hat die Vermehrung des Wachsthums
der Mutter zur Folge, und so erhält sich die Ver-
schiedenheit beyder und Ueberlegenheit der letztern
länger. Würden die Bewohner Englands durch
irgend ein Naturereigniß, oder eine andere unver-
meidliche Ursache, auf ihre jetzige Anzahl einge-
schränkt, so würde die gleiche Bevölkerung beyder
Länder freylich eher eintreten; zuverläßige Erfah-
rungen aber, die in den Theilen der Insel, wo
man Manufakturen eingeführt hat, gemacht wor-
den, belehren uns, daß die Bevölkerung in glei-
chem Verhältniß mit den Erwerbmitteln und der
Leichtigkeit des Unterhalts zunimmt, und daß diese
Insel, wenn anders die Menschen nur alle beschäf-
tigt werden könnten, im Stande wäre, eine zehn-
mahl größere Volksmenge zu nähren. Die Men-
schenzahl in England, und mit ihr die Macht und
der Reichthum der Nation, wird folglich in eben

dem

dem Verhältniße zunehmen, in welchem durch die Volksvermehrung in den Kolonien die Nachfrage nach seinen Manufakturen zunimmt. Zur Bestätigung dieser Behauptung kann die Vergleichung der Anzahl und Stärke der jetzigen englischen Flotten, mit der Seemacht zur Zeit der Königinn Elisabeth, wo die Kolonien noch nicht vorhanden waren, dienen. *) Auch vergleiche man den ehemaligen Zustand der Städte und Häfen auf und an den westlichen Küsten (Manchester, Liverpool, Kendal, Lancaster, Glasgow und die Gegenden umher) mit ihrem jetzigen, wo sie mit den Kolonien Handel treiben und Manufakturen für sie verfertigen: man betrachte den Unterschied in der Volksmenge, den Gebäuden, Zinsen, dem Preis der Ländereyen und ihren Produkten, auch nur bey Menschengedenken. Man vergleiche diese Gegenden mit andern auf derselben Insel, wo die Manufakturen noch nicht so in Gang gebracht sind: man bemerke den jetzigen Unterschied, und erwäge, wie viel größer ihre Macht dereinst seyn wird (wenn anders Reichthum an Men-

*) Diese bestand aus vierzig Seegeln, keins von mehr, als vierzig Kanonen.

schen Macht ist) wo ihre Manufakturisten jeden Platz der Insel, wo sie Unterhalt finden können, besetzt haben werden.

Dagegen macht man den Einwurf: „In Amerika werden in einer gewißen Entfernung von der See die Kosten der Fracht den Absatz und Verbrauch unsrer Manufakturen hemmen: dieß und die Schwierigkeit der Rimeßen wird die Einwohner nöthigen, selbst Fabriken anzulegen: angenommen also auch, daß sich die Bevölkerung über jene Entfernung hinaus verbreite, so wird sie doch für uns unnütz. Diese Entfernung bestimmen einige auf 200 Meilen, andere bis an das Apalachische Gebirge. Ohne mich auf die ganz unläugbare Wahrheit zu stützen, daß kein Theil eines Staats, aus dem die Regierung im Nothfall, Hülfe an Menschen und Geld ziehen kann (gesetzt auch, er sey zu entlegen, um von irgend einer Gegend aus mit Manufakturen versorgt zu werden) als unnütz für das Ganze betrachtet werden kann, will ich nur zu zeigen suchen, daß diese angeblichen Grenzen der Benutzung, selbst in Rücksicht auf den Handel, viel zu eng gesetzt sind.

Das

Das Innere des festen Landes von Europa liegt weiter von der See, als die für Amerika festgesetzten Grenzen des Anbaus. Deutschland hat einen Ueberfluß an Handwerkern und Künstlern aller Art, und die Fürsten deßelben begünstigen eben nicht alle den brittischen Handel; dennoch weiß jedermann, daß unsere Manufakturen sich selbst bis zum Herzen von Deutschland Zugang verschaffen. Man frage die großen Fabrikbesitzer von Leeds, Sheffield, Birmingham, Manchester, Norwich und die Kaufleute, die mit ihren Waaren handeln, und man wird hören, daß mehrere von ihnen häufig reitende Couriere, durch Frankreich, Spanien und Italien, bis Wien hinauf, und zurück durch die mittlern und nördlichen Gegenden von Deutschland schicken, Proben ihrer Waaren vorzulegen und Bestellungen anzunehmen, die sie beynah mit jeder Post in ansehnlicher Menge erhalten. So hoch sich auch die Kosten der Fracht belaufen mögen, so werden sie doch zum Preise geschlagen, und von dem Käufer bezahlt. Wenn nun diese Nationen, über die wir nichts zu sagen haben; deren Kundschaft wir uns allein durch Güte der Waaren und wohlfeile Preise erhalten können; deren Han-

del, Manufakturen und Commerzverbindungen nicht unter der Aufsicht unserer Gesetze stehn, wie dieses in den Kolonien in mehrern Betracht der Fall ist — ihrer entfernten Lage von der See ohnerachtet, unsere Waaren in solcher Menge kaufen und verbrauchen; wie viel unwahrscheinlicher ist es, daß die amerikanischen Kolonisten, die noch Jahrhunderte lang sich vorzüglich mit dem Ackerbau beschäftigen müßen, die Waaren, mit denen Englands Manufakturen sie jetzt versehen, sich selbst wohlfeiler sollten verfertigen können: vorausgesetzt auch, daß jene Waaren fünf, sechs bis sieben hundert Meilen von der See, mit eben so viel Schwierigkeiten und Unkosten, als eine gleiche Entfernung nach Deutschland verursacht, verführt werden müßten! *) Betrachten wir dagegen, daß

*) Der Handel nach Deutschland wird nicht allein durch die große Weite, sondern auch durch politische Hindernisse, die kleinen, untermischten Gebiete und das streitende Interesse der Fürsten erschwert. „Jeder „deutsche Reichsstand, sagt Whitworth, ist auf seine „Nachbarn eifersüchtig, und daher nehmen sie alle lie„ber ihre Zuflucht zu den Fremden, als daß sie die Aus„fuhr oder Durchfuhre der Produkte oder Manufaktu„ren

daß die innern Theile von Amerika von großen, schiffbaren Flüßen durchschnitten werden; daß es eine große Menge Seen gibt, die (kleine Zwischenräume abgerechnet) unter sich selbst, mit den Flüssen und dem Meere zusammenfließen; daß allein die Küsten dieser Seen, (wenn der Ausdruck erlaubt ist) die Flüße, die sich in sie ergießen, und von denen viele große Strecken weit in den bewohntesten Gegenden für Boote und Nachen schiffbar sind, ungerechnet, wenigstens 2700 Meilen betragen; so wird man wohl nicht länger besorgen, daß die Transportkosten der englischen Waaren in diese Länder den Absatz derselben hemmen sollten. Können jetzt schon in den entlegensten Gegenden die armen Indianer, die leinenen, wollnen und Eisenwaaren, die ihnen gegenwärtig von französischen und englischen Kaufleuten geliefert werden, bezahlen: obgleich die Indianer nichts besitzen, als was sie sich durch die Jagd verschaffen, und die Waaren mit allen Erschwerungen beladen sind, die Betrug und List zur Er-

 höhung

„ren ihrer Nachbarn begünstigen sollten.“ State of trade, p. 14.

höhung des Preises nur ersinnen konnten; wie vielmehr müßen arbeitsame, englische Anbauer, die sich dort künftig niederlaßen werden, im Stande seyn, dasjenige zu bezahlen, was sie auf dem Wege eines ehrlichen Handels erhalten!

Fragt man: womit wollen diese Kolonisten die Waaren, die sie von uns verlangen, bezahlen? so antworte ich: die innern Theile von Amerika, von welchen hier die Rede ist, können, wie die Erfahrung gelehrt hat, Hanf, Flachs, Potasche, vorzüglich Seide hervorbringen, so wie die südlichen Olivenöl, Rosinen, Corinthen, Indigo und Cochenille liefern. Pferde und Hornvieh ungerechnet, welches mit leichter Mühe nach den an der See gelegenen Handelsstädten getrieben, und dabey zugleich zum Transport anderer Waaren gebraucht werden kann. Dieser Waarentransport aus dem Innern des Landes nach den Seehäfen zu Waßer und auf der Achse wird nicht unthunlich scheinen, wenn man bedenkt, daß ehedem aus der Ukraine und den südlichsten Theilen Rußlands der Hanf nach Wologda, die Dwina herab nach Archangel, und von da vermittelst einer

ner gefährlichen Fahrt, um das Nordcap herum nach England und andern Theilen Europens kam. Jetzt kömmt er eben daher den Dnieper herauf und die Düna herab, oft weite Strecken zu Lande. Ein großer Theil von dem rußischen Eisen, diese nicht in hohem Preis stehende Waare, wird über 300 Meilen weit, zu Waßer und zu Lande, mitten aus Sibirien hieher gebracht. Pelzwerk, gleichfalls ein amerikanisches Produkt, wird aus allen Theilen Sibiriens, aus Kamtschatka sogar nach Amsterdam verführt. Eben dieses Reich liefert noch ein anderes Beyspiel von ausgebreiteten Handel aus dem Innersten eines Landes. Man findet seine Rechnung dabey, einen Handelsverkehr zwischen Peking in China und Petersburg zu unterhalten. Eben so ward der ganze morgenländische Handel zu verschiedenen Zeiten in nicht geringern Entfernungen geführt. Eh es den Mamelucken in Aegypten glückte, den Stapel der morgenländischen Reichthümer nach Cairo und Alexandria zu verlegen, wohin sie auf dem rothen Meere kamen, führte man den größten Theil derselben nach Caschgar und Volk. So entstanden diese Städte, die noch jetzt unter einem Volke, das eben so wild ist, als

sein Land, von den Resten ihres alten Reichthums bestehn. Von da wurden diese Waaren den Amu (den Oxus der Alten) hinab, nach dem Kaspischen Meer, die Wolga hinauf nach Astrachan, sodann den Don hinab nach der Mündung dieses Flußes geführt, von wo aus die Venetianer sie unmittelbar, und nächst ihnen die Genueser sie mittelbar, über Caffa und Trapezunt, durch das mittelländische Meer und über verschiedene Theile Europens verbreiteten. Ein anderer Theil von diesen Waaren ging zu Lande von der Wolga nach der Düna und Newa, von diesen beyden wieder nach der Stadt Wisby an der Ostsee (die wegen ihrer Seegesetze so berühmt ist) und von der Stadt Ladoga an der Newa, mittelst der Dwina, selbst bis nach Archangel und von da um das Nordcap. Können aber Eisen und Hanf die Fracht aus diesem von der See entfernten Lande tragen, so muß dieß gewiß noch eher mit andern Metallen, vorzüglich mit Seide möglich seyn: finden aber die Produkte eines Landes einen Weg aus demselben, so werden die Manufakturen der Länder, wohin sie gehen, zuverläßig auch einen hinein zu finden wißen.

Wer

Wer in die Oekonomie und die Grundsätze des Manufakturwesens einige Einsicht hat, der weiß auch, daß es unmöglich ist, sie an menschenarmen Orten anzulegen: ja selbst in volkreichen hält es schwer, diejenigen, die schon im Besitz des Absatzes sind, daraus zu vertreiben. In Spanien und Frankreich hat man mehrere, von den Regierungen unterstützte Versuche gemacht, uns unsere grobe Eisen- und Wollenmanufakturen zu entreißen, und sie dort in Aufnahme zu bringen; aber ohne Erfolg. Der Gründe Ursachen sind mancherley. Eine Manufaktur ist ein Theil eines großen Handelssystems, das aus Waaren verschiedener Art — der Kenntniß sich mit Materialien allerley Gattung zu versorgen — Maschinen zu Erleichterung und Förderung der Arbeit — ausgebreiteten Verbindungen zum Absatz der Waaren — aus Credit und dem nöthigen Zutrauen, diese Verbindungen anzuknüpfen und zu erhalten — aus der gegenseitigen Hülfe mehrerer Künstler, und tausend Kleinigkeiten, die Zeit und lange Erfahrung nach und nach eingeführt haben, zusammengesetzt ist. Ein Theil eines solchen Systems kann sich ohne das Ganze nicht erhalten, und ehe

das Ganze zu Stande kömmt, geht der Theil zu Grunde. Da, wo die Manufakturen zur Vollkommenheit gediehen sind, werden sie von einer Menge Hände betrieben, deren jede blos einen einzelnen kleinen Theil liefert. Keiner dieser Arbeiter übersieht das Ganze, und wenn auch einer durch irgend eine Veranlaßung zum Auswandern verleitet wird, so ist er, und nicht seine Mitarbeiter, verloren. Nichts aber dürfte wohl schwerer fallen, als eine vollständige, in allen Theilen einer Manufaktur geschickte Gesellschaft von Arbeitern zu bereden, zusammen ihr Vaterland zu verlaßen und in ein fremdes Land zu ziehen. Einige Träge und Trunkenbolde könnte man wohl abspenstig machen, diese betrügen aber blos den, in deßen Dienst sie treten, und machen nur den Unternehmer muthlos. So oft noch durch königliche Freygebigkeit und Unterstützungen, die der Vortheil des Geschäftes allein nicht abgeworfen hätte, vollständige Gesellschaften guter und geschickter Personen zusammengebracht und nach Amerika geschickt wurden; so fanden sie immer in dem System so viel Unvollkommenheiten, so manches, was zu vortheilhafter Fortsetzung der Sache mangelte,

so viel Schwierigkeiten zu besiegen — die zusammenhängende Kette des Ganzen ward so oft durch Tod, Misvergnügen und Weglaufen getrennt, daß sie und ihre Unternehmer muthlos wurden, und das Projekt in Dunst verflog. Dieß ist der Grund, warum bestehende Fabriken nicht leicht anders, als durch fremde Eroberungen, oder große innere Gebrechen in den Sitten oder der Regierung, durch schlechte Gesetze, welche die Arbeiter unterdrücken, und muthlos machen, durch Religionsverfolgungen, wodurch mäßige und fleißige Menschen aus dem Lande vertrieben werden, verloren gehn. Mit Einem Wort, die Geschichte liefert kaum ein einziges Beyspiel, daß Manufakturen, die einmahl festen Grund gefaßt, auf eine andre Weise vernichtet worden wären. Sie entstehen bisweilen plötzlich an einem neuen Orte: dann müßen sie aber meist wie ausländische Gewächse mit großen Kosten gepflegt werden, und sind, wenn man sie nicht als Seltenheiten betrachtet, wenig nütz — diese neuen Wohnplätze müßten denn bald durch einen glücklichen Zufall die Freystätte von Manufakturisten werden, die man aus ihren alten Sitzen vertrieben hätte. Die Eroberung von Constantinopel

und

und der gänzliche Umsturz des griechischen Reichs zerstreuten viel geschickte Arbeiter durch verschiedene christliche Länder. Die frühern Eroberungen einzelner Provinzen deßelben hatten vorher schon ähnliche Wirkung gehabt. Der Verlust der Freyheit von Verona, Mailand, Florenz, Pisa, Pistoja und andrer großen Städte Italiens trieb die dortigen Wollmanufakturisten nach Spanien und Flandern. Letzteres verlor seinen Handel und seine Manufakturen an Antwerpen und die Brabantischen Städte; von da kamen sie durch Religionsbedrückungen nach Holland und England. Die bürgerlichen Kriege unter der Minderjährigkeit Carls des Ersten von Spanien, die sich mit dem Verlust der Freyheit seiner großen Städte endigten, zogen auch die Manufakturen von Segovia, Toledo, Salamanca, Medina del Campo u. s. w. mit in ihren Ruin. Durch den Widerruf des Ediktes von Nantes kamen die Papier- Seiden- und andere wichtige Manufakturen Frankreichs, die dieses Reich bis dahin fast allein besessen, und nach denen man sich immer umsonst bemüht hatte, in alle protestantischen Länder von Europa. Will man überzeugt seyn, daß nicht Boden noch Kli-

ma

sta noch Befreyung von Abgaben das ist, was den Aufenthalt der Manufakturisten bestimmt, und ihr Gedeihen begünstigt; so darf man nur einen Blick auf Holland werfen, wo noch jetzt eine Menge Manufakturen, mehr vielleicht als in irgend einer Gegend Europens von gleichem Umfange, bestehen und ihre Waaren um Preise lassen, wofür man sie sonst nirgend in der Welt haben kann. Eben dieß gilt auch von solchen rohen Produkten, die, ihrer Natur nach, und in Rücksicht der Arbeit, die ihr Anbau erfordert, den Manufakturen am nächsten kommen. — — —

* * *

Ein Volk, das Eigenthum und Freyheiten besitzt, die mit Veränderung des Oberherrn in Gefahr kommen könnten, verloren zu gehn, ist im Ganzen gewiß zur Ruhe geneigt, und duldet lieber viel, als daß es alles aufs Spiel setzen sollte. So lange eine Regierung gerecht und milde ist, und wichtige bürgerliche und religiöse Rechte ungekränkt läßt, so lange werden die Unterthanen willig und gehorsam seyn. Die Wellen erheben sich nicht eher, als der

Wind brauſt. Was eine Staatsverwaltung, wie die des Herzogs von Alba in den Niederlanden hier *) thun könnte, weiß ich nicht: doch dieſer Fall iſt wohl an ſich undenkbar. Ueberdieß iſt unſere Lage in zwey wichtigen Rückſichten, die beyde zu unſerm Vortheil ſind, von der damaligen Lage der Niederländer verſchieden. Erſtlich hatten die Spanier die ſiebzehn Provinzen ſchon unter Ein ſichtbares Regiment vereinigt, wenn gleich die einzelnen Staaten ihre Unabhängigkeit behielten. Zweytens beſtanden die Einwohner dieſer Provinzen aus einer Nation, die nicht allein von der ſpaniſchen verſchieden, ſondern ihr ſogar äußerſt unähnlich war. Wären die Niederlande von Spanien aus bevölkert worden, ſo würde wahrſcheinlich die härteſte Bedrückung ſie nicht ſo weit gereizt haben, eine gänzliche Trennung von demſelben zu wünſchen. Sie hätten das Land wahrſcheinlich, oder vielmehr gewiß zu Grunde gerichtet, ohne ſich die Unabhängigkeit zu erringen. So hat denn auch wirklich in den eignen Provinzen Spaniens ſelbſt weder die übel eingerichtete Regierungs-

*) In Amerika.

rungsverfassung, die verderbliche Politik des vergangenen Jahrhunderts, noch die gänzliche Vernichtung des Rests ihrer Freyheiten die Einwohner dieses Reichs zu Aufständen gereizt, die von Dauer gewesen, oder Unabhängigkeit zum Zweck gehabt hätten. Dasselbe gilt von Frankreich. Man sage nicht, die geringe Entfernung dieser Provinzen von dem Sitze der Regierung habe die Trennung verhindert. So lange England seine Seemacht behält, liegen die Ufer des Ohio — in Rücksicht auf leichte und schnelle Uebersendung von Truppen — London näher, als die entfernten Theile Frankreichs und Spaniens ihren Hauptstädten; weit näher, als Connaught und Ulster zur Zeit der Königinn Elisabeth lagen. Niemand weißagt dem rußischen Reiche wegen der Entlegenheit seiner Grenzprovinzen eine Trennung, ob ich mir gleich zu beweisen getraue, daß man von Petersburg aus schon weit schwerer in die östlichen Theile desselben kommen kann, als von London in das Land am Missisippi: ich sage, man kann in kürzerer Zeit von London mehr Truppen in letztere Gegend bringen, als von Petersburg in die erstere. Die Flüsse Oby, Jenisei und Lena erleichtern durch ihren Lauf die Ge-

meinschaft nicht halb so leicht, können auch nicht halb so gut befahren werden, als die Flüsse in Amerika. Noch will ich hier an eine Bemerkung erinnern, die Macchiavell in seinem Fürsten macht, daß nehmlich eine Regierung ihre Herrschaft selten lang über Fremde behalte; daß sie hingegen sehr leicht abfallen, und sich nur desto fester mit der Regierung ihrer eignen Nation verbinden. Er erweist dieß durch die Schicksale der englischen Eroberungen in Frankreich. Ja, so ungemein viel sich auch zu Spaniens Nachtheil vereinigte, so konnten die Niederlande sich dennoch ohne den Beystand Frankreichs und Englands nicht aufrecht erhalten, so schwer ist es, eine einmahl gegründete Regierung umzustürzen! — und fast noch zehn ganze Provinzen blieben, wegen ihres Mangels an Eintracht, in Spaniens Händen.

Die Römer waren Meister in der Politik, welche die Sicherheit der Hauptregierung auf die Trennung und Verschiedenheit der Verfassung und Regierung der einzelnen Provinzen gründet. Deshalb stellten sie die Freyheiten der griechischen Staa-

ten,

ten, die unterjocht, aber unter Macedonien vereinigt waren, durch ein Edikt, daß jeder Staat nach seinen eigenen Gesetzen leben solle, wieder her. *) Sie dachten nicht einmahl an Statthalter. Gegenseitige Unabhängigkeit und getheiltes Interesse war das einzige, wodurch die Römer ihre Herrschaft zu sichern suchten — die Herrschaft über ein Volk, das durch gemeinschaftliche Sitten, Sprache, Religion verbunden war, und ihnen selbst weder an Klugheit und Tapferkeit, noch an Freyheitsliebe nachstand! Freylich nannten sie sich nicht Herren: den Titel achteten sie wenig, da sie im Besitz der Sache waren. Und in diesem Besitz erhielten sie sich, selbst ohne ein stehendes Heer: der größte Beweis von der Sicherheit dieses Besitzes! Durch eine solche, sich durchaus gleich bleibende Politik ward die Welt bezwungen und ein Reich gestiftet und erhalten, das aus mehr als hundert verschiedenen Sprachen, aus hunderterley Sitten, die alle von denen der Beherrscher abwichen,

*) Alle Staaten Griechenlands, in Europa so wohl, als in Asien, genossen der Freyheit, und hatten ihre eignen Gesetze — — Livius. B. 33. K. 30.

zusammengesetzt war! Und diese Herrschaft stand unerschüttert, bis der Untergang der Freyheit und das Sittenverderben in dem Hauptstaat, auch sie endlich auflößte!

* * *

Viele sonst gutmüthige Menschen bleiben bey dem Elend eines etwas entfernten, ihnen unbekannten Volkes, kalt und ungerührt. Andere können mit einer Dame über den plötzlichen Tod eines Lieblingsvogels, der sich in ihrer Anwesenheit ereignet, um die Wette weinen, und doch ganz kaltblütig lesen, in Syrien sey eine Stadt verheert oder von der Erde verschlungen worden. Sollte man es daher ja nöthig finden, das Wachsthum der amerikanischen Kolonien zu hindern, so erlaube man mir wenigstens eine menschlichere Methode vorzuschlagen, als die ist, sie den Einfällen, Verheerungen, und dem Mordschwerd der von den Franzosen in Canada angereizten Wilden Preis zu geben. Ich meine die Methode, von der wir in der heiligen Schrift ein Beyspiel haben. Der Mord von Männern, Weibern, Brüdern, Schwestern und Kindern, rührt die Anverwandten,

wandten, die ihre angenehme Gesellschaft oft lange genoßen hatten, ungemein tief: der Schmerz über den Tod eines neugebornen Kindes hingegen ist kurz, und erträgt sich leicht. Was that daher die aegyptische Politik, als sie fürchtete, der ungeheure Anwachs der Kinder Israel möchte dem Staat gefährlich werden? Sie that, was ich ihr nachzuthun rathe. *) Man mache demnach eine Parlamentsakte, die man den Wehmüttern in den Kolonien auflegt, jedes dritte oder vierte Kind bey Seite zu schaffen. Durch dieses Mittel können die Kolonien in ihrem jetzigen Zustand erhalten werden: und gewiß würden sie selbst, in dem traurigen Wechselfall, diese letztere

*) Und Pharao sprach zu seinem Volke: „Siehe des Volks der Kinder Israel ist viel, und mehr denn wir. Wohlan, wir wollen sie mit Listen dämpfen, daß ihrer nicht zu viel werden. Denn wo sich ein Krieg erhübe, möchten sie sich auch zu unsern Feinden schlagen, und wider uns streiten, und zum Lande ausziehn. — Und der König sprach zu den ebräischen Wehemüttern: wenn ihr den ebräischen Weibern helfet, und sehet, daß es ein Sohn ist, so tödtet ihn u. s. w. 2. Buch Mose, 1. Kap. V. 10. 15—17.

Art der Hemmung ihres Wachsthums jener ersten vorziehen. — —

* * *

„ — *) Ich bin im Begriff, morgen ins Lager zu gehn ... Sagen Sie unserm guten lieben Freunde **, der noch keinen festen Glauben an unsere Standhaftigkeit hat: Amerika sey entschloßen und einig; eine Handvoll Tories und Beamte ausgenommen, die sich wahrscheinlich bald von dannen heben werden. Grosbrittannien hat in diesem Feldzug drey Millionen Pfund ausgegeben, um 150. Yankies zu erlegen. Dieß beträgt auf den Kopf genau 20,000 Pf. — und bey Bunkershill gewann es eine Meile Land, die es zur Hälfte wieder verlor, da wir Ploughedhill in Besitz nahmen. Während dieser Zeit sind in Amerika 30,000 Kinder geboren worden! Aus diesen Angaben kann sein mathematischer Kopf leicht die Zeit und Unkosten berechnen, die erfor-

*) Dieses und die folgenden Bruchstücke sind aus Briefen genommen, die Franklin kurz nach dem Ausbruch der Revolution und des Krieges an seine Freunde in England schrieb.

erforderlich seyn werden, uns alle umzubringen, und unser ganzes Land zu erobern ... (Oktober 1775.)

* * *

Der Congreß versammelte sich zu einer Zeit, wo alle Gemüther durch die Treulosigkeit des General Gage und seinen Angriff des Landvolks so erhitzt waren, daß die Vorschläge, einen gütlichen Vergleich zu versuchen, wenig Eingang fanden, und nur mit vieler Müh ward eine Bittschrift an die Krone beschloßen, um England noch Einmahl Gelegenheit und Veranlaßung zu geben, die Freundschaft seiner Kolonien wieder zu erhalten. Ich zweifle aber, daß es Verstand genug haben werde, sie zu ergreifen: vielmehr glaube ich, daß es sie für ewig verloren hat. Es machte damit den Anfang, daß es unsere Seestädte in Brand steckte: in der Ueberzeugung wahrscheinlich, daß wir nie im Stande seyn würden, ihnen Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Es ist kein Zweifel; es kann sie alle verwüsten und veröden; sind dieß aber vernünftige Mittel, wenn es unsern Handel wieder zu erlangen wünscht? Es muß

wohl den Kopf verloren haben; denn welcher Handelsmann aus Bedlam hoffte noch je, die Zahl seiner Kunden dadurch zu vermehren, daß er sie auf den Kopf schlüge? oder seine Schulden dadurch leichter zu erhalten, daß es ihre Häuser ansteckte? Unmöglich kann sein Wunsch seyn, uns zu Unterthanen zu behalten, und gegen seinen König, als einen gemeinschaftlichen Souverän Unterwerfung erwarten. Die Proben, die es uns jetzt von seiner Art zu regieren gibt, sind so empörend, daß wir sie ewig als ein Gemisch von Räuberey, Mord, Hungersnoth, Feuer und Pest verabscheuen und fliehen werden ...

Noch haben wir uns an keine fremde Macht Beystands wegen gewendet, oder ihr für ihre Freundschaft unsern Handel angeboten. Vielleicht thun wir es nie: doch erfordert die Klugheit, darauf zu denken, wofern wir ins Gedränge kommen sollten. Jetzt haben wir ein Heer auf unsre Kosten, das die englischen Truppen eingeschlossen hält.

Nie war meine Zeit mehr besetzt. Des Morgens um Sechs bin ich schon im Sicherheitsausschuß,

dem die Assembly den Auftrag ertheilt hat, die Provinz, *) in Vertheidigungsstand zu setzen. Dieser Ausschuß sitzt bis neun Uhr: von da an bin ich im Congreß, dessen Sitzungen bis vier Uhr Nachmittags dauern. Beyde Collegien gehn mit der größten Einigkeit zu Werke und ihre Versammlungen werden fleißig besucht. In England wird man es kaum glauben, daß man bey uns blos aus Eifer für das gemeine Beste thätiger ist, als dort für Tausende jährlichen Gehalts. Ein solcher Unterschied ist zwischen unverdorbenen, neuen, und alten, verdorbenen Staaten!

Großer Fleiß und Sparsamkeit sind jetzt hier Mode geworden. Ansehnliche Männer, die sonst mehrere Speisen auf ihrer Tafel hatten, suchen jetzt ihren Stolz darinn, sich mit Rindfleisch und Pudding zu begnügen. Durch Mittel dieser Art, und die Unterbrechung des verderblichen Handels mit England, werden wir beßer im Stande seyn, unsere freywilligen Taxen zum Unterhalt unserer Truppen zu bezahlen. Unsere Ersparungen im Punkt der Handlung belaufen

*) Pensylvanien.

belaufen sich jährlich auf fünf Millionen Pfund Sterling. (Jul. 1775.)

* * *

„Ich wünsche den Frieden eben so feurig, als Sie, und würde mich unendlich freuen, wenn ich mit Ihnen diesen Zweck erreichen könnte. Allein, jedes Schiff aus England bringt neue Nachrichten von Maasregeln mit, die nur größere Erbitterung erzeugen müssen: und mir ahndet, sie werden nicht eher auf einen redlichen und billigen Vergleich denken, als bis sie durch eine theure Erfahrung die Unmöglichkeit empfunden haben, uns mit Gewalt zu Paaren zu treiben. Bis jetzt wollen wir blos vertheidigungsweise gehen. Wollte England seine Macht zurückrufen, so würden wir uns auch ruhig halten. Eine solche Pause zur Abkühlung könnte auf beyde Theile treffliche Wirkung haben: allein statt dessen thun sie alles, uns zu reizen, und aufzubringen. Sie verachten uns zu sehr, und sehen nicht ein, wie wahr das italiemische Sprichwort ist: daß es keinen kleinen Feind gebe. Ich bin überzeugt, der größte Theil des englischen Volks neigt sich auf unsre

Seits:

Seite: leider aber ist es zu wankelmüthig, und seine lügenhaften Zeitungen können es bald zu unsern Feind machen. Im gleichen Verhältniß wird auch unsere Achtung gegen daßelbe abnehmen, und ich sehe uns schon im Geiste auf dem Wege, uns gegenseitig anzufeinden, zu haßen, und zu verabscheun. Die Trennung wird dann unvermeidlich werden. Welch ein Jammer, daß unser schöner Plan, zur Vermehrung der Stärke des Reichs durch öffentliche Wohlfahrt, durch die zerstörenden Hände einiger thörigten Minister vernichtet werden soll. Er wird nicht vernichtet werden. Gott wird ihn schützen und segnen. Wir hören, daß mehrere Schiffe und Truppen von England hieher auf dem Wege sind; wir wissen, daß sie uns großes Herzeleid zufügen können, sind aber entschlossen, so lange wir können, alles mit Geduld zu ertragen. Schmeicheln sie sich, uns mit Schlägen zur Unterwürfigkeit zu bringen, so kennen sie weder Volk, noch Land. (Oktober 1775.)

* * *

— — David kann ein Mann nach dem Herzen Gottes, und Salomo der weiseste Fürst und Va-

ter seines Volks gewesen seyn; will aber Rehabeam ein Tyrann und ein Blutigel seyn — wer kann ihm dann die Zuneigung des Volks verbürgen? Die Tugend und das Verdienst seiner Ahnherrn mag sehr groß seyn, will er sich jedoch hierauf allein verlassen, o, so ist sein Wahn noch weit gröser! — —

Ende

des zweyten Theils.

* * *

Inhalt.

Inhalt.

Erster Theil.

Vorbericht des Uebersetzers.

B. Franklins Leben, von ihm selbst beschrieben.

Seite.

Erstes Kapitel. Gründe des Verf. gegenwärtiges Werk zu unternehmen — einige Betrachtungen über Eitelkeit — Nachrichten von seinen Vorfahren — er macht die Bemerkung, daß er der jüngste Sohn eines jüngsten Sohnes der Familie seit fünf Generationen ist — sein Vater will anfangs einen Geistlichen aus ihm machen, nimmt ihn aber bald wieder aus der Schule, und braucht ihn als Handlanger beym Lichtziehen — seine Neigung zum Seeleben — Geschmack am Lesen — er kömmt zu einem Buch-

Seite.

drucker in die Lehre — entgeht glücklich der Gefahr, ein Poet zu werden — übt sich in der Kunst zu schreiben — führt eine strenge Diät — etwas über die socratische Methode im Disputiren. . . . . 1.

Zweytes Kapitel. Franklin arbeitet incognito an einer Zeitung, die sein Bruder verlegt — Ursprung seiner Abneigung gegen willkührliche Gewalt — die Zeitung wird unter dem Nahmen Benjamin Franklins gedruckt — er wird seiner Lage überdrüßig, verläßt seinen Bruder und Boston — schifft sich auf ein Fahrzeug nach Neujork ein, und beginnt so im 17. Jahre seine Wanderungen — Ankunft in Neujork — er findet dort seine Rechnung nicht, und geht weiter nach Philadelphia — rettet auf der Ueberfahrt einem Holländer das Leben — ein fürchterlicher Sturm — Franklin vertreibt sich das Fieber durch kaltes Wasser — Anfang seiner Bekanntschaft mit dem Dr. Browe und einer alten Frau, die ihn beherbergt — Ankunft in Philadelphia. . . . . 44.

Drit-

Seite.

Drittes Kapitel. Franklin kömmt nach Philadelphia, ohne Geld und ohne eine Seele dort zu kennen — er kauft für ein paar Pfennige Brod, das er auf der Straße verzehrt — in diesem Aufzug sieht ihn seine künftige Gattin — er arbeitet in zwey Druckereyen zugleich — Vorschläge nach Boston zurückzukehren, und sich dort auf seine Hand zu etabliren — er geht dahin, kehrt aber bald nach Philadelphia zurück — was sein Patron Keimer für ein Mann war — er wird mit dem Statthalter von Philadelphia bekannt — sein Freund Collins zehrt aus seinem Beutel — sie gerathen in Streit — Franklin wirft ihn ins Wasser — sie trennen sich. . 63.

Viertes Kapitel. Franklin gibt eine ihm anvertraute Summe Geldes aus — etwas von Stockfischen — Projekt zur Stiftung einer neuen Religion — noch etwas von vegetabilischer Diät — ein poetischer Wettstreit — grosse Verheissungen eines Statthalters — Abreise von Philadelphia — es zeigt sich, wie gröblich Franklin von seinem hohen Gönner betrogen wor-

Seite.

den — Ankunft in London — Franklin gibt seine Empfehlungsschreiben ab — einige Nachrichten von dem Statthalter Sir William Keith. 89.

Fünftes Kapitel. Franklin führt in London ein zerstreutes Leben — er wohnt in Einem Hause mit Ralph — verliebt sich in die Geliebte seines Freundes, von der er aber einen Korb bekömmt — wird ein Schriftsteller und schreibt ein metaphysisches Werk gegen Wollaston — macht die Bekanntschaft des Dr. Mandeville, des Verfassers der berühmten Fabel von den Bienen — einige Nachrichten von diesem Manne — Franklin geht zu einem andern Drucker — er trinkt blos Wasser und hat dabey mehr Kräfte, als seine Kameraden, die Doppelbier trinken — er führt einige heilsame Gesetze in die Kapelle ein — eine Einsiedlerin mitten in London — Franklins Geschicklichkeit in der Kunst zu schwimmen — er kömmt als Handlungsdiener zu einem Kaufmann und kehrt nach Philadelphia zurück. . . . 113.

Seite.

Sechstes Kapitel. Franklin begegnet dem Statthalter Sir W. Keith — er hört, daß Miß Read verheurathet ist — Mr. Denhams Krankheit und Tod — Franklin kehrt zu seiner Kunst zurück — Geschichte eines Oxforder Studenten — Zwist mit Keimer — Versöhnung — Papiergeld — Bekanntschaften, die der Druck dieses Papiergeldes Franklin verschafft — er zieht nach Burlington — Isaac Decon, Generalinspector von Neu-Jersey — Projekt eines Etablissements — Franklins religiöse Grundsätze — er fängt an, die Haltbarkeit seines metaphysischen Systems zu bezweifeln — Gute Vorsätze. . . . . 139.

Siebentes Kapitel. Franklin fängt seine eignen Geschäfte an — einige Nachrichten von dem cynischen Deklamator Mickle — Errichtung eines politischen und philosophischen Clubs — Wachsamkeit und Thätigkeit besiegen alle Hindernisse — Franklin beschließt, eine neue Zeitung herauszugeben — sein Plan wird verrathen — er bezahlt Vernons alte Schuld —

Seite.

neue Schwierigkeiten — Grosmuth zweyer Freunde — Franklin trennt sich von Meredith — Betrachtungen über den Nutzen des Papiergeldes — Franklin legt einen Papierhandel an — Fleiß, Mäßigkeit und Bescheidenheit machen einen guten Nahmen — Franklin heurathet endlich seine alte Geliebte — Plan zu einer öffentlichen Leihbibliothek. . . 160.

B. Franklins Leben, fortgesetzt vom Dr. Stuber.

Erstes Kapitel. Franklin stiftet eine öffentliche Lesebibliothek in Philadelphia — Großer Einfluß derselben auf die geistige Kultur der Provinz — Almanach des armen Richard — großer Beyfall — Franklin tritt seine politische Laufbahn an — erhält eine Stelle bey der Generalversammlung von Pensylvanien — wird Postmeister — macht verschiedene, nützliche Einrichtungen — Feueranstalten u. s. w. . . 195.

Zweytes Kapitel. Innerliche Zwistigkeiten in Pensylvanien — Franklin wird zum Obersten

Seite.

sten eines Regiments ernannt, schlägt aber die-
se Ehre aus — seine Entdeckungen in der Lehre
von der Electricität — seine Schriften über
diesen Gegenstand — seine Gegner und Ver-
theidiger. . . . . 204.

Drittes Kapitel. Franklin erfindet ein neues Kamin — wird Mitglied der Generalver-sammlung von Pensylvanien — seine Talente als Redner sind nicht gros — Universität in Philadelphia — Franklins Briefe über diesen Gegenstand. . . . . 224.

Viertes Kapitel. Franklins thätiger Antheil an der Stiftung eines Hospitals — er macht einen wichtigen Plan zu einer neuen Regierungsverfassung für die amerikanischen Kolonien, der aber so wohl von diesen, als von den brittischen Ministern verworfen wird — wird Oberster eines Regiments — schützt die Grenzen von Pensylvanien gegen die Einfälle des Feindes — wird von Seiten der Provinz und der Assembly als Abgeordneter mit einer Bitt-

Seite.

schrift nach London an den König geschickt — Vergleich mit der Familie Penn. . . 245.

Fünftes Kapitel. Franklin erwirbt sich großes Ansehn als ein Mann von Rechtschaffenheit und Ehre — er bleibt in England als Geschäftsträger der Provinzen Pensilvanien, Massachusets, Maryland und Georgien — wird Mitglied der königlichen Societät der Wissenschaften in London — und anderer gelehrten Gesellschaften — erhält das Doctordiplom von mehrern Universitäten — zeigt, wie wichtig der Besitz von Canada für England sey — neue physikalische Versuche — Erfindung der Harmonika — Rückkehr nach Philadelphia. . 264.

Sechstes Kapitel. Franklin stillt einen Aufruhr — Neue Unruhen in Pensylvanien — Franklin verliert seinen Sitz in der Assembly, wird aber Provinzialagent — seine Reise nach England wegen der berüchtigten Stempelakte — Reise durch Holland und Deutschland im Jahr 1766. — Rückkehr nach England — Reise

nach

Seite.

nach Frankreich 1767. — Franklin entdeckt wichtige Papiere. . . . 272.

Siebentes Kapitel. Ursachen des amerikanischen Kriegs — Bedrückungen der Amerikaner — Vortheile Englands von den Kolonien — Franklins Vorstellungen bey den englischen Ministern sind fruchtlos — er kehrt nach Amerika zurück — Congreß — Franklin, ein Mitglied desselben — bemüht sich vergebens, Canada in den Bund der übrigen Provinzen zu ziehn — Unterhandlungen mit Lord Howe — Franklins Antheil an Paine's berühmter Schrift Commonsense — er wird Präsident des Convents von Philadelphia, zur Festsetzung einer neuen Constitution — er geht nach Frankreich. 283.

Achtes Kapitel. Franklins Talente zu politischen Verhandlungen — Thätigkeit in Paris — Traktat mit Schweden und Preußen — thierischer Magnetismus — Franklin kehrt zum letztenmahl nach Amerika zurück — neue Constitution — politischer Club — er wird Präsi-

Seite.

dent von zwey Gesellschaften — Satyre gegen die Vertheidiger des Negerhandels — seine Krankheit und Tod. . . . 294.

Anhang. Zusätze zu den Lebensumständen Franklins; einige Anekdoten und charakteristische Züge. . . . . 307.

Zweyter Theil.

Kleine Schriften.

Seite.

I. Ueber frühe Ehen. . . . 1.

II. Ueber den Tod seines Bruders, des Mr. John Franklin. . . . 5.

III. An den verstorbenen Doktor Mather in Boston. . . . . 8.

IV. Die Pfeife. Eine wahre Geschichte . 13.

Seite.

V. Bittschrift an diejenigen, die die Oberaufsicht über die Erziehung haben. . . 17.

VI. Der schöne und der häßliche Fuß. . 19.

VII. Unterhaltung einer Gesellschaft von Tagthierchen, nebst dem Selbstgespräch eines ältern. 24.

VIII. Moralen aus dem Schachspiel. . 29.

IX. Die Kunst sich angenehme Träume zu verschaffen. . . . . 38.

X. Guter Rath an einen jungen Handwerker. 49.

XI. Nöthige Winke für diejenigen, die gern reich werden möchten. . . . 54.

XII. Ein Mittel aller Welt Beutel zu füllen. . 56.

XIII. Ein ökonomisches Projekt. . . 59.

XIV. Eine Parabel wider den Verfolgungsgeist. 71.

XV. Ein Apolog. . . . . 73.

XVI. Grabschrift eines Eichhörnchens, das ein Hund getödet hatte. . . . 74.

XVII. Der alte, arme Richard, oder Mittel reich zu werden. . . . . 76.

XVIII. Ueber die Kunst zu schwimmen. . 94.

XIX. Eine neue Art zu baden. . . 100.

Seite.

XX. Bemerkung über die allgemein herrschende Lehre von Leben und Tod. . . 104.

XXI. Regeln der Vorsicht für diejenigen, die im Begriff sind, eine Seereise anzutreten. . 108.

XXII. Ueber Luxus, Müßiggang und Kunstfleis. 119.

XXIII. Ueber den Sklavenhandel. . . 130.

XXIV. Bemerkungen über den Krieg. . 138.

XXV. Etwas Spekulatives. . . . 142.

XXVI. Sätze zur Prüfung. . . 145.

XXVII. Ueber die Vorkehrungen, die man in China gegen die Hungersnoth trifft. . 151.

XXVIII. Ueber den Zwist zwischen England und Amerika. . . . . 151.

XXIX. Ueber peinliche Gesetze und Seekaperey. 155.

XXX. Nachricht von dem höchsten Gerichtshof in Pensylvanien. . . . . 171.

XXXI. Bemerkungen über die Vermehrung der Menschen, Kolonisten u. s w. . . 180.

XXXII. Ueber den Getreidepreis und die Unterstützung der Armen. . . . 195.

XXXIII. Ueber den Schleichhandel und seine Nebenzweige. . . . . 204.

XXXIV,

Seite.

XXXIV. Bemerkungen über die Nordamerikanischen Wilden. . . . . 214.

XXXV. Vergleichung des Betragens der alten Juden und der Antifederalisten in den vereinigten Staaten von Amerika. . . . 231.

XXXVI. Ueber den innern Zustand von Amerika. . . . . 241.

XXXVII. Plan einer englischen Schule. . 253.

XXXVIII. Rede beym Schluß der allgemeinen Staatenversammlung. . . . 268.

XXXIX. Unterricht für diejenigen, die nach Amerika auszuwandern gedenken. . . 274.

XL. An Lord Howe. . . . 305.

XLI. Gesetze für einen in Philadelphia errichteten Club. . . . . 313.

XLII. Noch eine Parabel. . . 319.

XLIII. Ueber Musik. . . . 320.

XLIV. Ueber eine Ballade. . . 330.

XLV. Der Triumph der Künste. . . 337.

XLVI. Papier. . . . . 341.

XLVII. Bruchstücke.

Seite.

1.) Ueber Neuerungen in der englischen Sprache. . . . . 345.

2.) Ueber das Matrosenpressen. . 354.

3.) Ueber den Verfolgungsgeist; Vergleichung des Zustandes der Duldung in Alt- und Neuengland. . . . 361.

4.) Ueber den Anbau und die Beförderung des Wohlstandes entfernter Länder. . 370.

5.) Politische Rhapsodieen. . . 373.

6.) Zerstreute Ideen über Krieg und Frieden; Abtretung von Ländern; Aussichten auf die künftige Blüte von England und Amerika; über Englands Betragen im Kriege mit seinen Kolonien u. s. w. . . 385.

Druckfehler und Verbeßerungen.

Erster Theil.

S. 12. Zeile 6. von unten anstatt bergen lese man verbergen.
— 34. — 13. st. öffen l. öffnen.
— 64. — 8. v. u. st. rechts bald links l. bald rechts, bald links.
— 80. — 3. st. physische l. physicalische.
— 84. — 4. v. u. nach Neujork fällt an hinweg.
— 87. — 3. v. u. st. anzuklemmen l anzuklammern.
— 89. — 8. v. u. st. der Angriff l. das Angreiffen.
— 96. — 14. st. wichtig l. richtig.
— 98. — 5. st. den ich so wie Collins selbst l. den ich selbst so wie Collins.
— 117. — 7. v. u. st. nocentrischer l. eccentrischer.
— 120. — 12. nach ließ fällt ihm hinweg.
— 135. — 4. st. also l. so.
— 151. — 8. v. u. st. hoffe l. hofft e.
— Ebds. — 9. st. würden l. wären.
— 152. — 1. nach sollte fehlt mir.
— 169. — 7. nach noch fehlt nicht.
— 186. — 10. st. vergelten l. entgelten.
— 205. — 2. st. hinderte l. machte.
— 214. — 10. st. Erweitern l. Erweiterern.
— 228. — 8. st. umfassenderes l. umfassendes.
— 264. — 4. v. u. st. die man . . hatte l. in der . . stand.
— 302. — 1. v. u. nach Schriften fehlt Nr. XXIII.
— 303. — 15. st. untern l. muntern.

Druckfehler und Verbeßerungen.

S. 312. — 3. v. u. nach eh fehlt ich.
— 318. — 10. st. daß je l. daß.
— 326. — 3. st. Vater l. Mutter.
— 335. — 10. st. Freund l. Feind.
— 343. — 1. v. u. st, in der l. mit der.

Zweyter Theil.

S. 14. Zeile 5. statt ewig lies einen.
— 25. — 13. nach daß sie fällt sehr heftig hinweg.
— 27. — 6. v. u. st. Gesetze oder Sitten l. Gesetze ohne Sitten.
— 39. — 9. st. verhindert l. hindert.
— 45. — 7. v. u st. mäßt l. mäßig.
— 61. — 9. v. u. nach aufgehe und fällt sie hinweg.
— 73. — 2. v. u. st. hätte l. hatte.
— 96. — 5. st. Bewegungen l. Wendungen.
— Ebds. — 11. st. er l. man.
— 110. — 6. v. u. nach Syrup darf kein Comma stehn.
— 112. — 7. v. u. st. ausserdem l. ausser dem.
— 158. — 4. v u. st. wie groß l. wie hoch.
— 170. — 3. v. u. st. Privatschrift l. Privatschiff.
— 180. — 12. st. bewohnter l. bewohnte.
— 188. — 15. nach hundert muß ein Punkt stehn.
— 196. — 5. st. nicht werth werden l. nicht werden.
— 218. — 17. st. aufstehe l. aufstehn.
— 247. — 6. v. u. st. Unbegüternden l. Unbegüterten.
— 258. — 9. v. u. st. Abschrift l. Absicht.

Staatl. Bibliothek Passau

100
125

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Franklin, Benjamin, 1706-1790

Benjamin Franklins kleine Schriften meist in der Manier des Zuschauers, nebst seinem Leben : mit Franklins doppeltem Bildnisse

Bd.: Zweyter Theil

Weimar 1794

Passau, Staatliche Bibliothek -- S nv/Lc (b) 10-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11342541-0
VD18 80351174